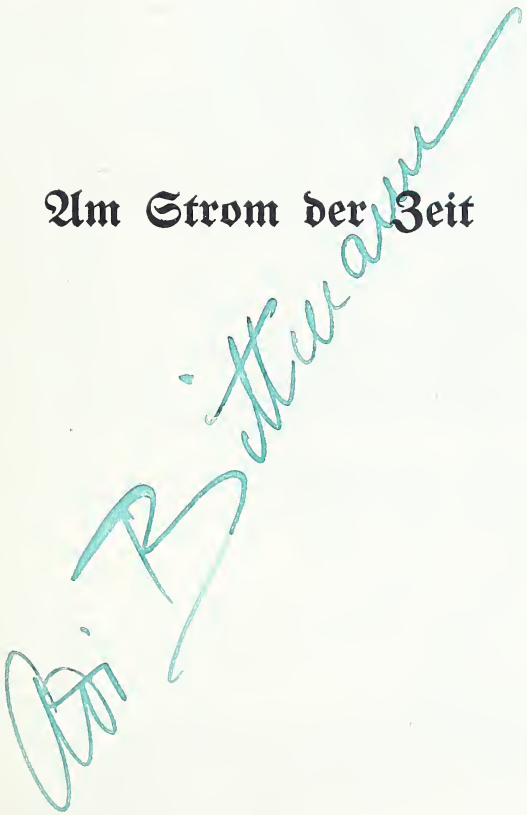
Adolf Wilbrandt
Am Strom der Zeit

Digitized by the Internet Archive
in 2015

https://archive.org/details/amstromderzeit01wilb

Am Strom der Zeit



Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger
Stuttgart und Berlin

Adolf Wilbrandt

	Geheftet:	In Leinenbd.:
Adams Söhne. Roman. 3. Auflage	M. 4.50	M. 5.50
Das lebende Bild u. andere Geschichten. 3. Aufl.	M. 3.—	M. 4.—
Dämonen u. andere Geschichten. 3. u. 4. Auflage	M. 3.—	M. 4.—
Der Dornenweg. Roman. 4. Auflage	M. 3.50	M. 4.50
Erika. Das Kind. Erzählungen. 3. Auflage	M. 3.50	M. 4.50
Familie Roland. Roman. 3. Auflage	M. 3.—	M. 4.—
Fesseln. Roman. 3. Auflage	M. 3.—	M. 4.—
Feuerblumen. Roman. 3. Auflage	M. 3.—	M. 4.—
Franz. Roman. 3. Auflage	M. 3.50	M. 4.50
Die glückliche Frau. Roman. 4. Auflage	M. 3.—	M. 4.—
Fridolins heimliche Ehe. 4. Auflage	M. 2.50	M. 3.50
Schleichendes Gift. Roman. 3. Auflage	M. 3.—	M. 4.—
Hermann Ifinger. Roman. 6. Auflage	M. 4.—	M. 5.—
Hildegard Mahlmann. Roman. 3. Auflage	M. 3.50	M. 4.50
Irma. Roman. 3. Auflage	M. 3.—	M. 4.—
Ein Mecklenburger. Roman. 3. Auflage	M. 3.—	M. 4.—
Meister Amor. Roman. 3. Auflage	M. 3.50	M. 4.50
Novellen. Inhalt: Die Brüder — Heimat — Reseda	M. 3.—	M. 4.—
Die Osterinsel. Roman. 5. Auflage	M. 4.—	M. 5.—
Die Rothenburger. Roman. 7. Auflage	M. 3.—	M. 4.—
Der Sänger. Roman. 4. Auflage	M. 4.—	M. 5.—
Die Schwestern. Roman. 2. u. 3. Auflage	M. 3.—	M. 4.—
Sommerfäden. Roman. 2. u. 3. Auflage	M. 3.—	M. 4.—
Vater Robinson. Roman. 3. Auflage	M. 3.—	M. 4.—
Vater und Sohn u. andere Geschichten. 2. Aufl.	M. 3.—	M. 4.—
Villa Maria. Roman. 3. Auflage	M. 3.—	M. 4.—
Große Zeiten und andere Geschichten. 3. Auflage	M. 3.—	M. 4.—
Am Strom der Zeit. Roman. 2. u. 3. Auflage	M. 3.—	M. 4.—
Die Maler. Lustspiel. 2. Auflage	M. 2.—	M. 3.—
Die Tochter d. Herrn Fabricius. Schauspiel. 2. Aufl.	M. 2.—	M. 3.—
Der Meister v. Palmyra. Dram. Dicht. 11. u. 12. Aufl.	M. 3.—	M. 4.—
Die Eidgenossen. Schauspiel	M. 2.—	M. 3.—
Hairan. Dramatische Dichtung	M. 2.—	M. 3.—
Timandra. Trauerspiel	M. 2.—	M. 3.—
Gespräche u. Monologe. Sammlung verm. Schriften	M. 6.—	M. 7.—
Erinnerungen. Mit Porträt des Dichters	M. 3.—	M. 4.—
Aus der Werdezeit. Erinnerungen. Neue Folge	M. 3.—	M. 4.—
Neue Gedichte	M. 4.—	M. 5.—
Lieder und Bilder	M. 3.—	M. 4.—
Adolf Wilbrandt. Studie von Victor Klemperer	M. 2.50	M. 3.50

Adolf Wilbrandt. Zum 24. August 1907. Von seinen Freunden. Mit 4 Porträts [Festschrift zum 70. Geburtstag]
Geh. M. 4.— In feinem Halblederbd. M. 5.50

Am Strom der Zeit

Roman

von

Adolf Wilbrandt

---

2. und 3. Auflage

215

Stuttgart und Berlin 1908
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

Alle Rechte vorbehalten

RBR
Jantz
#1553

Erstes Buch

Um Herrn Lorenz' Geburtstag zu feiern, hatten sich einige der besten Freunde in seiner Wohnung am Humboldthafen zum „Festmahl" vereinigt; zugleich mit dem schönen Frühlingstag ging es nun dem Ende zu. Der Trinkspruch auf den „Jubelgreis" war ausgebracht (Lorenz war noch nicht fünfzig Jahre alt), das unausbleibliche Neckgeplänkel zwischen ihm und Jungblut, den ältesten Freunden am Tisch, warf noch seine Blasen auf. Jungbluts sonst so lustige Feueraugen irrten melancholisch über die Tafel, auf der schon der Nachtisch erschien; „lieber Lorenz!" sagte er nach einem rührend leisen Seufzer mit seiner schonendsten Stimme, „die Fahrt im Taxameter hierher — eine Mark dreißig — nimm's nicht übel — ich hab' so ein Gefühl, wie wenn ich hier nicht auf meine Kosten komme." Lorenz hob den Kopf, in gespielter Entrüstung: „Mein lieber Jungblut, nimm's nicht übel, ich hab' dir zugesehn: allein vom Braten hast du für zwei Mark genommen!" — Jungblut seufzte leise; ein gekränktes Lamm sah nicht mitleidweckender aus als sein schwarzhaariges und schwarzbärtiges Gesicht. Er suchte sich an einer Orange und drei Käsesorten zu

trösten; nun erschien auch schon der schwarze Kaffee. Seine Züge erheiterten sich, ein schönes Staunen verklärte sie; „schau, schau!“ sagte er und blickte Selma, seine Nachbarin, an. „Das ist mir neu, aber ein guter Gedanke, daß der Kaffee schon in der Mitte des Diners kommt. Eine Neuerung, die mir gefällt!“

Selma lachte hell auf. Fräulein Riekchen, die Schwester und Hausfrau des Geburtstagskindes, die mit Jungbluts Humor nicht immer mitfliegen konnte, machte ein beinahe ängstliches Gesicht; war das Festmahl denn wirklich etwas kurz geraten? Edmund Pinelli sah das und stand auf. Sein schöner Kopf, vom Wein erregt und wie aufgeblüht, warf die berühmte „ambrosische Stirnlocke“ zurück; dem guten Riekchen zulächelnd klopfte er an sein Glas. „Meine Herrschaften,“ rief er mit seinem klangvollen Rechtsanwaltsbariton, „als geborener oder wenigstens wohlbestallter Verteidiger fühl' ich mich gedrängt, für eine gekränkte Unschuld zu sprechen; sie heißt Riekchen Lorenz, ist noch unbestraft, unbescholten und unvermählt. Sie hat für diesen Feiertag das beste getan, indem sie unsre Feststimmung durch die erlesensten Speisen und die edelsten Weine auf den erreichbaren Gipfel gehoben hat. Wenn ihr Bruder der anerkannte ‚Helfer‘, der ewig und unnatürlich Gute ist, so ist sie die Mithelferin, die ihm die Vorsehung gegeben hat, seine Hausſonne, seine Herdpriesterin, kurz und gut: seine Ergänzung. Durch das beinahe zu lange Festmahl erschöpft — ja, beinah zu lang — aber von Bewunderung und Liebe erfüllt —“

„Und von guten Weinen," warf Jungblut sanft hell dazwischen.

„Bitte ich, mit mir zu rufen: Fräulein Riekchen, die Ergänzung, hoch, dreimal hoch!"

Alle griffen noch einmal zu den Gläsern, ließen Riekchen leben; man umringte sie und stieß mit ihr an. Die gute Seele, das Gegenteil einer Schönheit, auf einer untersetzten Gestalt ein halb männlicher, schon angegrauter Kopf, dankte und dienerte, mit den Händen abwehrend, als wollte sie sagen: wer bin ich denn? Zuletzt kam auch Jungblut; den sah sie beinahe ungut an. Er lachte, sank auf ein Knie, nahm ihre Hand und küßte sie. „Ach, Sie machen immer Witze!" sagte sie und gab ihm einen Klaps auf seinen schwarzlockigen Schädel. „Au!" schrie er, als hätte sie ihm weh getan.

Nebenan, im Musikzimmer, erklang schon der Walkürenritt; Weiland war ans Klavier gegangen und begann seinen Lieblingsmeister Richard Wagner zu schmettern; „seine Faust war Wagners Famulus," wie Jungblut behauptete. Bald war die kleine Gesellschaft um den Flügel versammelt; denn dieses „verbummelte Genie", der Weiland, hatte eine elektrisierende Kraft, wenn er am Steinway saß und Götter und Helden aus der Walküre oder Götterdämmerung agierte. Aus seinen grauen Augen fuhr dann Siegfriedfeuer; sein bartloser Theatercharakterkopf spielte alles mit, zuweilen *sang* er auch leise mit, wenn der innere Schauspieler sich zu mächtig rührte. Er rubinsteinerte auf den Tasten bald donnernd, bald säuselnd, wie wenn er auch einer von den großen Meistern wäre;

was ihm an Technik gebrach (im Alkohol ertrunken! behauptete Jungblut), das schienen die Glut seiner Gefühle und seiner Phantasie manches Mal und so auch heut zu ersetzen.

„Bravo! Bravo!“ sagte Lorenz, der Hausherr, als Weiland auch noch den Feuerzauber hingestürmt hatte. „So wotanmäßig hast du lange nicht gespielt!“

„Gelt, Bruder?“ erwiderte Weiland, dem die Augen glühten, und zerrte an seinem Schläfenhaar, daß es ihm fast in den Fingern blieb. „Ich hab's in mir, Bruder! Wenn ich so mäßig getrunken hab' wie heute, dann tun mir Sapelnikoff und Busoni nichts!“

„Schmeckten dir meine Weine nicht?“

„Doch, doch. Göttertrank. Aber wo so viel Damen sind! Da erwacht die Tugend. Da geh' ich dann freilich auch mit 'nem moralischen Jammer nach Haus: hab' den Göttertrank zu wenig geehrt!“ — Weiland stand auf, durchbohrte den guten Lorenz mit einem herzbrechenden Blick und seufzte. „Wotanmäßig, sagst du. Was hilft das alles. Es ist eine gemeine Welt!“

Edmund Pinelli trat näher, er lächelte. „Was hat man dir, du armes Kind, getan?“

„Was man mir getan hat!“ Weiland warf die Augen gen Himmel. „Ich sag's ja: an so 'nem Märtyrer wie ich geht die Welt vorüber. Mitfühlendes Verständnis? Nicht für einen Groschen! — Ich sollt' den Wotan nicht klavezimbeln, sondern singen; hab' ich die Mittel dazu oder nicht? Wer ist denn dieser Caruso, zum Beispiel? Etwas mehr Kehle, die mag er haben; aber mehr Brust und mehr Hirn hab' ich!

Na, damit hausier' ich. O ja, sagen die Direktoren und die Agenten; alle Achtung, Herr; aber wie kommt's, lieber Herr, daß Sie schon so viele Jahre auf dem Puckel haben und den Wotan und die großen klassischen Rollen doch noch nie gespielt? — O ihr Hundeseelen! Für so 'ne Menschentragödie habt ihr keinen Animus, keine Nieren —"

Edmund fiel ihm ins Wort: „Mein guter Weiland —"

„Ich weiß schon, was du sagen willst. Einmal haben sie mich den Wotan singen lassen, da war ich be—"

Weiland warf einen Blick auf die Damen, deren Gegenwart er vergessen hatte, und ließ es bei der ersten Silbe bewenden. „Da warst du leider entnüchtert," sprach statt seiner Edmund weiter, „und die Geschichte wurde ungemütlich."

„Und ein zweites Mal," nahm Lorenz das Wort, „da kamst du leider gar nicht zum Singen, weil du —"

„Kurz, der Alkohol!" sagte hinter Lorenz Jungbluts helle Stimme.

Weiland schaute einen der Männer nach dem andern an, mit immer trüberem Blick. „Na ja, die Geschichte meines Elends habt ihr nicht vergessen; Gott segne euer Gedächtnis. Aber daß ihr so einen Riesenkampf vor Augen habt —"

Edmund lächelte wieder: „Was für einen Riesenkampf?"

„Daß ein Mann wie ich nicht auf dem Schlachtfeld liegen bleibt, immer wieder aufsteht — wie die nach der Hunnenschlacht — und gegen das grünäugige Scheusal Alkohol weiterkämpft —"

„Alle Achtung!" entgegnete Lorenz der Gutmütige. „Aber, Alter, wenn du immer wieder in den Chausseegraben fällst —"

„Da liegt man weich, Bruder, der bringt nicht um. Ich komm' doch noch hoch —"

„Monte Carlo! Poker!" rief Edmund.

„Na ja; noch ein Feind. Der kostet Geld, weiter nichts. Übrigens bin ich eine Tragödie, das sag' ich ja selbst! Aber die Bühne — die Bühne — Gott hat mich für die Bühne geschaffen; ich werd's euch noch zeigen, ihr geliebten Freunde. Als Sänger oder als Schauspieler — alles eins — ich hab beides in mir. Und der Tag wird kommen —"

Weiland drehte sich herum, er fühlte sich sanft vom Klavier geschoben; „na, was ist?" stieß er etwas gereizt hervor. Er sah Jungblut und Mary Evans, die junge Amerikanerin, am Flügel stehn. „Nichts für ungut," sagte Jungblut, der ihn ein wenig nach rechts gedrängt hatte; „es soll noch etwas Musik gemacht werden, da standen uns eben zwei im Weg, ein Sänger und ein Schauspieler. Miß Mary will ein paar Lieder singen —"

„Die Herr Jungblut komponiert hat," setzte Mary Evans hinzu. Ihre großen blauen Augen sahen den Mann, der eine Tragödie war, liebenswürdig mitfühlend an.

Weiland trat sofort ritterlich zurück, sich in seiner etwas theatralischen Weise verneigend; eine Werdende wie ich! dachte er. Sie war ihm auch eine Augenweide, beinahe eine Herzensweide, dieses allerliebste Dirndl aus Neuyork; so ein reines und keusches Profil, ein

prachtvolles sonniggelbes Haardach, Seele in den Augen. Sie war vor etwa vier Jahren nach Berlin gekommen, um bei dem weitberühmten Gesangmeister Adam Jungblut zu lernen, und hatte erreicht, daß sie als seine gereifte Schülerin die zu ihm kommenden vorzubilden hatte. Kurz, sie war seine Beste, sein „Liebling"; manche meinten, nur zu sehr. . . . Jungblut saß und präludierte, um sie zu begleiten; Mary stand und sang. Es war ein Eichendorffsches Lied, mit Geschmack vertont, es erinnerte jedoch an dies und das. Sie sang es aber mit ihrer nicht großen, doch lieblichen, wohlgeschulten Stimme schmeichelnd seelenvoll; es ging zu Herzen, weil sie es sang. Am Schluß klatschten alle Beifall, Weiland neidlos mit. Sie mußte noch ein zweites singen, auch von Meister Jungblut; in dem war mehr Feuer, mehr Sturm, sie zeigte, daß sie auch stürmen konnte. „Bravo! bravo!" rief Lorenz, der so gern Talente bevaterte. „Jetzt Konzerte geben! Hinaus in die Welt!"

„Sie haben recht," sagte Frau Fritze, Meister Jungbluts Frau, stand nun aber auf; sie hatte weniger zugehört als den schönen Edmund betrachtet, die jüngste Flamme ihres leichtentzündeten Herzens, sie wollte mehr in seiner Nähe sein, sozusagen in seiner Luft. „Wenn nun aber draußen der Frühling ist!" sprach sie weiter und wies auf die offene Tür zum Balkon. „Da sag' ich auch wie Lorenz: hinaus in die Welt!" Sie nahm ohne weiteres Edmunds Arm — er sträubte sich nicht — und zog ihn auf den mit Blumen geschmückten Balkon hinaus, der fast zimmergroß war. Einer der

schönsten Apriltage verging eben in milde, windstille Nacht. Der Blick schweifte frei und weit, links bis zur Siegessäule, die vor dem angegrünten Tiergarten aufstieg, gradaus über den schlafenden, spiegelnden Humboldthafen zum langgestreckten Lehrter Bahnhof hinüber, von dem die Züge der Stadtbahn kamen und zu dem sie gingen. Auf dem hohen Damm und der langen Brücke zogen sie wie durchglühte Schlangen über den Hafen hin, oft aneinander vorbei, daß die vielen Lichter ineinanderflossen; dann trennten sie sich wieder und verschwanden nach rechts und nach links.

„Das ist doch noch schöner als meines Mannes Musik," sagte Fritze Jungblut und hängte sich fester an Edmunds Arm.

„Das glaub' ich nicht," sagte Jungblut heiter, der ihr mit Mary Evans gefolgt war — die andern kamen langsam nach; „aber ein beneidenswerter Kerl, der Lorenz: an so 'nem Ausblick zu wohnen!"

Lorenz nickte vergnügt: „Ja, es lebe das Alexanderufer. Das schönste in Berlin."

„Wie reizend die Stadtbahnlichter auf dem Wasser spielen," sagte Mary in ihrem besten Deutsch; so richtig war's nicht immer. „Bei Nacht ist es hier noch schöner als bei Tag!"

„Und es wird einem so großstädtisch zu Mut," setzte Weiland hinzu. „Das Leben marschiert so majestätisch vorbei."

„Ja," ergänzte Riekchen mit bescheidenem Stolz auf ihren Balkon; „die Züge rasseln so hübsch, aber nicht zu laut!"

Fritze Jungblut atmete die weiche, feuchte Nachtluft ein; sie wäre so gern mit Edmund hier allein gewesen, vor solchen Versuchungen fürchtete sie sich nicht. „Göttlich, göttlich ist's!" stieß sie zwischen den kleinen Zähnen, den üppigen Lippen heraus. „Hier müßte nun Pinelli Geige spielen; das wär' das rechte. Edmund, geigen Sie! Recht was Wunderschönes!"

„Wie soll ich das machen?" erwiderte Edmund. „Meine Geige ist ja doch nicht hier."

„Ach, man soll sie holen! Ich will Ihre Geige hören, Edmund. Ich will Ihren großen Strich, Ihr süßes Adagio, das will ich hier hören. Stehn Sie nicht so wie 'ne Bildsäule da." Sie drückte seinen Arm: „Seien Sie galant! Seien Sie lieb!"

Fritze Jungblut hatte viel Glück mit Männern, mehr als ihre Tugend ertragen hatte; an diesem Abend hatte sie kein Glück. Edmund, der vielgeliebte, seit zehn Jahren fast grenzenlos verwöhnte Edmund, fühlte heute nichts bei der Nähe dieser hübschen Frau, die in ihn vernarrt war; er hörte kaum, was sie sprach, er hatte nur Augen für zwei, die ihm Rätsel waren: bedeutete er ihnen etwas oder nicht? Die beiden Rätselhaften standen beieinander: Mary, die Neuyorkerin, und Selma Behrend, das Fräulein aus dem Grunewald. Busenfreundinnen, verwandte Seelen, doch von der Natur verschieden gemacht: Mary mehr die Zierliche, Feingebaute, mit beinahe kindlich holdem Profil, Selma höher, schlank, fast mager, das Gesicht von ihrer schönen, aber kühnen Nase beherrscht. Beide edle Gestalten und Gesichter, in den blauen Augen

der Amerikanerin wie in den gelblich grauen der Deutschen der Geist der Jungfräulichkeit; — nein, nein, dachte Edmund, Mary Evans Jungbluts Geliebte? Das glaub' ein andrer als ich. Die sind alle beide noch unberührt! — Aber i n w e n d i g, wie steht's denn da? Warum sagt mir nichts, gar nichts, ob sie auch etwas für mich fühlen wie all' die andern — oder ob sie, sie allein gegen mich Marmor sind? Das r e i z t mich! Sie reizen mich. . . .

So war ihm das noch nie geschehn. Oder war es ihm nur gleichgültig gewesen, wenn's einmal geschehn war? Hier, gegen diese beiden empörte sich sein Selbstgefühl; er fühlte die Pein, die Verwundung eines so schauerlich verwöhnten Ich. Durch seine Schönheit, seine Beredsamkeit, seinen verführerischen Bariton, sein Geigenspiel, seinen Erobersinn von Erfolg zu Erfolg getragen — und hier wie vor einer Mauer und nicht wissen, was dahinter ist?

„Nun wie steht's, Fräulein Selma?" hörte er sich plötzlich sprechen. Es hatte ihn geradezu gewurmt, daß sie schon so lange in die Luft sah und schwieg. „Haben Sie das Oberlehrerinnenexamen nun gemacht oder nicht?"

Sie sah ihn flüchtig an und nickte. „Ja, ich hab's gemacht."

„Und Sie wollen nun wirklich —"

„Lehrerin werden? — Ich weiß es nicht. Ich weiß nicht, was ich will. Kann mich nicht entschließen. — Bitte, reden wir lieber nicht von mir; der Abend ist so schön."

Weichst du mir immer aus? dachte Edmund. Er ließ sich nicht hindern: „Warum soll man nicht von Ihnen reden? Der Mensch ist doch mehr als so 'ne Stadtbahn oder so ein Wasserbecken. Erlauben Sie: warum haben Sie denn die Prüfung bestanden, so viel dafür geschanzt und ‚gebüffelt', wenn Sie jetzt —"

„Na, was soll sie jetzt?" rief Jungblut aus. „Das wär' ja doch ein Skandal, ein Unsinn, wenn so ein reizendes, temperamentvolles, kunstbegabtes Fräulein Kinder abrichten wollte! Eine reiche Kommerzienratstochter aus dem Grunewald! Die soll im Schönen leben, basta, punktum!"

„Ach, was reden Sie!" fiel ihm Selma ins Wort. „Etwas können soll sie, etwas leisten soll sie. ‚Kommerzienratstochter' — was für ein greuliches Wort; als wäre das ein Lebenszweck oder ein Beruf, wie Uhrmacher, Seemann, Oberförster. Ich will etwas tun auf der Welt! Ich fühl' nur noch nicht den Lehrberuf in mir — oder hab's verloren. Was andres — was Größeres —"

Sie brach ab, sie mochte nicht weiter von sich reden. Ihre Augen gingen wieder mit den langen Glühwürmern, den Stadtbahnzügen, über den Humboldthafen hin und her.

„Liebes Fräulein Selma!" begann Edmund wieder, mit dem weichsten und freundlichsten Ton seiner schönen Stimme. „Warum sich so verstecken vor uns? Hier sind doch nur Freunde. Wenn Sie was Größeres wollen, bravo, herrlich! Wir sind alle Ohr. Das Ohr des Herzens —"

„Des Herzens?“ fragte Selma, ohne ihn anzusehn.

„Nun ja, natürlich; Freundesherzen. Wenn ein junges Mädchen wie Sie sich höhere Ziele setzt —“

„Selmachen,“ fuhr Lorenz' gute Stimme dazwischen, „rücken Sie doch heraus!“

Das Mädchen wandte sich zu Lorenz hin, jetzt gefügiger: „Ach, was wollt ihr? Es ist ja nichts. Ich bin ja nichts. Es geht mir nur so durch den Kopf: als Schriftstellerin, für die Frauensache — und als Rednerin —“

„O jerum!“ rief Jungblut. „Die Frauensache, die Frauenfrage. Also mit dieser Seeschlange sind wir noch nicht fertig?“

„Wir fangen ja erst an,“ erwiderte Selma.

„Wir fangen erst an? Wollt ihr Amazonen werden? Sollen wir Männer die Kinder kriegen?“

Selma lächelte: „Ach Sie guter Meister Jungblut. Sie verstehen ja nichts davon. Singen wollt' ich ja gern von Ihnen lernen, wenn ich Stimme hätte; aber was wir Frauen auf der Welt zu tun haben, da frag' ich lieber bei andern nach!“

„Dann fragen Sie, bitte, bei Schiller nach; der hat's schon gewußt. Wenn Sie vielleicht sein Gedicht ‚Würde der Frauen‘ kennen —“

Selma nickte: „O ja; ich hab's sogar einmal auswendig gelernt.“

Jungblut hob die Stimme und in etwas sonderbar singendem Tonfall deklamierte er:

„Ehret die Frauen! sie flechten und weben
Himmlische Rosen ins irdische Leben,
Flechten der Herzen entzückendes Band —"

„Ach, ach, was Sie sagen!" unterbrach ihn Selma. „Schiller sagt es etwas anders:

Flechten der Liebe beglückendes Band!"

„Na, das ist ja doch dasselbe," gab Jungblut zurück. „Und dann in einer der folgenden Strophen — da wir der auch für den Minderbegabten deutlich:

Aber zufrieden mit stillerem Ruhme
Brechen die Frauen des Augenblicks Blume,
Nähren sie eifrig mit lieblichem Fleiß;
Freier in ihrem gebundenen Wirken —

Geben Sie acht, Fräulein Selma! Da kommt's! Das sind goldne Worte!"

„Ja," sagte sie, „ich geb' schon acht. Aber die eine Zeile haben Sie wieder falsch zitiert; es heißt:

Nähren sie sorgsam mit liebendem Fleiß."

„Aha!" rief nun Riekchen. „Witze machen kann er, aber richtig zitieren kann er nicht!"

Jungblut schüttelte sein schwarzes Gelock: „Großer Schiller, du hast so schön über die Würde der Frauen gedichtet, warum hast du nicht auch ein Carmen über die Rachsucht der Frauen gemacht! — Aber daß ich auf seine hohe Weisheit zurückkomme, Fräulein Selma:

Freier in ihrem gebundenen Wirken,
Reicher als er —
der Mann —
in des Wissens Bezirken
Und in der Dichtung unendlichem Kreis.

Und dann in der allerletzten Strophe — Sie sehn, ich weiß alles, alles:

Aber mit sanft überredender Bitte
Führen die Frauen den Zepter der Sitte,
Löschen die Zwietracht, die —
Löschen die Zwietracht, die —

Na, darauf kommt's nicht mehr an. Aber auf das, meine Liebe, kommt's an:

Aber mit sanft überredender Bitte —

Nicht mit Volksversammlungen, will Schiller sagen, nicht mit dem gleichen Wahlrecht wie wir, nicht mit Reichstagsreden —"

„Sondern mit Gardinenpredigten," warf Lorenz hinein.

„Meinetwegen, ja! Im ehelichen Schlafgemach! Im Tempel der Liebe! Da, da ist die Frauenfrage zu lösen; da herrscht die Würde der Frauen!"

Ach du armer Mann, dachte Selma. Was hast du an deiner Frau für den Tempel der Liebe und die Würde der Frauen? Sie lächelte aber nur und erwiderte: „Auf Ihre schönen Worte und auf Schillers schöne Verse will ich nur eine Zeile entgegnen, in der ist die ganze Frauenfrage, die ‚Seeschlange' beisammen —"

Jungblut hielt sich die Hände hinter die Ohren, wie um besser zu hören: „Ah, da bin ich neugierig!"

„Wenn es bis heut immer hieß: Selbst ist der Mann! so soll's nun auch heißen: Selbst ist das Weib!"

Selmas Wangen erglühten; was für ein schönes, charaktervolles, edles Gesicht! fuhr durch Edmund hin. Er sah von ihr auf Mary Evans, die eben vor sich nieder träumte, fast noch reizender anzuschauen. „Denken Sie auch so, Fräulein Mary?" fragte er.

Sie schlug die blauen Augen auf, ihr Schönstes; „ja wie denn n i c h t?" antwortete sie. „Das versteht sich nun doch endlich von selbst; oder nicht? Unabhängigkeit vom Mann. Auch wenn es gar keine Männer gäbe auf der Welt. Und wenn es Männer gibt —"

„Bis jetzt gibt es ja noch," bemerkte Lorenz.

„Ja, ja; ich will sagen: und wenn es einen Mann gibt neben der Frau — wenn die zwei ein Paar sind — dann soll doch jeder tun, was er kann, und jeder soll sein, was er ist." Sie hob die Arme ein wenig: „Es wird mir nur so schwer, das auf Deutsch zu sagen. Ich glaube, es klingt immer etwas anders, als ich sagen will. Aber was Selma sagte, das meint es: Selbst ist das Weib!"

Lorenz brummte etwas, das Mary nicht verstand. „Geben Sie mich recht oder nicht?" fragte sie.

Seine vergnügten Augen lächelten sie an: „O, sehr; ich bin immer sehr für s e l b s t. Aber so wie jener alte Grieche: Nicht zu sehr!"

„Das sagst du, weil du der H e l f e r bist," sagte

Edmund neckend. „Du brauchst Frauenzimmer, die noch Hilfe brauchen; das ist ja natürlich. Aber erlauben Sie mir noch eine Frage, Fräulein Mary —"

„Bitte, fragen Sie."

Wie sie da beide stehn! dachte Edmund. Als gäb' es schon wirklich keine Männer auf der Welt — und insbesondere keinen Edmund Pinelli — als läg' der unter seinem Friedhofstein! — Er nahm sich zusammen, wie wenn er als Verteidiger vor dem Gerichtshof stünde: „Nur so 'ne kleine praktische Frage, an die praktische Amerikanerin. ‚Wenn die zwei ein Paar sind,' sagten Sie — ein Mann und eine Frau. Da handelt sich's doch auch um L i e b e, nicht wahr —"

„Ich denke," erwiderte Mary trocken.

„Da s c h m i l z t doch sozusagen das Selbst ein wenig; das Selbst gibt sich hin, es will aufhören reines Selbst zu sein; kurz, eine gewisse Entselbstung — nicht wahr. So war's wenigstens seit Adam und Eva, und ich habe mir eingebildet, es bleibt immer so. Und die Frau — so haben wir immer gedacht — die Frau ist so recht zur Liebe geschaffen; sie ist noch m e h r, viel mehr zur Liebe geschaffen als der Mann, weil sie die edlere ist. Wenn also das Leben der Frau auf diesen Höhepunkt, sagen wir: auf seinen G i p f e l kommt — denn der ist es doch — soll es da noch immer heißen: Selbst ist das Weib?"

Mary lächelte obenhin: „Wohl ein bißchen anders; bei dem M a n n und bei der F r a u. B e i d e ein bißchen weniger selbst. Also dann bleiben ja beide gleich. Ist die Frau edler? Ich weiß es nicht. Wenn

sie deswegen unfrei würde, oder geknechtet würde — o, dann soll sie nicht!"

„Dann soll sie nicht edler sein?"

„Nein, das soll sie dann nicht. Warum mehr Liebe haben als er? Nicht zu sehr! hat Herr Lorenz gesagt, und der alte Grieche."

Ein schönes Stück Marmor! dachte Edmund. Und die andre auch; wie sie da stehn, wie sie beide lächeln — als lächelten sie über mich! — Er fühlte sich fast verwirrt, verblüfft; ein Zustand, den er seit so vielen Jahren nicht mehr kannte. Heuchelten sie nur? Waren sie feine, kluge Evastöchter, die ihr Herz so verstecken können, wie ein Taschendieb ein Goldstück versteckt? Trotzten sie seiner Macht, die sie doch verspürten? Daß so eine Seele kein Fenster hat! Daß so eine Brust sich nicht öffnen läßt!

„Da ist die Geige! Da ist die Geige!" rief Frau Fritze plötzlich. Lorenz, den sein Diener leise hinausgerufen hatte, trat eben wieder in die Tür, eine Geige im Arm, ein vergnügtes Lächeln über sein ganzes rötliches Gesicht. „Ja, da ist Edmund Pinellis Geige," sagte er und schmunzelte, und schwenkte sie einmal durch die Luft. „Ich hab' heimlich hingeschickt — Luisenstraße — hab' sie holen lassen. Im Musikzimmer liegt der Fiedelbogen. Jetzt muß er spielen, da hilft ihm nichts."

„Sie Göttermann!" rief Fritze Jungblut. „Bravo Lorenz! Lorenz hoch!" riefen die andern. Lorenz genoß die allgemeine Überraschung und freute sich nach seiner Art: er rieb sich die innere linke Hand mit den

Fingerspitzen der andern, zwinkerte mit den Augen und wiegte sich.

Ja, ja, ja, dachte Edmund, ich will geigen; für e u ch b e i d e da! Und will so geigen wie nie! — Er hatte das Talent vom Vater geerbt, rastlos ausgebildet; er fühlte sich als Künstler, wenn er auch niemals öffentlich gespielt hatte: dort wollte er nur der gefeierte, gefürchtete, geliebte Gerichtsredner sein. In kleineren, erlesenen Kreisen führte er seinen Bogen gern; vor allem vor schönen Ohren und Augen, durch die er in weiche Herzen eindringen wollte. ...

„Wie steht's, Weiland? Hast a Schneid?" fragte er. Mit Weiland am Klavier hatte er schon oft gegeigt, mit und ohne Noten. Weiland nahm stumm seinen Arm, führte ihn ins Zimmer hinein und zum Flügel; die Gesellschaft folgte, Fritze klatschte Beifall. Edmund sah umher, die beiden „Rätsel" suchend; sie waren beisammen geblieben, setzten sich Stuhl an Stuhl ihm fast gegenüber. Er tauschte leise ein Wort mit Weiland, was sie spielen wollten, nahm den Bogen, prüfte die Violine; sie war schnell gestimmt. Der „Tragische" am Flügel begann. Edmund setzte ein. Hinter den beiden Rätseln erschien Fritze Jungblut, die mittelgroße, noch nicht zu volle Gestalt blieb aufrecht stehn; die hellbraunen Augen verließen ihren Geiger nicht. Edmund schien ihren warmen Blick fast fort und fort zu erwidern; er sah aber das, was vor ihr war. Während er mit einer Art von wütender, zorniger Inbrunst die Saiten strich, all ihre Zauberkraft hervorzulocken suchte, befragte er die beiden jungen, jungfräulichen

Gesichter, bestrahlte sie mit seinen brennenden Augen, wie es die Sonne tut, wenn sie Knospen öffnet.

Es war eines von Weilands und Edmunds Lieblingsstücken, eine nicht klassische, nicht vornehm reine, aber kräftig seelisch-sinnliche Musik. Die Spieler wetteiferten, sich aneinander entzündend; heut hat er seinen guten Tag! dachte Edmund; Weiland staunte: heut spielt er wie der Teufel! Fritze berauschte sich, ihre Wangen glühten. Die beiden aber, die vor ihr saßen — war denn über die der Frost gekommen? An ihnen rührte sich nichts. Sie hörten und sahen so gelassen zu, wie wenn vor ihnen ein paar Automaten spielten. Einmal oder zweimal schauten sie einander an und nickten, als sagten sie: ah ja, das ist hübsch! oder: das machen sie nicht übel! — Zwei angestellte Kritiker! dachte Edmund ingrimmig; es ärgerte ihn wütend, daß er fühlte: ich fange vor Wut zu zittern an. Sie spielen mir einen Possen, es ist abgekartet — oder sie sind behext! behext! — Er hätte ihnen gern den Bogen vor die Füße geworfen, die Geige hinterdrein. Nur sein Stolz hielt ihn fest. Nicht mehr zittern! Geigen, geigen! Der Schweiß trat ihm auf die Stirn, er tat aber Strich auf Strich bis zum Schluß.

Fritze klatschte nun überlaut, ihn mit ihren Rehaugen verzehrend; Lorenz rief sein „Bravo, bravo!“ Selma und Mary nickten freundlich, trocken, und klatschten dann auch ein wenig, sanft, mild, symbolisch. Einen Augenblick vergaß sich Edmund: in seiner Erbitterung verneigte er sich ironisch tief, wie von so warmer Huldigung übermannt. Dann faßte er sich, und auf

seinem wohlgeformten Gesicht erschien nur noch sein gewohntes, bescheidenes Siegerlächeln.

Jungblut trat zu ihm. „Wenn ihr den Beethoven ebenso wacker spielt wie das, dann alle Achtung!“ sagte er, die schwarzen Augen zusammenkneifend. Edmund fühlte den Stachel, der aus diesen Worten hervorguckte; er tat ihm aber nicht weh, ihm war eine andere Stelle wund. Wie ein verzogenes Kind nur nach Hause will, wenn es sich in einer Gesellschaft nicht genug beachtet findet, so lag ihm auf der Brust: hinaus! hinaus! Hier nicht länger bleiben! Er hängte sich in Fritzes Arm, die eben seine Hand ergriff: „Was sagten Sie bei Tisch? Ob ich heut abend noch zu Ihnen komme? Wenn Sie wollen, ich bin bereit!“

Fritzes Augen wurden übergroß, sie strahlten vor Dankbarkeit. „O wie gut, wie gut! Ja, dann gehn wir, gleich. Sie haben wie ein Gott gespielt. Nicht wahr, Adam, wir gehn!“

Adam Jungblut verbeugte sich; wenn seine Frau so entschlossen und entschieden sprach, dann stimmte er gewöhnlich zu. „Was, ihr wollt schon fort?“ brummte Lorenz.

Fritze nickte und gab ihm die Hand: „Es war schön, Lorenz; es war reizend, Riekchen. Gott segn' euch so weiter! — Guten Abend allerseits!“

Rasche, strahlende Abschiedsgrüße, kurze Händedrücke, und mit ihrer Beute, ihrem Geiger rauschte sie hinaus.

* * *

Eine Stunde später saßen Selma und Mary in Marys Zimmer am Lützowufer; die Spiritusglühlichtlampe brannte auf dem Tisch. Selma hatte in ihrem Wagen die Herzensfreundin heimgefahren und war mit ihr hinaufgestiegen, um ihre neue Wohnung zu sehn; Mary war umgezogen, sie wollte dem Meister Jungblut näher sein, der weiter oben an demselben Lützowufer wohnte. Auf dem Sofa sitzend blickte Selma in der kleinen „Bude" umher, von Wand zu Wand, die ihr bekannten Bilder wiederfindend, die üblichen Allerweltsmöbel auch; sie schüttelte den Kopf. Sie verzog die Lippen. „Was hast du?" fragte Mary, die Philosophin. „Ich bin gerne hier. Da unten ist der stille Kanal, und die schönen Bäume. Was ist dir nicht recht?"

„Ach, so eine schöne Person sollte schöner wohnen. Ich sag' das nicht als ‚Kommerzienratstochter', um Gottes willen, nein; aber — ein bißchen mehr Poesie!"

Mary lächelte: „Das Zimmer ist sicher so schön wie ich. Mehr kann ich nicht zahlen. Sag', wie findest du's?"

„Klein, aber schofel, mein Herz. — Weißt du, was schofel ist?"

„O ja. Ich verstehe ja jedes deutsche Wort; kann's nur oft nicht sagen und s u c h' mir eins. Schofel — ach, das tut mir nichts. Seit meine Leute in Amerika arm geworden sind, ist mir jedes Zimmer recht; auf dieses Sofa kann man doch s i t z e n, nicht? Und die Vermieter sind gut für mich; und sie kochen gut. Und ich hab' mein gutes Klavier!"

Selma legte einen Arm um Mary, die sich zu ihr gesetzt hatte: „Ach ja, du hast recht. F ü r s i c h s e l b e r

sorgen, wie du! Alles andre ist Trödel und Tand. Wenn ich so singen könnte wie du, und so Stunden geben —"

„Du kannst andres, du!"

„Ich hoff's. O was träum' ich alles. Wenn das alles nichts würde, dann schöss' ich mich ja tot!" Selma lächelte aber unverzagt: „Das sag' ich nur so; werd' schon was erreichen. Selbst, allein, ohne Mann wie du! — Ach ja, dieser Amerikaner, der plötzlich herübergekommen ist, um dich heimzuführen — dieser Ritter Toggenburg — ist er wieder fort?"

Mary nickte, mitleidig und heiter zugleich: „Gestern abend fort. Ich konnte für ihn die Musik nicht opfern; nein, ich konnt' es nicht. Und die Freiheit auch nicht! Ein sehr guter Mensch, ich glaube; aber wenn die Liebe fehlt. Das heißt, meine Liebe; er hat mich ja schon in Neuyork gewollt. Ich hab' nicht gewollt. Ach, my dear, wozu die Liebe? Wie bei Lorenz dieser Edmund sagte: da schmilzt das Selbst, und es gibt sich hin. Warum soll es das? O wie schön, wenn die Gefangenen im Fidelio singen: O Freiheit! O Freiheit!"

Selma mußte lächeln: die „Freiheit" klang so schwärmerisch. Auf einmal stand sie auf, eine feine, rosige Glut stieg ihr in die Wangen. „Dieser Edmund. ... Was er nun wohl denkt? Er stürmte so weg mit dieser schrecklichen Frau; ob er sich vielleicht gesagt hat, die treiben ihren Spott mit mir, das ist Komödie? Er ist ja so klug!"

„Findest du ihn gar so klug? Ich weiß nicht. Ich

denke, wer sehr eitel ist, der ist nicht sehr klug! — Und wenn er das gedacht hätte, dann wär' er wohl nicht fortgestürmt, sondern hätte uns ausgelacht."

Selma nickte langsam: „Ja, da hast du wohl recht. — Aber was denkt er nun? Wofür hält er uns? — So raten wir jetzt an ihm herum." Sie atmete tief: „Wir haben uns aber gut gehalten; nicht? Heut so wie noch nie!"

Mary lächelte etwas kleinlaut: „Ich muß dir etwas Kommisches sagen: mir wurd' es manchmal furchtbar schwer. Wenn seine Augen so entsetzlich tief in mich fragten und forschten, dann wurde mir bang wie ein Kind; in der Schule, vor dem Lehrer, weißt du. Dann sah ich heimlich, ein Moment, auf dich; und du saßest da wie Moltke, auf dem Bild von Lenbach — und das stärkte mich. Du hattest so ein Feldherrngesicht; ach, das hab' ich garnicht. Aber durch dein Profil kriegt' ich wieder Mut!"

„Mir war manchmal inwendig zum Lachen, Mary; ich hatt' Übermut!"

Mary schüttelte den Kopf: „Ach, den hatt' ich nicht. — Du bist viel, viel tapfrer als ich. So, wenn ich vor den Leuten singen soll — kommisch, wie viel Angst ich hab'. Und zwei ganz verschiedene Ängste hab' ich: eine, was mich besser singen läßt — o, die ist gut — und eine, die mich steif und unsicher macht — o, die ist nicht gut. Dann kenn' ich auch noch eine dritte: die kam auf mich, als du mir zuerst davon sagtest: halten wir zusammen, Mary, bleiben wir kalt und wie Stein gegen diesen Herzenbrecher, machen wir unsre Herzen vor

ihm zu, wie Austern ihre Schalen! — O Gott, wie macht man das? dacht' ich. Mein Herz hat noch nie in einer Auster gesteckt. Es war immer offen. Jetzt lerne ich erst unoffen werden; das ist aber eine schwere Sache, schwerer als Sanskrit!"

Selma drückte Mary an sich, mit einem zärtlichen Lächeln: „Ach ja, du bist rührend dumm — bist so viel besser als ich. Aber gegen diesen Edmund, hatt' ich da nicht recht? Sie werden alle wie toll vor ihm. Sie drehen sich nach ihm hin, wie die Sonnenblumen. Und sie fliegen dann wie die Motten ins Licht! — Wir zwei wollen bleiben, dacht' ich, was wir sind; frei von Edmund Pinelli, frei von all dem würdelosen Unsinn; pfui über unser Geschlecht! Und wir wollen damit anfangen, daß wir ihm wie M ä n n e r gegenübertreten — — na, worüber lachst du?"

„Über die M ä n n e r, mein Schatz."

„Du weißt doch, was ich meine. Nicht wie schwache Rohre, die sich vor ihm biegen und neigen — auch nicht wie zwei vom weiblichen Geschlecht, die sich für den Mann begeistern und vor seinem Bariton niederknien — nein, wie Mann vor Mann. Oder Mensch vor Mensch! Sein Bart und sein Baß gehen uns nichts an; ist er gescheit, hat er ein gutes Herz, eine schöne Seele, gut; seine schönen Augen kümmern uns nicht. Und nie soll dieser eitle Mann sich sagen können: da sind wieder zwei, die sich in mir sonnen, die meinen Siegeswagen mitziehen möchten; die schreib' ich rot in mein Buch!"

Mary sah ihren Namen mit roter Tinte hineingeschrieben, mußte wieder lachen.

„Na, und haben wir uns seitdem gut gehalten oder nicht?" fuhr die triumphierende Selma fort. „Und hätten wir uns so gehalten ohne das Komplott? Du mit deinen empfindsamen Ohren, die auch schon die Baritonkrankheit kriegten —"

„Nein, nein, so schlimm war's noch nicht. Aber das ist wahr, ich hab's mehr im O h r. Eine schöne Stimme — eine edle, weißt du —"

„Ich hab's mehr im A u g'. Ich hatte aber gleich den Glauben, und den hab' ich noch: zusammenhalten, zwei wie wir — und diesem männlichen Siegerhochmut unsern Freiheitsstolz entgegensetzen — und uns so frei von ihm zeigen, wie wir vielleicht noch nicht sind — das macht uns dann vollends frei! Darin steckt eine Macht, ein Zauber, nicht?"

Mary nickte stumm.

Selma schauderte, die Hände hinter dem Kopf verschränkt, zurückgelehnt: „Was sind es eigentlich für schreckliche Geschöpfe, diese Herzenbrecher! Dieser Edmund Pinelli — ein guter Mensch, sagen seine Freunde — aber wenn der Weg so wie über Leichen geht! War denn Don Juan gut? Und wenn ich zusehe, wenn ich's an mir selbst verspüre, wie dieser Edmund die Frauenzimmer mit seinen Blicken zu verzehren, zu hypnotisieren sucht — ach, all dies Moderne: wie er sich uns zu suggerieren, einzuflößen, aufzuerlegen sucht. ... Das hat er wohl von seinem Freund, dem Psychologen, dem Nervendoktor, gelernt!"

„Jungblut meint, das hat er," versetzte Mary, die vor Mißgefühl mit den Schultern zuckte.

Selma stand auf: „Das empört mich so gegen Edmund, diese Schlangenblicke, wie wenn wir kleine Vögel wären; das weckt allen Trotz, allen Stolz in mir! Da fühl' ich so recht: das ist der Kampf zwischen Mann und Weib. ... Neulich Nachts lag ich da und dachte: Ja, und war das nicht immer so? Haben sie's nicht von Anfang an so gemacht, die Männer — die Edmunds — nein, eigentlich das ganze Geschlecht — um uns zu besiegen, um uns zu beherrschen? Hypnotisieren wir das Weib! Lullen wir es ein, bringen wir ihm im Seelenhalbschlaf, in der Geistesdämmerung unsern Willen bei! Suggerieren wir ihm, daß es seine Aufgabe, sein Beruf, seine Seligkeit ist, uns zu gehorchen; daß sie nur entarten, verkümmern, wenn sie frei sein wollen; daß ihre Freiheit eben darin besteht, unsern Willen zu tun! — Und so brachten sie's dahin, die Hypnotisierer, die Verdummer, daß die jungen Mädchen es mit süßer Wonne lasen, wenn die Goethesche Iphigenie sagt:

> Gehorsam fühlt' ich immer meine Seele
> Am schönsten frei!"

Selma schlug auf den Tisch: „Nein, das lügt man uns vor! Nein, das hab' ich nie mit Wonne gelesen; ich hab' auf die Erde gestampft. Ich will nicht über euch herrschen, aber euch auch nicht gehorchen; ein freier Mensch will ich sein. Gegen euch Hypnotisierer wehr' ich mich, so lang' ich atmen kann! — Und darum

sagt' ich dir damals, Mary, in meinem Zimmer am Grunewald: laß uns zusammenstehn gegen diesen Edmund, der einer von den Hypnotisierern ist, einer von den schlimmsten; laß uns einen richtigen Frauenkampf kämpfen, seinen Hochmut täuschen, seine Eitelkeit wild und krank machen, den Herrn Eroberer in die Irre führen; bis der Herr begreift, daß das Weib doch stärker ist als der Mann, wenn es sich nur nicht einlullen ließ!"

Selmas Wangen brannten. Mary sah sie mit Entzücken an; sie erhob sich auch und nahm Selmas Hände: „Du! My love! So schön warst du ja noch nie. So hab' ich noch kein deutsches Mädchen gesehn — hab' auch noch keine so reden hören. Wenn du drüben bei uns so gesprochen hätt'st, vor unsre Studentinnen, sie trügen dich auf ihre Schultern herum!"

Selma lächelte. „Ach, ich gehe lieber auf meinen zwei Füßen, weißt du; — aber zu meinen Mitmädchen reden, donnern, das möcht' ich — wenn auch nicht in Amerika — lieber hier, im Tiergarten, im Grunewald." Sie reckte ihren Arm in die Luft hinaus: „Manchmal r e i ß t's mich, Mary! — Nun muß ich mir aber den Hut wieder aufsetzen und Adieu sagen und nach Hause fahren; meine Kutsche wartet. Uns sollen sie nicht fangen, was? Uns sollen sie nicht unsre Freiheit rauben. Wir zwei auf dem Rütli!"

Sie lachte und umarmte die „Blauäugige"; dann war sie aus der Tür.

* * *

Um dieselbe Stunde saßen Lorenz und Weiland im Café Bauer, Unter den Linden, an einem kleinen Pfeilertisch in der großen Halle. Als Weiland als der letzte Gast von Fräulein Riekchen Abschied nahm, hatte er Lorenz beredet, noch ein wenig mit ihm „in die Welt" zu gehn; „die Welt" waren die Kaffeehäuser und Weinkneipen und alles, was dem ähnlich war. Lorenz kam selten in diese Welt; im Café Bauer schaute er beinahe wie ein Provinzler umher und vertiefte sich in die großen Wandgemälde, die so farbenreich schilderten, wie die Hallodris und die süßen Mädels im klassischen Altertum gelebt hatten. Wie manches Jahr hatte er das alles nicht gesehn! „Und ich weiß doch noch," sagte er tiefsinnig, „wie dieses Café Bauer aufgemacht wurde und den Berlinern und den Fremden einen mächtigen Eindruck machte; ein Kaffeehaus, das die ganze Nacht nicht geschlossen wurde; es war beinahe, als finge Berlin in dem Augenblick an, eine Weltstadt zu sein!"

„Mag sein," erwiderte Weiland, der seinen Eiskaffee schlürfte; „ich lag ja wohl damals noch an der Mutterbrust. Nun erzähl mir aber mal, Bruder, was ich dich schon lange hab' fragen wollen: sie nennen dich den ‚Helfer' — als wäre das dein Lebensberuf, oder als wärst du so auf die Welt gekommen. ‚Helfer' — eine schöne Sache. Ich hab' aber wohl wenig Talent dazu; arbeite nicht viel in dieser Branche, wie die Geschäftsreisenden sagen. Wie bist du zu dem Namen gekommen, Mensch?"

Lorenz zuckte mit den breiten Schultern. „Ja, wie fliegt einem so was an? Irgend ein Übertreiber sagt's,

das gefällt den alten Weibern — unter denen ja auch viele Mannsleute sind — und sie sprechen's nach! — Ich war in meiner Jugend das Gegenteil, glaub' ich: ein fideler Egoist, furchtbar fleißig, aber für meine Sachen; das vom Vater geerbte Landgut für ein Heidengeld verklopft, meine Fabrik gegründet, umgeschmissen, was Neues unternommen, wie ein Hund geschuftet, wahnsinnig viel Geld verdient, eines schönen Morgens Millionär. Dann — dann kriegt' ich den Bildungsdrang; lesen, lesen, lesen. Gemeinnützige Unternehmungen sehn. ‚Edel sei der Mensch!' Ich kriegte das Idealistische;" Lorenz ließ seine Stimme sinken, murmelte nur so hin: „es war auch der l i e b e G o t t dabei. — Na, kurz, wenn man a n d e r s wird! Das Schuften und Geldmachen freute mich nicht mehr. Mit dem Mammon was Gutes tun! Meine große Fabrik wurde vergesellschaftet; ich bin nur noch der Hauptaktionär dabei. Und mich hier und da etwas nützlich machen, diesem oder jenem was sein, in die Bucht springen, wie man sagt — das ist nun ein Teil meines Lebenszwecks. So ist das gekommen!"

Weiland trank einen Likör nach dem Eiskaffee; das war für ihn der Kreislauf der Dinge, das hatte die Natur so gewollt. „Na, und nun hilfst du immer so weiter, bis du in den Himmel kommst."

Lorenz lachte in sich hinein: „Ach du lieber Gott! Da gehören a n d r e hin. So ein Vorbeihelfer wie ich!"

„Vorbeihelfer?"

„Ja, mein guter Junge. Wenn ich schon einen

Beinamen haben soll, das wär' wohl der rechte! — Guten Willen, o ja, den hab' ich; und gewöhnlich auch große Rosinen im Sack; aber nachher findet sich, sie sind verschimmelt." Die guten, strahlenden Augen zusammendrückend, lächelte er den „Mann mit der Tragödie" redlich listig an: „Dir hab' ich ja auch einmal helfen wollen; dich von dem Unsinn kurieren, den du mit dir treibst; — ja, ja, ja, mein Alter. Hab' das so klug, so fein angefangen, du hast's gar nicht gemerkt. Es hat aber dennoch gar nichts genützt! — Na, und nun lass' ich dich so gehn, wie du gehst; denn darin bin ich wie der Löwe, weißt du: einmal fehlgesprungen, dann nicht wieder! — Nein, nein, nein, laß gut sein; ich sag' dir's nicht. Hab' mich an dir schon genug blamiert. Überhaupt — blamieren — wie oft ich mich schon als Helfer blamiert hab', das ahnt ja kein Mensch! Da war eine junge Dame — ist schon lange her — ich glaub', ich hab's noch niemand erzählt. Die hieß Henriette X. Y., und lebte nicht hier, sondern anderswo; und da lebte ich eine Zeitlang auch — und sah sie oft auf einer Kaufmannsbrücke in dem kleinen Seehafen auf und nieder gehn, immer allein, immer schwarz gekleidet, immer mit so einem blassen, vornehmen, feinen, aber furchtbar traurigen Gesicht. Und so mager war sie; nicht schön; aber so, daß man immer hinsehn mußte; du bist gewiß eine Aristokratin, dacht' ich, was für einen Gang du hast. Und wenn man dich herausfutterte — denn sie sah förmlich etwas verhungert aus — und wenn man dich vergnügt machte und dich glücklich machte, dann bekämst du

noch ein schönes Gesicht! — Na, und da war ich schon bei meiner Helfomanie: dieses arme Geschöpf Gottes glücklich machen! so gleichsam als Gottes Lohndiener, weißt du. Und von meinen Bekannten dort hört' ich: sie ist Lehrerin, todeskrank gewesen, sonnenarme Jugend, Vater von Adel, hart, lieblos, grausam; sie lebt nun allein, ärmlich, stolz, hat keine Freude am Leben. Hat aber einen vornehmen Sinn!"

Weiland stützte die Arme auf, nickte. „Ich kann mir's schon denken. Da bist du dann —"

„Nein, mein Junge, du kannst dir's nicht denken; kannst dir's g a r n i c h t denken. Wenn wir hier nicht im Café Bauer säßen und du mich nicht mit diesen Siegfriedsaugen angucktest, dann erzählt' ich dir die ganze verrückte und verlogene Geschichte nicht! — Sie fühlt sich auch so ungeliebt, sagten mir die Leute, und ist dabei so liebebedürftig, und will's doch nicht zeigen. Kurz, dacht' ich, Sonnenschein! Sonnenschein! In die Sonne muß sie! Und eines Morgens schreib' ich an sie meinen ersten Brief. Ohne Unterschrift; äußerst ehrerbietig; es gehe mir so wunderbar: hätte durch Zufall oft das Glück, sie zu sehn, fühlte sie so von Trauer und Herzeleid und Seelenadel und tiefrührender Vornehmheit umsponnen — ja, umsponnen; dieser Brief hatte was Lyrisches. Und ich hätte gezögert und gezaudert, aber es ließe mich nicht los, müßt' ihr endlich einmal sagen: ihr Schicksal und sie selber ginge mir bis in die Träume nach. Weiter wollt' ich natürlich nichts, als das einmal sagen; hätte ja kein Recht, zu nichts. Aber aus tiefbewegtem Herzen alle guten Wünsche!

— Na, darauf antworten konnte sie ja nicht, wußte nichts von mir. Zwei Tage später — ein zweiter Brief. Dabei ein schöner Blumenstrauß. Hätte ewig schweigen wollen, könnte aber nicht. Ihr Bild verfolge mich Tag und Nacht. Durch diesen Blumenstrauß möchte ich ihr sagen — und so weiter und so weiter; all das lyrische Geplausche weiß ich natürlich nicht mehr. Nach zwei Tagen ein zweiter Blumenstrauß, diesmal ohne Brief. Den nächsten Tag ein längeres Schreiben: was ich mir alles über sie erfragt und gehört; und wie ich nun vor Mitgefühl und Verehrung und Bewunderung vergehe; es auch noch anders zu nennen wagt' ich nicht. Aber wie es mich dränge, ihr irgendwie beizustehn, zu nützen, zu helfen; zu ‚helfen': da war das Wort. Ob ich hoffen dürfe, daß sie mir eine freundliche Zeile erwidere und mir gestatte, sie aufzusuchen; es wäre für mich ein unendliches Glück! — Ein paar Buchstaben und ‚postlagernd' gab ich als Adresse. Und wahrhaftig, am nächsten Tag —"

Weiland fiel ihm in die Rede: „Erlaub mir ein Wort, Bruder. Warst du wirklich in das Mädel verliebt?"

„Verliebt? — Ja und nein. Wie soll ich das sagen? Ich stürzte mich ins Wasser. Ich will helfen, helfen! Wenn ich dabei draufging — das heißt, wenn sie mich beim Schlafittchen nahm und wir Mann und Frau wurden — mir liegt nicht so viel an mir; der geborene Onkel! Aber einer edlen, niedergebrochenen Seele das Selbstvertrauen, den Lebensmut, die Heiterkeit, das Glück wiederzugeben, wenn mir das gelang, dann war

ich was, dann hatten sie da oben Freude an mir! — Aber ja, zugleich und daneben war ich auch verliebt! — Also am nächsten Tag ein Briefchen von ihr, zwei Zeilen: ‚Es wird mich freuen, wenn Sie mich besuchen‘. Ich ging zur angegebenen Stunde hin; Donner und Doria, mir war schwach zu Mut! Kannst dir's denken, Alter: mit diesem viereckigen, rötlichen Gesicht, der schiefen, formlosen Nase —"

„Aber die schönen Augen, Bruder. Und die breite Brust, die hohe Gestalt!"

„Bist ein guter Kerl. Sie nahm mich mir auch nicht so übel, wie ich dachte; sie kam mir etwas befangen, natürlich, aber lieb entgegen, als wär' ich schon so ein Sonnenstrahl, wie sie ihn ersehnt hatte, als wärmte sie sich an mir. Kurz — was ist da viel zu sagen — sie glaubte an mich — und glaubte dann wieder nicht — und ich log mich immer tiefer hinein, und meine Lügen wurden immer wahrer — und eines Abends um acht waren wir verlobt. Regelrecht verlobt! Sie war mittlerweile aufgeblüht — ich sag' dir, zum Erstaunen. Der Marmor hatte Farbe gekriegt, die Hagerkeit hatte Fülle gekriegt; nicht viel, aber allerliebst. Hübsch war sie geworden! Ich hatte ihr auch unter allerlei Vorwänden und Scherzen gute Weine, gute Delikatessen gebracht, ihren Arzt gespielt, sie wieder ordentlich essen gelehrt. Henriette, sagt' ich, es hat sich gezeigt, daß ich die rechte Medizin für dich bin; also nimm mich weiter, nimm mich bis ans Ende! Und sie fiel mir um den Hals — das ist Tatsache — und sagte mir so schöne Sachen, wie meine eigene Mutter

nicht; und wer uns damals gesagt hätte: ihr heiratet euch doch nicht, wie hätten wir den ausgelacht!"

„Und warum dann nicht?" fragte Weiland, in dramatischer Spannung, so wie er sie liebte, mit großen, horchenden Augen.

„Ach, mein guter Junge. Wie ich dir schon sagte: es ist so eine Sache, das Helfen. Jeder Mensch ist so ein organisches Ding für sich; da hängt alles zusammen, seine Schicksale kommen aus seinen Eigenschaften; alle nicht, das nicht — aber wie er sie trägt, wie er sie verarbeitet, das kommt doch aus seinem Ich, und da läßt er sich wenig stören und auch wenig helfen! — Wir lebten nun als Verlobte, aber noch nicht öffentlich; es sollte noch allerlei aus dem Weg, ihr sehr zuwiderer Vater, ihre Schule, ihre — — na, das interessiert dich nicht. Indessen, so allmählich merkt' ich: da stellt sich auch allerlei in den Weg! Sie war gesünder und hübscher geworden, aber auch selbstbewußter — da fehlte nichts. Sie hatte mich von Anfang an so ziemlich wörtlich genommen, meine Verehrung, meine Bewunderung, meine Hingebung; jetzt war sie durch und durch davon überzeugt, daß ich ihr gehörte. Sie hatte mich an ihr Herz genommen, da war nun auch mein einziger Platz. Ich war als der ersehnte Sonnenschein in ihre Tür getreten, in ihr Leben gekommen, nun sollte ich auch immer scheinen — und zwar nur für sie. Was ein Mensch alles vom andern fordern kann, so hatt' ich das noch nie erlebt! Hast du je ein empfindliches, an dir hängendes, eifersüchtiges Weib —"

„O ja!“ sagte Weiland und warf die grauen Augen gen Himmel.

„Unsinn! Das lügst du. Du hast Henriette nicht gekannt! — Also dann sag' auch nichts. Mensch, ich habe gelitten! Manchmal, wenn sie so ihren großen Tag hatte, hab' ich dagesessen und gedacht: o Vater X Y., o Schicksal, o all ihr Menschen, von denen sie verkannt und verlassen wurde — ihr seid alle unschuldig! Aber einen Esel kenn' ich, der ihr die ersten drei Briefe schrieb, der ihr helfen wollte. Den macht sie nun glücklich — und wenn sie ihn noch lange so glücklich macht, dann wird er verrückt! — — Ach, mein guter Junge, was für ein schönes Gefühl. Ich meine, daß ich im Café Bauer sitze und dir eine Geschichte aus der Vorzeit erzähle — Kellner, noch einen Eiskaffee! — und daß es schon Mitternacht ist und noch viele Leute im Café, und auch Frauenzimmer — aber Henriette ist nicht dabei. Auch nicht in Berlin. In Argentinien ist sie, oder daherum. Und es geht ihr gut, hör' ich — aber ohne mich. Wie gut man an so 'nem Tischchen sitzt, das ist nicht zu sagen!“

Weiland lächelte, fast etwas enttäuscht. „Ihr habt euch ohne eine Katastrophe, friedlich und gemütlich getrennt?“

„Gemütlich — das ist nicht das Wort. Damen von dieser Art sind ja nicht gemütlich. Das geht auch nicht so von Mittwoch auf Donnerstag; da ist Flut und Ebbe und Flut; aber endlich Ebbe. Sie wollte auch nicht, in ihrem Adels- und Menschenstolz, daß ich ihr zum Abschied mit einem vor Sorgen schützenden

Kapital helfen sollte; ‚ich hab' d i ch gewollt und nicht dein Geld!' — Auf einen langen, letzten, beschwörenden Brief gab sie endlich nach. Dann kam der Friede, der war schön. Ich hab' sie noch bis Hamburg gebracht; von da fuhr sie ab, in die ‚neue Welt'. Als ich dem Schiff nachsah, dacht' ich: an dieser Erfahrung, mein guter Lorenz, hast du nun genug. So zu helfen ist Unsinn. Nie, nie, nie mehr! — — Na, ein Vierteljahr oder so ungefähr hab' ich's auch gehalten. Seitdem — helf' ich weiter!"

Weiland hatte wieder ein Gläschen Likör in der Hand; er hob es gegen Lorenz und trank ihm zu. „Dem Don Quichote vom Alexanderufer! — Wie sagt der Berliner: ‚Wat allens in Jottes Tierjarten jroß wird!' — So großartig verrückte Geschichten könnte ich nicht machen. ‚Eroberer', wie Edmund, dazu taugt' ich eher; wenn mich auch die Mutter Natur stiefmütterlicher ausgestattet hat. Ach, ich wollt' aber auch das E r o b e r n lassen, wenn diese Kerle mich singen oder spielen ließen. Nur drei große Rollen, Bruder! Dann wär' ich durch! Dann hieß' es in allen deutschen Hauptstädten: wo ist Weiland? Her, her mit Weiland! — An so 'nem Tischchen hier sitzt man gut, sagst du; ich dacht' aber eben: wann ich wohl ersticke, weil man mich nicht spielen läßt! — Komödie, Komödie spielen; meinetwegen im L e b e n, wenn ich nicht auf die Bühne soll. Wie Garrick bei Hogarth, oder wo war's. Einmal Schicksal machen — durch mein Talent. Ein Bombentalent. Eine Schicksalsrolle! Im L e b e n, Bruder!"

„Ja, ja," flüsterte Lorenz; „aber bitte, etwas weniger laut!"

Aus der Tiefe des Saals, der sich langsam leerte, kamen einige junge Frauenzimmer, wohlgekleidet und wohlgewachsen; daß sie aber nicht zur „guten Gesellschaft" gehörten, konnte Lorenz wohl sehn. Sie wollten hinaus und gingen an seinem Tisch vorbei; eine von ihnen, die hübscheste, größte, blickte Weiland von der Seite an und stand still. „Guten Abend!" sagte sie mit gedämpfter, angenehmer Stimme. Weiland drehte den Kopf herum. „Ah!" sagte er sehr erstaunt. „Bist d u's! — Walli, sind S i e's!"

„Ja, denken Sie, ich bin's," erwiderte das Fräulein. Ihre Begleiterinnen gingen weiter, beinahe bis zum Ausgang, blieben dann wartend stehn.

„Wieder in Berlin? Warum? — Ich dachte —"

„Ja," sagte sie, „ich dachte auch. Aber dieses Leipzig — ‚ein klein Paris' heißt's im Faust — mit der Zeit wird's so langweilig, daß du die Motten kriegst. Da hab' ich manchmal im sogenannten Park gesessen und die Schwäne gefüttert und mir die schönen Verse vorgesagt:

Berlin, Berlin is 'ne jettliche Stadt,
Wenn man immer det netige kleene Jeld hat!

Und als ich das Nötigste übrig hatte, bin ich hergefahren!"

„Und Sie bleiben nun wieder hier?" fragte Weiland, noch immer verdutzt.

Sie nickte. „Wissen Sie, was Heimweh ist?"

„Wo wohnen Sie denn, Walli?"

Sie nannte ihm Straße und Haus. „Einstweilen! Wenn das so berühmte und beliebte Glück endlich kommt, auf das ich schon so lange warte, dann such' ich mir ein anderes Dach!"

Lorenz betrachtete das Mädchen mit wachsendem Erstaunen; die große, schöne Gestalt, die klugen Augen, die feine Sprache — dazu ein unbenennbares Etwas, das von besserer Herkunft sprach. Oder täuschte ihn das? Kannte er diese „andre Welt" zu schlecht? — Sie erwiderte seinen Blick, gleichfalls aufmerksam. Ihm fiel dabei irgend etwas auf, das er nicht verstand.

Sie hatte eine Hand auf den Tisch gelegt, Weiland legte einen Augenblick die seine darauf: „Ich wundre mich doch, Walli. Sie wollten Berlin für immer —"

Walli fiel ihm ins Wort: „Nicht wahr, es ist sehr merkwürdig, daß ein junges Mädchen so inkonsequent ist!"

„Was haben Sie denn in dem ‚langweiligen' Leipzig so lange getan, außer Motten kriegen und Schwäne füttern?"

„Hab' wenigstens viel gelesen; das war noch mein Bestes. Was denken Sie, hab' schwere Bücher studiert. Wissen ist ja Macht, knowledge is power."

Lorenz stieß, ohne es zu wollen, einen Laut der Verwunderung aus. Sie studiert! Sie kann Englisch! dachte er. Weiland lächelte; Walli auch.

Es kam nun aber etwas andres in ihr Gesicht, ein Ernst, der allmählich tiefer und schöner wurde, den sie offenbar zu verschleiern, zu verjagen suchte; er blieb

aber doch stehn und es wurde etwas wie Wehmut daraus. Sie blickte im Saal umher, dann wieder auf Lorenz, dessen Ausdruck sie zu beschäftigen schien, dann zu Boden. Sie drückte eine Weile die Augen zu. „Gute Nacht!" sagte sie dann.

Weiland sah sie mitleidig an; „oh!" machte er. „Was für ein klägliches Stimmchen. Ist die bekannte Melancholie wieder da?"

„Ach was Melancholie. Das haben Sie sich nur immer eingebildet; so was hab' ich nicht. Mir fielen nur eben Verse ein. ... Kennen Sie das von Viktor Hugo? — Ich wollte ja aber gehn. Meine sogenannten Freundinnen warten —"

„Lassen Sie sie warten; das kennen sie. Sagen Sie die Verse!"

„Ach, es ist dummes Zeug. Aber hübsch." Walli drückte wieder die Augen zu; mit ganz eigenem, weichem Wohllaut fing sie an:

„Puisqu'ici bas toute âme —

Nicht wahr, nun lachen Sie, daß ich Ihnen das erzähle. Das ist auch zu komisch!"

„Ach, du bist verrückt," flüsterte Weiland. „Wir lachen nicht. Noch einmal anfangen! — Sei so gut!"

Walli hatte die großen, gelblich grauen Augen aufgeschlagen, sie machte sie wieder zu:

„Puisqu'ici bas toute âme
Donne à quelqu'un
Sa musique, sa flamme,
Et son parfum —

Weiter weiß ich's nicht. — Das hab' ich noch so aus alten Zeiten. Es klingt hübsch, nicht wahr. Und darum fällt einem so was immer wieder ein!"

Lorenz schüttelte vor Staunen den Kopf; ihm war zugleich windelweich zu Mut. Diese Verse, aus so 'nem Mund! Und so schön gesprochen! — Er wollte stumm bleiben, er konnte nicht: „Erlauben Sie — mein Fräulein. Eine Frage; Sie gestatten. Wo haben Sie dieses vortreffliche Französisch her? Und — und diesen Vortrag? Ich bin ganz perplex. Mir fällt dummerweise nur dies dumme Wort ein. Nein, ich bin gerührt, wenn ich das sagen darf. — Wunderschöne Verse!"

Das Mädchen sah ihn lächelnd, aber mit dem Lächeln der Freude an: „Ich danke Ihnen. Wie gut von Ihnen, daß Sie mir das sagen. — O ja, schöne Verse — kannten Sie sie nicht?"

Lorenz schüttelte den Kopf.

„Aus den voix intérieures. Ja, der Mann hat recht: solche innere Stimmen, die hat man. Die wollen dann und wann heraus. Wenn einem — — Lieber Herr, ich dank' Ihnen. Sie haben so ein gutes Gesicht!"

„Ich? Mit dem Rot und der Nase?"

„Sie haben so gute Augen, Herr. — Nun muß ich aber wirklich gehn. Die beiden Gänse da hinten, die winken und die drohen mir. Also — gute Nacht!"

Sie suchte mit einem Ausdruck wiedererrungenen Übermuts zu scheiden; es mischte sich aber doch noch etwas von der voix intérieure hinein. Sie grüßte einen nach dem andern, mit anmutiger Neigung des

gut geformten Kopfes; dann schritt die große, jugendschlanke Gestalt zur Tür hinaus.

Lorenz sah ihr nach, bis sie draußen war. Endlich wandte er sich zu Weiland zurück, in dessen Zügen ein geheimnisvolles, ernstes Lächeln lag. „Du — Alter — sag einmal: was ist denn das für ein Frauenzimmer? Die — die man nicht vorstellt, und die so feine Manieren hat und alle Sprachen spricht und solche Antworten gibt?"

Weiland dämpfte die Stimme, jetzt noch mehr als Lorenz: „Ja, wenn ich dir das sage — wirst dich wundern, Bruder. Ich sag's aber auch nur für d i ch! — Ein abnormer Fall; eigentlich ein a b s ch e u l i ch e r Fall; es soll ja aber offenbar alle Fälle geben, die Natur läßt keinen aus. Das Mädel, diese Walli — eigentlich Valentine — ist aus einem guten Haus; der Vater war Kommerzienrat, Millionär, und ein hochgeachteter Herr; er ist aber tot. Er lebte aber noch, als diese seine jüngere Tochter, in der offenbar das Ewigmännliche eine verhängnisvolle Rolle spielt, als die sich einem jungen Sportsmann in die Arme warf; hat er sie verführt? w o l l t e sie durchaus verführt sein? Man weiß es nicht. Sie ging jedenfalls mit ihm durch — eben erst aus der höheren Töchterschule 'raus — und schrieb ihren Eltern: Ich komm' nicht wieder; laßt mich, wo ich bin! — Ja, wo war sie denn? Ihrem ersten Galan schon davongelaufen und in andern Armen; und so ging es weiter und weiter; sie wurde ‚eine Solche'. Hier, wo ihre Eltern lebten, hier in Berlin! — Na, Berlin ist groß; sie hatte sich

einen andern Namen gegeben; eine Weile wußte man nichts von ihr. Endlich entdeckt man sie; Entsetzen der Familie! Der Vater will sie nie wiedersehn, kriegt einen Schlaganfall, legt sich hin und stirbt. Die Mutter, eine edle Samariterin, schickt ihr einen rührenden Brief: komm zurück, dir soll vergeben sein, wir vertuschen alles, komm in Gottes Namen! — Aber Walli, die eine solche Mutter und eine ideal edle Schwester hat — Brüder hat sie nicht — Walli, die im Wohlleben schwimmen, in eigner Equipage fahren kann, Walli schickt einen Zettel zurück; Inhalt ungefähr: Ich kann nicht. Zu spät. Laßt mich so. Verschwinden will ich, weg von Berlin; dann forscht mir aber nie mehr nach! — Und so ging sie nach ich weiß nicht wo; von da später nach Leipzig; dort lernt' ich sie kennen. In dem Park, von dem sie sprach! Sie fiel mir ebenso auf, wie heut abend dir. Ich setzte die Bekanntschaft fort, nicht aus Verliebtheit — Gott sei Dank, das nicht! — aber aus psychologischer Neugier; du verstehst, Bruder —"

Lorenz nickte; wer verstand so etwas besser als er. „Mir graut aber, muß ich dir sagen. Was für ein Geschöpf!"

„Sie kann von diesem Leben nicht lassen. Von Zeit zu Zeit kommt ein Anfall von Schwermut, von Selbstverachtung, von Sehnsucht nach einer andern Existenz, nach ‚guter Luft', wie sie sagt; aber sie hält den Anfall aus und lebt dann so weiter. Sie gewann Vertrauen zu mir, da hat sie mir ihre Geschichte erzählt. Sonst erzählt sie's keinem. Du kannst denken, das ging mir im Kopf herum! Ich kannte ja ihre Familie! kenn' sie

heute noch! — Mußt' ihr aber schwören, sie ‚ihren Leuten' nicht zu verraten. Hab's auch natürlich nicht getan. Und nun hat doch das Heimweh, oder was sonst — — nun seh' ich sie hier im Café Bauer wieder, mitten in Berlin!"

„Du kennst die Familie, sagst du." Lorenz heftete die klugen, mehr noch guten Augen auf Weilands bartloses Schauspielergesicht. „Sie hat eine ideal edle Schwester, sagst du. Und der Vater ist tot; nach einem Schlaganfall gestorben. ... Mensch! Wenn das alles wahr ist — und Kommerzienrat —"

„Nun ja doch," antwortete Weiland zögernd.

„Dann kenn' ich die Familie a u c h!"

Lorenz sprach leise, tonlos, so erregt er war. Weiland murmelte: „Nun ja, du kennst sie. Die Behrends im Grunewald. Ich hab's aber nur d i r gesagt. Es bleibt i n d i r!"

Lorenz antwortete nicht. Ihn übermannte der Fall so sehr. Walli Selmas Schwester! Walli Selmas Schwester! Er wiederholte sich das fort und fort. Darum sein erstes Sichwundern über Wallis forschenden Blick; die Ähnlichkeit der Augen: bei beiden Schwestern gelblich grau, tiefliegend und groß. Sonst — wie verschieden! ganz, ganz! Von außen, von innen. ...

„Ich kann's noch nicht fassen," murmelte er endlich.

„Du kamst erst ins Haus, als die Walli fort war; als —"

„Vor drei Jahren, ja. Hatte sie nie gesehn! Es hieß damals überall, sie hätte sich gegen den Willen der Eltern verlobt, sei mit ihrem Bräutigam durchgegangen,

nach Amerika; und sei dort verschollen. Im Haus sprach man nie von ihr. Wie in ‚Des Sängers Fluch': Versunken und vergessen!"

Weiland nickte: „Ja, man konnte nicht verstoßener sein. Das war Vater Behrends Werk; sein letztes. Er hatte auch das Ganze so umgedichtet; nachdem er sie verflucht hatte. Und doch könnte man sagen —"

Er stockte.

„Was?"

„Na, er war doch ein rechter Hallodri gewesen. Walli hatte wohl von ihm geerbt!"

Lorenz stand auf, es schüttelte ihn, er mochte nicht mehr sprechen.

* * *

Der nächste Tag war wie seine Vorgänger ein Apriltag, der Mai spielte; einen früheren und schöneren Frühling hatte man wohl lange nicht gesehn. Auch in den Tannen des Grunewalds rührten sich schon die jungen Triebe; in den Straßen des Vororts „Grunewald" aber, die unmittelbar an den alten Forst grenzten — die Villa Behrend gehörte dazu — dort begrünten sich alle Gebüsche in den jungen Gärten, und auch in die Laubbäume kletterte der Lenz hinein. Dieser Frühling ist ein Wunderkind! dachte Mutter Behrend, die Kommerzienrätin, als sie aus ihrem Haus in den Garten trat, einen Korb am Arm, einen sinnreich geformten Aufheber in der Hand; denn sie ging nicht gern durch die Gartenwege, ohne sie von Abfällen zu säubern, Nettigkeit und Ordnung zu machen. Es war Nachmittag,

die Sonne sank; sie schien aber noch zwischen den Tannen herein. Die ersten Schmetterlinge irrten umher. Finken und Meisen und Drosseln sangen. Aber auch die stummen, langsamen, hungrigen Raupen krochen schon an den Zweigen und Stielen entlang; die bösesten Feinde, die Frau Behrend auf der Erde hatte. Sie hatte denn auch einen scharfen Blick für sie, den Raupenblick, wie ihn Selma nannte. Ihr träumerischer Schritt ward jetzt schneller, sie ergriff so eine Feindin mit der Hand, warf sie auf die Erde und zertrat sie.

„Na, warum lächelst du so?" sagte sie zu Selma, die unter einer der stehengebliebenen Grunewaldtannen saß — in der Kolonie muß jeder Villenbesitzer die alten Tannen schonen, so weit es angeht — und auf ein Tischchen aufgestützt las. „Kritisierst du deine alte Mutter?"

Die Kommerzienrätin war noch in den guten Jahren, trotz mancher körperlichen und seelischen Leiden wohlerhalten; ihrer geliebten Selma ähnlich, doch schwächer und zarter gebaut.

„Ich hab' nur immer das Gefühl," erwiderte Selma, „wenn du eine Raupe mordest: der Raupe tut's *vielleicht* weh, aber dir *gewiß*!"

Mutter Behrend schüttelte den Kopf: „Das ist doch ein Unsinn. Wenn ich einfach meine Schuldigkeit tue, meinen Garten pflege; das hab' ich übernommen. Da tut's doch einem vernünftigen Menschen nicht weh, wenn er Unkraut wegschafft; und die Raupen gehören doch auch dazu! — Was liest du da wieder Schönes, Aufregendes? Dir glühn ja die Backen."

Selma schlug auf das Buch, sie hatte die Geschichte eben ausgelesen: „Das ist einmal ein famoses Weib! Eine Heldenmutter!"

„Wie heißt die denn?"

„Gräfin Katharina von Schwarzburg heißt sie; sie hat gelebt als Luther lebte; hat als Witwe in Schwarzburg-Rudolstadt regiert. Schiller hat die Geschichte erzählt, mußt sie lesen, Mutter: ‚Herzog von Alba bei einem Frühstück auf dem Schlosse zu Rudolstadt, im Jahre 1547'. Wie dieser fürchterliche Spanier, vor dem die Welt zitterte, mit seinem siegreichen Heer durch Thüringen zieht und seine Leute den Sauvegardebrief nicht achten, den der Kaiser Karl V. der Gräfin ausgestellt hatte, sondern ihren Bauern das Vieh wegtreiben; aber die Gräfin — ein Götterweib! — sie bewaffnet ihre ganze Dienerschaft, geht hinein zum Alba und dem Herzog von Braunschweig und so weiter, die in ihrem Schloß beim Frühstück sitzen; und als sie über ihre Beschwerden lachen: das sei nun einmal Kriegsgebrauch! da donnert sie ihnen zu: Meinen armen Untertanen muß das ihrige wieder werden (Selma blickte in das Buch hinein), oder bei Gott! Fürstenblut für Ochsenblut!"

Sie hatte eine Faust erhoben, ihre Augen blitzten so, daß der Mutter das Herz im Leibe lachte; die lächelte aber doch. „Wie frech du die Gräfin gespielt hast, Mädel! als lebten wir noch in den rohen Zeiten und nicht in der gemütlichen Kolonie Grunewald. Du würd'st wohl vor diesem Herzog Alba deine hof-

fähigste Verbeugung machen, wenn er jetzt hereinkäme —"

„Ich?" Selma schnellte in die Höhe. „Ich hätte diesem Spanier — — ich weiß nicht, ob mir auch die drei Worte eingefallen wären: Fürstenblut für Ochsenblut — himmlisch! göttlich! — aber ich wäre ja selig gewesen, hätt' ich so eine Aufgabe als Heldin für mein Volk gehabt. Und wenn's auch zu meinem Verderben ausgegangen wäre —"

„Also damals ging's gut aus?"

„Na, und ob!" rief Selma. „Ihr Fürstenblut floh ihnen aus dem Gesicht; ‚Herzog Alba veränderte die Farbe', sagt Schiller. Mußt es selber lesen. Katharina siegte; und von da an hat sie die Heldenmütige geheißen!"

Frau Behrend lächelte wieder: „Wie kriegerisch meine Tochter ist."

„Wie unkriegerisch meine Mutter ist!"

„Ach mein gutes Kind — das vergeht einem so mit der Zeit. Ja, ich bin jetzt froh, wenn ich meinen Frieden hab'. Ich hab' lieber mit der stillen Natur als mit den lauten Menschen zu tun. Sieh doch her, wie das alles grünt! Wie es treibt! Jedes Jahr dasselbe Wunder — daß man hinknien könnte. Wo du hinsiehst, Leben und Schönheit!"

Sie nahm einen frisch ergrünten Zweig in die Hand und liebkoste jede Blattknospe mit den schönen Augen.

„Na ja," sagte Selma; „aber so langsam, so langweilig geht's in der Natur; jeden Tag ein Schrittchen. Und das Schrittchen, das sieht man nicht." Sie hob

beide Arme: „Es muß was los sein in der Welt! Kampf muß sein! Fürstenblut für Ochsenblut! — Heut abend trink' ich ein ganzes Glas auf die Katharina von Rudolstadt. Wenn's nur viele so gäbe, solche Katharinas! Eigentlich ist's doch eine Schande für unser Geschlecht: wie wenig ‚Mordsweiber' man in der ganzen Weltgeschichte findet. Semiramis und Tomyris und Katharina die Zweite — —" Sie suchte weiter, einen Zeigefinger am Kopf.

„Edle Märtyrerinnen," entgegnete die Mutter mit traurig lächelndem Blick, „die kannst du zu Tausenden finden."

„Nun ja; aber die siegten nicht!"

„Ach meine gute Selma — so ist auch die Welt nicht: es siegt sich nicht so leicht. In der Jugend glaubt man's! Denkst du, deine Mutter hat's nicht auch geglaubt? Ich war wohl ebenso schwärmerisch und — und übermütig wie du. ‚Wer nur kämpft, der siegt auch!' — Na, dann kam das Leben. Man liebt, man — heiratet, man —"

Man kämpft den Kampf mit dem Mann, wollte sie sagen; sie blieb aber stecken, wie schon so oft. Lerne nur erst die Männer kennen, wollte sie sagen; die brutalen Männer! Sie gehn ihre Wege, wir sollen nur den des Mannes gehn. Sie sind untreu, wir sollen tugendhafte Lämmer sein. Sie sind roh, gewaltsam, wir sollen zart sein und hold und ‚weiblich'. Und wenn wir auch einmal wild und gewaltsam werden, dann siegen sie mit der rohen Kraft! — So war es der Frau Behrend ergangen; und am tiefsten, am längsten hatte sie ihres

Mannes wilde, immer wieder untreue Sinnlichkeit gekränkt. Konnte sie davon zu seiner Tochter reden? Sie brachte es nicht übers Herz. Diese jungfräuliche, reine Selma, die mit der ganzen Liebefähigkeit ihrer goldenen Seele um den Vater trauerte. ...

„Kurz, man sieht, wie das Leben ist," setzte sie nach einer raschen Gedankenflucht etwas trocken lehrhaft hinzu, um nur nicht zu klagen. „Immer Kompromisse — und kleine Entsagungen — und kleine Kämpfe, bei denen nicht viel zu gewinnen ist. Siehst du, und so freut man sich endlich, daß man seinen Garten und seinen Frieden hat!"

Selma stand auf und ging umher. Ja, und so täuschen sich die Mütter! ging ihr durch den Kopf; sie wußte oder sie ahnte viel mehr von des Vaters Abenteuern, als die Mutter dachte; sie litt schwer daran. Aber davon nie ein Wort! — So schwiegen sie nun einander an, nicht zum erstenmal. „Ich wollte nur noch sagen, Mutti," nahm Selma endlich das Wort, „was ich mir vorhin zusammenphantasierte, während ich den Schiller las. Die Gräfin Katharina war Witwe; ich dachte mir eine jungfräuliche Fürstin — eine Königin oder Kaiserin — die zum Herrschen geboren ist, weißt du; sie will aber nur das Edle, Große, sie will ihr Volk zu allem Guten und Tapfern und Schönen erziehn. Wer ihr aber dabei in den Weg tritt, auf den los wie ein Mann! — Das Volk will, sie soll heiraten, so sind ja diese Völker — aber das will sie nicht. Laßt mich, wie ich bin! Ich bin selber Manns genug, um euch zu regieren. Bin ich's oder nicht? — Sie werfen die

Hüte in die Luft, sie rufen Ja! Ja! sie jauchzen ihr zu. Nun, dann laßt mich und folgt mir so, wie die Engländer Shakespeares ihrer jungfräulichen Königin Elisabeth folgten! Ich brauche keinen Mann! Ich brauche nur einen großen Lebenszweck, und den hab' ich in meinem Volk! — Wer nach meinem Tod —"

„Da kommt Lorenz," sagte die Mutter, ungern unterbrechend; es tat ihr doch himmlisch wohl, wenn ihre Einzige — Walli war „tot" — sich in so lebensmutigen, himmelanfliegenden Phantasien erging. Lorenzens große, breite Gestalt kam aus dem Haus, den Hut schon in der Hand; die Sonne traf noch eben den kahlen Gipfel auf seinem Kopf. Er näherte sich mit Verbeugungen, nicht so ganz schlicht wie sonst; vor der Kommerzienrätin angelangt, küßte er ihr die Hand. „Mir scheint, das Wetter will umschlagen," sagte er mit seinem trockenen (heute etwas erzwungenen) Humor; „da wollt' ich doch geschwind noch einmal vorschauen, eh' Ihr Garten im Kladderadatsch ersäuft!"

„Sehr lieb von Ihnen," entgegnete Frau Behrend, die ihn herzlich gern hatte; sie wußte sich keinen besseren Freund. „Sie sind nicht in Ihrem Wagen gekommen?"

Er schüttelte den Kopf: „Den hab' ich heut verliehen —"

„Das geschieht wohl oft —"

„Die Elektrische fährt ebenso gut. Und von da zu Fuß!"

Er nickte der Kommerzienrätin zu, sie wußte nicht, warum; er sah dann Selma, der er die Hand drückte, mit scharfen Augen und niedergezogenen Brauen an;

darauf griff er nach dem Buch auf dem Tisch. „Was lesen Sie da? Schiller. Sehr nützlich! Schiller, der verkannte; ich höre ja, die moderne Jugend trampelt auf ihm herum. Gewiß sehr mit Unrecht; was hat der Mann geleistet. Ich komme nur so selten dazu, in dem Mann zu lesen! Der beste Freund, den Goethe hatte; das will schon was sagen. ..."

Er warf wieder ein paar Blicke auf Selma. Er schaute in das Buch hinein. „Herzog von Alba bei einem Frühstück ..." Er lachte. Darauf fing er an, in geschwollener Rede, wie sie wohl noch nie ein Mensch von ihm gehört, über Schillers unsterbliche Verdienste und welterschütternden Genius zu reden.

Selma nahm ihm das Buch aus der Hand, das er dabei auf und ab bewegte, und legte es wieder auf den Tisch; „aber was soll der Unsinn, Lorenz?" sagte sie und lächelte. „Sie sind doch sonst immer gradheraus. Sie gucken mich so an, wie wenn — — und Sie lachen plötzlich, und Sie sprechen über Schiller wie ein schlechter Aufsatz — entschuldigen Sie. Mir scheint, Sie wollen mir was sagen; aber nur für mich. Hab' ich recht?"

Lorenz errötete wie ein guter Junge. Mit all seiner Ehrlichkeit erwiderte er dann: „Natürlich haben Sie recht!"

„Also dann ist's gut. Warum haben Sie das nicht gleich gesagt? Sie und ich, wir dürfen doch miteinander ein Geheimnis haben. Wir gehn in mein Zimmer hinauf und da erzählen Sie mir, was es ist."

Frau Behrend nahm ihren Korb, in den sie dies und das gesammelt hatte, und ging: „Nein, nein,

bleibt nur hier! Ich will doch ins Haus. Wahrhaftig, er sieht etwas geheimnisvoll aus; er hat so 'ne ‚umwölkte Stirn', wie's die Dichter nennen. Lieber Freund, ich seh' Sie wohl noch!"

Sie grüßte und verschwand in der Tür. „Nun, was wollen Sie mir?" fragte Selma und setzte sich. „Hier sind wir am weitesten von den Menschen weg. Aber warum machen Sie ein so ernstes Gesicht?"

Lorenz setzte sich auch; es erschienen auf einmal Perlen an seinen Schläfen, er hatte mit einem Seufzer zu tun. „Das ist gar kein Seufzer," begann er dann; „es ist nur die Ungewißheit, die mit mir hergefahren ist: was wird Selma sagen? Ich glaub' aber, daß Sie eine Aufgabe zu erfüllen haben. Sonst tät' ich ja auch den Mund nicht auf. Wird mir schwer genug!"

„So reden Sie! Was ist es?"

„Ihre Schwester ist wieder hier. Will hier so weiterleben wie bisher — ich weiß alles, Selma. Durch Weiland — der sie kennt —"

Selma, die tief erblaßt war, runzelte die Stirn, ihre Lippen zuckten: „Woher kennt er sie?"

„Das ist Nebensache. Heute nacht, im Café Bauer, haben wir sie gesehn; und es hat sich so gefügt, ich hab' sie ein wenig kennen gelernt. Sie hat Ihre Augen, Selma — — bitte, hören Sie mich recht ruhig und freundlich an. Sie hat Ihre Augen; und von Leipzig, wo sie war, hat sie das Heimweh hergetrieben, sagt sie; und ich glaub', es ist nicht das gemeine Heimweh: in ihrer Seele, da arbeitet was. Sie hat die Augen zugedrückt und französische Verse gesprochen — die haben

in sie hineingeleuchtet. Sehnsucht nach dem Verlorenen, Heimweh nach dem wahren Leben, nach — — kurz, das lag darin. Wenn Jesus so einen Menschen sah —"

Selma fing an zu zittern. „Was wollen Sie von mir?"

„Wenn Jesus so einen Menschen sah, dann fühlte er seine göttliche Sendung: diese Seele retten! — Bei Ihnen liegt nun die Sache so, daß Sie ihre Schwester sind. Sie müssen versuchen, Selma, sie zu retten —"

Sie fuhr vom Stuhl empor. „O Gott!"

„Ich hab's Ihnen nicht sagen sollen, daß sie wieder hier ist. Hab' schweigen sollen gegen jedermann. Ich hab' mich aber enthalten, dem Weiland mein Wort zu geben; mir fuhr in dem Augenblick durch den ganzen Menschen: Walli Selmas Schwester! Und, wie so was in einem aufblitzt: Da kann niemand als Selma helfen! — Dann zu Hause, in meinem Bett, da hab' ich natürlich schlecht geschlafen: soll ich schweigen oder soll ich sprechen? Ist da noch zu helfen? Wenn diese unglückliche Walli so weiterleben will. . . . So oft mir aber dieser Gedanke kam: ‚so weiterleben', gab's mir einen Ruck. Nein, das darf sie nicht! In ihr ist auch einer, der will es nicht! — Und so lange der Mensch nicht tot ist, nicht wahr, ist ihm noch zu helfen. Sie waren zwei gute, liebreiche Schwestern; das hat mir mehr als einer erzählt. Sie, als die ältere, hatten himmlische Geduld mit ihr — hat man mir erzählt — Walli bewunderte Sie. Aus solchen Wurzeln kann noch wieder was wachsen, wenn die rechte Stunde kommt. Die ist jetzt gekommen!"

Selma starrte in die Abendluft. Eh' dieser Lorenz kam, ihr Traum, ihre Phantasie: von der jungfräulichen Königin. Nun grinste wieder das Gespenst ins Haus: die Dirne. . . . Die Schande. . . . Ein todkaltes Grauen lief an ihr hinab. „O Gott, wozu leb' ich noch?" brach aus ihr hervor. „Ein Fluch liegt auf unserm Haus! Wir sind gebrandmarkt, wir alle mit. Uns ist nicht zu helfen!"

Lorenz legte seine große Hand auf ihre, nahm sie und drückte sie. „Liebe Selma, es ist umgekehrt. Sie sollen das Haus von dem Fluch befreien, dazu sind Sie da. Durch Ihr edles Tun und Sein sollen Sie ihm neue Ehre machen. Und so 'ne Aufgabe steht jetzt vor Ihrer Tür!"

Er erzählte ihr alles, was er mit Walli erlebt hatte; Wort für Wort, so gut er's wußte. Auch „Puisqu'ici bas toute âme" — — Selma wußte es weiter: sie hatte die Verse einst mit Walli gelernt. Sie sprach sie und Tränen füllten ihre Augen. Lorenz stand auf; er riß ein Blättchen aus seinem Taschenbuch: „Hier schreib' ich Ihnen ihre Adresse hin; hab' sie mir gemerkt. Sie sollen mir ja jetzt nicht sagen, ob und was Sie tun wollen; dazu ist die stille Nacht. Die Nacht ist uns nicht bloß zum Schlafen gegeben, auch zum Überdenken. Und so wünsch' ich Ihnen eine gute Nacht!"

* * *

Der Wunsch des guten Lorenz ging in Erfüllung und auch nicht: Selma hatte eine üble Nacht. Ehe sie sich schlafen legte, hatte sie, da sie noch entsetzlich wach und lebendig war, von einem starken Ungarwein

getrunken; doch diesmal fehlte ihm alle Kraft, sie einzuschläfern, er steigerte nur die Unrast im Hirn. Die Straße und Hausnummer von Wallis Wohnung — sie hatte sie vom Zettel abgelernt, um sich Mut zu machen — kam nun wie im Fieberrausch immer, immer wieder; sie mengte sich in jeden Gedanken, wie das ewig wiederholte Peitschenknallen eines Fuhrmanns, der draußen auf der Straße wartet. Geh' ich morgen hin oder nicht? kam dann hinterdrein. Muß ich oder nicht? — In den drei Jahren, seit Walli fort war, hatte Selma sie wie tot gedacht; ihrer reinen, keuschen Seele war es auch unmöglich, sich ein Wesen wie die in seiner ganzen schrecklichen Lebendigkeit zu denken. Für sie lag's im Sarg, unter der Erde. . . . Nun in deren Tür treten, als wär' sie's noch? Ihr in die offenen, trotzigen Sünderaugen sehn? Die entweihten Lippen wieder reden hören? — Es überschauerte sie. Mut zu allem, den fühlte sie! Mut, gegen Löwen zu kämpfen, wenn es eine Menschenseele retten gilt; Todesfurcht zu überwinden — sie hatte es in ihren Phantasien so oft getan. Aber vor der gräßlichen, unausdenkbaren Sünde stehn. . . .

Endlich fand sie doch ein wenig Schlaf. Unsinnige Träume schreckten und erweckten sie; dann dämmerte sie wieder ein, sank wie in tiefste Tiefe hinab. Gegen Morgen hatte sie noch einen Traum, der sie grausam quälte: Straße und Hausnummer — sie war hingegangen, die Treppen hinauf, sie trat in eine Tür. Es war Wallis Zimmer; die lag in eines Mannes Armen, der sie küßte; Weiland! dachte Selma.

Nun sah sie aber das Gesicht des Mannes; es war Edmund Pinelli. . . . Sie fühlte es wie ein Schwert in der Brust. O Gott, welch ein Schmerz! — In dem Augenblick erwachte sie.

Als sie endlich im vollen Licht des Tages, gebadet, angekleidet auf ihre Terrasse trat, in den Wald hinaussah, war sie wieder die Starke, die Tapfere, die sie immer sein wollte; „ja, ja," sprach sie vor sich hin, „er hat recht! ich muß!" Sie hörte sich so sagen und ihr war, als höre sie durch ihre Stimme einen andern, höheren Willen sprechen; als verlange so die unsichtbare Macht von ihr: erfülle eine heilige Pflicht! — Sie wartete bis elf Uhr, dann fuhr sie in die Stadt. An dem Platz, auf den Wallis Straße mündete, stieg sie aus; als ihr Wagen umgekehrt und verschwunden war, ging sie langsam, noch einmal alles was sie sagen wollte überdenkend, dem gefürchteten Hause zu. Ja, es war eine Furcht, die scheue, angstvolle Furcht der Jungfräulichkeit, die ihre Brust beklemmte und die Haare auf ihrem Scheitel hob. Als wär's ein Kanossagang — das Wort kam ihr in den Sinn, trat ihr auf die Lippen — oder als ginge es in einen Höllenraum, so wankte sie in das Haus hinein. Hinten über einen engen Hof kam sie zu der Tür, die nach oben führte; halbdunkle Treppen, verblaßte Läufer, dunstige Gerüche. Sie hielt sich an den Geländern fest, zog sich dran hinauf; einmal, zweimal blieb ihr der Atem aus, sie stand still, hörte ihr schlagendes Herz, predigte sich Mut und überwand ein Gefühl, das ihr übel machte. Endlich stand sie vor der Schicksalstür. Neben einem porzellanenen

Namensschild — offenbar die Vermieterin — sah sie einige Visitenkarten angenagelt; ein Ehepaar, eine Tipewriterin; auf einer dritten stand: Valentine Holland. Das war Walli, die Schwester. . . . Sie drückte auf die Klingel. Ein etwa zehnjähriges Mädchen öffnete. Ja, Fräulein Holland sei zu Hause. Dort sei ihre Tür. Auch auf der Tür stand der Name: Valentine Holland. Selma ging hin, drückte die Augen zu. Das Herz in der Brust tat so weh. Sie hielt's aus und klopfte.

„Herein!" hörte sie. Als sie eintrat, sah sie sogleich ein Sofa, auf dem Walli im Morgenkleid ruhte; beide Hände lagen hinter ihrem Kopf, die Augen schauten mit müdem Blick. Auf einem Tisch neben ihr stand das Frühstück, wie es schien noch unberührt. Selma machte die Tür wieder zu, lehnte sich daran. „Ich bin's," sagte sie. „Ich höre, du bist hier —"

Walli sprang auf, wie plötzlich zum Leben erwacht. „Selma!" stieß sie hervor; sie ward bleichgrünlich blaß. „Was soll das? Du? Wie kommst du hierher? Hat Weiland —?"

„Bitte, laß das," sagte Selma, auf diese Frage gefaßt. „Es kommt nur darauf an, daß du's wirklich bist — und daß ich nun hier bin, deine Schwester — also gewiß nicht dein Feind. Ich möchte dir nur Gutes sagen, dich —"

„Hat mich dieser Schurke verraten? Oder der andre — ich weiß nicht, wer der andre ist? — Wohl ein Freund von dir? Wollt ihr mich wieder aus Berlin vertreiben? Soll ich wieder in die Welt hinaus? Ich

bin auch ein Mensch; laßt mich doch meines Weges gehn, laßt mich, wo ich bin!"

Das ist Wallis Stimme, dachte Selma. Das ist ihr Gesicht. Alles andre ist wie ein schrecklicher Traum; es macht mich verrückt! — „Bitte, hör mich an," sagte sie, sich zum Reden zwingend. „Was hab' ich dir denn je — — Aber laß mich hier niedersitzen; die Kniee oder was, die wollen nicht. Was hab' ich dir je zuleide getan, daß du gleich denken mußt: meine Schwester Selma will mir Böses tun? — Daß ich hier bin, das weiß kein Mensch. Auch die Mutter nicht. Ich hab' nur an unsre Jugend gedacht — wo wir uns so lieb hatten — und daß du vielleicht Hilfe brauchst — oder irgendwas. Der Weg, den du gegangen bist — sei ruhig, ich will nichts von unserm Kummer sagen, und auch sonst kein Wort. Du bist ihn gegangen. Aber man kann auch auf ihm müde werden — nicht wahr. Man kann wohl gar denken: ob es denn keinen Rückweg gibt? Nimm an — bitte, nimm einmal an, ich hätte geträumt — du weißt, ich träumte früher so viel, und erzählte dir dann oft so wunderliche Sachen. Ich hätte diese Nacht geträumt, du kämst zu mir ans Bett und sagtest: da bin ich wieder, Selma. Bei euch war's doch schön. Soll ich wieder bei euch bleiben? Wollt ihr mich behalten?"

Es war etwas in Selmas Stimme, das Walli gegen ihren Willen rührte; das Herz ward ihr groß, alte Kindergefühle erwachten, stiegen ihr bis zu den Augen hinauf — sie erschrak vor sich. Sie sprang so plötzlich auf, daß Selma verstummte; dann trat sie

ans Fenster, Selma sollte ihr nasses Gesicht nicht sehn. „Na, wie ging's dann aus?" sagte sie gegen die Fensterscheibe, so hart und kalt wie sie konnte. „Wie endete dann dein schöner Traum?"

„Das will ich dir sagen. Ich bin aufgewacht und hab' mir gedacht: Vielleicht kommt sie einmal wirklich so! Ach, dann soll sie's erleben, an Mutter und mir, daß wir Menschen sind; daß es noch immer so ist wie in dem Brief, den dir Mutter schrieb — nach Vaters Tod. Ja, komm wieder! hab' ich gedacht. Schwester Walli, komm! Alles läßt sich machen und wenden, wenn es nur gute Menschen sind. Wir fahren mit dir, Gott weiß wohin; niemand erfährt, wohin. Wenn wir dann wiederkommen — wir haben dich aus Amerika geholt, oder wie sonst; wir sind einig, glücklich. Wir leben noch eine Weile ganz, ganz in der Stille; dann in der Welt — wie einst —"

„Ei ja ja!" fiel ihr Walli ins Wort; „man hört's, daß du eine barmherzige Schwester bist!" Sie wandte sich herum und lachte. „Die verlorene Tochter — ein Kalb geschlachtet. Maria Magdalena. Lauter Tugend, Tugend! Wohl gar noch 'ne Heilige! — Nein, Schwester, nimm's nicht übel: dazu taug' ich nicht. O, du meinst mir's gut, das hör' ich ja, das glaub' ich; aber wie dir doch wohl im stillen vor der Walli Holland graut, die du wieder an deine Brust nehmen willst, so graut mir vor eurem gottseligen Paradies. ‚Ganz, ganz in der Stille,' sagtest du. Da wurde mir schon schlecht! Und ‚dann in die Welt' — die Welt kenn' ich ja. Da war mir ja wie dem Fisch im Sand. Ich vergeh'

in so 'ner ehrbaren Stille, und ich sterb' in der ‚Welt'!"

„Walli! — O Gott!"

„Ja, was hilft dein o Gott. So in Bildung und Comme il faut und Entsagung wie ihr, so kann ich nicht leben! Ich kann nicht ohne Liebe leben! Auch unser Vater hat's nicht gekonnt. Ich hab' sein Blut — und ich will's auch haben — das Leben ist sonst grau in grau; so kommt man doch zu etwas Glück!"

„Gott im hohen Himmel!"

„Nun ja — du und ich, wir sind so verschieden wie Schwarz und Weiß, wie Schatten und Licht. Solang' ich das nicht wußte, als dummes Kind, hab' ich zu dir hinaufgeschaut; warst mir wie ein Engel. Jetzt muß ich lachen über die Engel: was haben sie für Spaß von der Welt? Ich hab' mehr davon als sie und du! Ring nur nicht die Hände; es ist doch so. Ja, ja, ja, wie ich lebe, da ist auch viel Erbärmliches, Schofles, Grausliches dabei; aber wo denn nicht? In eurer guten Gesellschaft nicht? In eurem Haus am Grunewald nicht?"

„Walli! Schwester Walli! — Puisqu'ici bas toute âme —"

„Ach!" rief Walli aus. „Hat dein Freund dir das auch erzählt? Und da hast du dir dann wohl gedacht: ich will zu ihr gehn!? — Das ist wie die Seifenblasen, die wir als Kinder machten; es macht so Vergnügen, die bunten, schönen Kugeln in den Himmel hinauf — aber eh sie da ankommen, platzen sie. Backfischgefühle! In den schlechten Zeiten, in der Langeweile, im grauen

Elend kommt so ein Heimweh danach. Aber auf die schlechten Zeiten folgen g u t e Zeiten; und die Backfischgefühle zerplatzen dann. Ich will dir nur noch sagen, meine engelhafte Barmherzige, und dann sind wir fertig: gestern abend sind die guten Zeiten wieder eingerückt, mit Pauken und Trompeten. Du kommst einen Posttag zu spät! Ich hab' einen Freund gefunden — so einen feinen, goldenen, liebenswürdigen hatte ich noch nie. Der wunder denkt, was für 'ne Perle ich bin. Der mir ein weiches, warmes, reizendes Nest — — Dann aus dieser elenden Bude heraus!"

Ich kann nicht mehr! dachte Selma. Gott, Gott, du siehst, ich wollt' alles tun. Nun sagt sie mir das. Lorenz, ich hab' getan, was Sie wollten!

Sie konnte Wallis Gesicht nicht mehr sehn. Sie stürzte aus der Tür.

Zweites Buch

Weiland ging mit aufgespanntem Regenschirm — es war ein nasser, kühler, unerfreulicher Maitag, fast eine Woche später — die Luisenstraße entlang, um Edmund Pinelli endlich einmal wieder zu besuchen. In Weilands Leben war es so, seine Freunde kannten ihn so: zuzeiten stürmte er ihnen Tag für Tag ins Zimmer, seine hochfliegenden Pläne und Hoffnungen oder seine Melancholien vor ihnen auszuströmen; zuzeiten verschwand er ihnen aus dem Gesicht, als wäre er gestorben, begraben. Jungblut hatte ihn denn auch den Mister Unstet getauft. Es geschah nicht selten, daß er sich beim schönsten Wetter tagelang (mit und ohne Getränke) in seine „Bude" einschloß; dann trieb er sich wieder bei Sturm und Regen halbe Tage in Berlin umher und zog von Freund zu Freund als durchnäßter Schmetterling weiter. Als er jetzt die beiden Treppen zu Edmunds eleganter Wohnung hinanstieg, glaubte er schon auf dem Vorplatz dessen Stentorstimme zu hören; muß wohl eine Täuschung sein! dachte er. Aber von Edmunds Diener eingelassen brach er in ein Lächeln aus (so pflegte er diesen Vorgang zu nennen):

aus einem der anstoßenden Zimmer scholl ein leidenschaftlicher Vortrag heraus, den ein ebensolches Auflachen unwiderstehlich komisch unterbrach. Dann sprudelte wieder unaufhaltsame, sich bis zum Pathos steigernde Rede; sie schloß mit den Worten: „Und ich sage Ihnen, es *wird* nicht sein, denn es *kann* nicht sein!"

„Ach, es sind wohl die zwölf Geschworenen da," sagte Weiland zu dem Diener, der ihm Mantel und Schirm abgenommen hatte, „und Herr Pinelli setzt ihnen die Unschuld eines vierfachen Raubmörders auseinander."

Der Diener, der Weilands tiefernstes Gesicht sah und nur sein bescheidenes Pflichtteil von Menschenverstand hatte, schüttelte den Kopf. „Nein, er ist allein, es ist niemand da. Er übt sich nur im Verteidigen."

Weilands Ernst wurde noch tiefer: „Ah, dann werde ich den Raubmörder machen!" Er klopfte an der nächsten Tür und trat ein.

Edmund, in einem schwarzen Orleansröckchen, die „ambrosische Stirnlocke" tief im Gesicht, stand mitten im Zimmer auf dem persischen Teppich und begann eben den nächsten Teil seiner Rede: „Hoher Gerichtshof! Meine Herren Geschworenen!" Das Klopfen hatte er überhört. „Teufel, sieht man dich wieder einmal!" rief er dann mit derselben Stimme. „Ich dachte, du wärst im Luftballon zum Nordpol gereist!"

„Guten Morgen, Edmund," sagte Weiland und schüttelte ihm die Hand. „Wenn ich dich in einer

großen Aktion störe, so schmeiß mich raus. Cicero pro Sexto Roscio Amerino — oder wie hieß der Kerl? — Ich wußte gar nicht, daß du so 'ne neue Sache unter Händen hast."

„Ich auch nicht; ich hab' auch keine. Es war eben nur Phantasie, weiter nichts; hab' mir so was vorgespielt."

„Was? Auch du, Brutus, ein Nebenbuhler? Gehn jetzt auch die Rechtsanwälte unter die Komödianten?"

Edmund strich sich mit der Hand über das plötzlich ermüdete, nervös abgespannte Gesicht: „Ach du lieber Herrgott, nein. Ich wollte mich nur — zerstreuen; ablenken; mir was vormachen. Jetzt nehm' ich dich als Ablenkung vor die Brust; guten Morgen, du verrückter Kerl. Warum hat man dich seit dem Geburtstagsmahl bei Lorenz gar nicht mehr gesehn?"

Weiland warf sich in einen Stuhl. „Weil ich plötzlich einen Haufen Geld — — ich hab' nämlich ein unerwartetes Glück gehabt. Mein Vater, der ein merkwürdig gescheiter Mensch war — auch in Geldsachen —"

„Von denen sein Sohn nichts versteht —"

Weiland nickte: „Von denen sein Sohn nichts versteht — also noch in seinen letzten Zeiten hatte mein Vater von einem halbverkrachten Unternehmen eine Menge Aktien spottbillig gekauft: ‚die kommen noch wieder hoch!' Sie kamen dann aber lange nicht hoch; und in meinen finanzblinden Augen war das nichts als bedrucktes Papier, aus dem man nur noch Fidibusse machen konnte. Aber eines Tages, so hinter meinem

dummen Rücken, war das Unternehmen ‚saniert‘ — so sagt ihr Geschäftsmenschen ja wohl — und eine grandiose Weltkonjunktur kam dazu, das behaupten ja die Zeitungen. Und kurz, Weilands Sohn kriegte vor drei, vier Wochen schlagtreffend plötzlich eine höchst erheiternde Dividende, einen Haufen Geld!“

„Und den hast du dann versoffen,“ sagte Edmund trocken.

„Was ist das für ein häßlicher Ausdruck. Der sollte nie gebraucht werden, wenn von Weilands Sohn die Rede ist! — Ich habe mich ‚mit dem Geld beschäftigt‘; ja, das kann man sagen. Ich hab’ einen Teil davon ‚flüssig gemacht‘. Ich hab’ mit Hilfe dieses Geldes allerlei durstige Kehlen glücklich gemacht, auf edle Männer der Weltgeschichte Hochs ausgebracht — auch einmal den Verteidiger der Unschuld Edmund Pinelli leben lassen. Du warst nicht dabei, das geb’ ich zu. Aber sollt’ ich dich um vier Uhr morgens von deinem unschuldigen Lager reißen, deinen heiligen Schlaf morden, dich in die Höhle des Lasters schleifen? Das widerstrebte mir, Bruder. Ich bin zuweilen durstig, aber schlecht bin ich nicht!“

„Also das Geld ist versoffen,“ sagte Edmund und legte vor dem Spiegel seine Verteidigerlocke zurecht.

„Von einem Teil dieses Geldes kann man es wohl sagen. Wir sollten aber lieber von dem schönen Edmund sprechen. Warum sieht der so vergeistigt blaß, so beunruhigend interessant aus? Und was liegt ihm auf dem vielumworbenen, vieleliebenden Herzen, daß er sich zerstreuen und sich was vormachen muß?“

„Ach du dummer Kerl.“ Edmund warf sich auf den Diwan und schob sich ein weiches, seidenes Kissen unter den Kopf. „Du kannst mir doch nicht helfen, wenn ich dir's auch sage.“

„Das ist zu rasch geurteilt, mit Verlaub, Herr Löwe. Ich weiß, ich bin nur eine Maus gegen dich, so 'ne graue kleine Maus, der nichts glücken will; und du Elender, dir fallen die interessantesten Verbrecher und die liebreizendsten Evastöchter in den Schoß. Aber du weißt, wie jene Maus jenem Löwen — — Ach, wie sieht der schöne Edmund jetzt jammerwürdig lebenssatt aus. Und wie seufzt er kläglich. Was ist dir, Löwe?“

„Wenn du mich noch einmal den schönen Edmund nennst, dreh' ich dir den Hals um. — Hast du in dieser ganzen Zeit auch keine Selma Behrend und keine Mary Evans gesehn?“

„Die beiden, die dir so spröde tun?“

„Tun?“ — Edmund richtete sich auf, daß er saß. „Woher weißt du das?“

„Was, du Vielgeliebter?“

„Daß sie mir nur spröde tun? Hast du ihnen ins Herz gesehn?“

„Aber das seh' ich ja ihren Augen an. Sie winden sich ja doch unter deinem Zepter, du verwöhnter Prinz. Aus Mädchenstolz zeigen sie's nur nicht; haben auch einen hohen Sinn!“

Edmund forschte, erregt wie es schien, in Weilands Theatergesicht. „Wann hast du dir das zusammengereimt? — Kommst du schon wieder von der Flasche?“

Weiland verneinte mit dem Zeigefinger: „Heute? Nicht einen Tropfen, Bruder. So früh am heiligen Morgen trink' ich ja doch nicht!"

„Und du glaubst doch, die beiden Mädels —"

Edmund mochte nicht weitersprechen. Es zuckte etwas auf seinem nervösen, schwachgefärbten Gesicht. Weiland staunte ihn an, er sah nun erst ganz, wie wunderlich, wie patientenhaft der Mann dasaß, wie wenig er heut die Herrschaft über sich hatte, die ihm sonst nicht fehlte. „Ja, wie ist dir denn?" fragte er dreist, mit unverzagter Neugier; als fühlte er: der Mann da wünscht sein Herz auszuschütten. „Was kann so einem wie dir dran liegen, ob so ein paar Mädels zum Heer der in dich Verliebten gehören oder nicht?"

Edmund lächelte, den Mund verziehend, sein Herz versteckend: „Nicht wahr, das ist dumm. Unwürdig dumm. Es ärgert mich schon den ganzen Morgen, daß ich so ein — Teetopf bin. Darum fing ich vorhin an, eine Rede vor zwölf Geschworenen in Steifleinen zu halten! — Was geht dich das an? frag' ich mich ja selbst. Bist du denn durch deine Erfolge so verdorben, Mensch, daß du es nicht aushältst, wenn zwei, sage zwei Eis und Marmor sind? — Aber nein, das ist es nicht. Wenn ich's wüßte — na, gut! Nur es nicht zu wissen — und nie dahinterzukommen — und mich wie zum Narren gehalten zu fühlen — das macht mich verrückt. Das hab' ich ja noch nie erlebt!"

„Weil du allerdings ein furchtbar verwöhnter —"

„Und zwei solche Mädels! Zwei so prachtvolle

Rätsel — so fein, so vornehm, und so reizend dazu! Die bewegen sich vor mir — ja, wie soll ich sagen — wie wenn sie an ihren jungen Schultern ein Paar Flügel hätten und umflatterten mich, bald nah, bald fern; und verfolgten mich mit ihren großen Augen, reizten und umlächelten und äfften mich: wenn ich sie dann irgendwo fassen und halten will, fließen sie wie Nebelgestalten weg. Das ist ja des Teufels! — Sie gehn mir auf die Nerven; ich gesteh' dir, Weiland, manchmal denk' ich, sie machen mich krank. Wollen sie mich zum Narren machen, oder bild' ich mir das nur ein, weil ich schon ungesund bin? — Neulich fuhren wir zum Wannsee, die beiden und Jungbluts und Lorenz mit Riekchen und noch ein paar und ich; und nahmen dort einen Dampfer, den wir hinbestellt hatten, und fuhren auf der Havel bis Potsdam und bis Schildhorn herum. Es war alles schön, der Tag reinster Frühling, Mary Evans sang, Selma sprach uns Goethesche und andre Gedichte — ich dachte mir: so hat vielleicht Sappho ihre Verse gesprochen; — wahrhaftig! Kurz, es war wie ein schöner Traum. Ich hatte so ein reizendes, verwunschenes Gefühl, als wär' ich wieder Primaner und in alle beide verliebt. Aber die — ja, die! Wieder, als schwebten und flatterten sie, und sowie man näher kommt, wie Schmetterlinge weg. Die schönsten Verse mit schönstem Gefühl gesprochen, wundervolle Lieder wundervoll gesungen — aber wenn dann ein lebendiger Mensch mit warm gewordenem Herzen — ein Mensch wie ich — der doch sonst — — kein Hauch! keine Erwiderung!

Stein!" — Edmund sprang auf, vor Weiland hin, packte dessen Schulter und schüttelte sie. „Mensch, was tust du, was fängst du an, wenn dir so was geschieht? Behältst du dein bißchen Sinn und Verstand, oder wirst du auch nach und nach verrückt?"

„Ich geh' in die Kneipe und besaufe mich," antwortete Weiland.

„Das kann ich nicht. Dazu taug' ich nicht. — Ich taug' aber auch nicht zu solchem Sinnieren und Rätselraten und mich auf dem Diwan wälzen; pfui, das ist ja die reine Entwürdigung, das ist Mord! Wenn man keinen Schritt weiterkommt! — Etwas herausbringen, erspüren, erforschen, das kann ich ja doch sonst. Hab' ich das gezeigt oder nicht? Bei all meinen Verteidigungen und Prozessen und — — nie ist mir etwas so schwer geworden wie in diesem gottverbotenen Fall. Ich kann auch in Frauenseelen hineingucken — hab' es oft genug erprobt. Warum hier denn nicht? Das macht rasend, Mensch. Da krümmt sich das ganze angespießte, nichtswürdig gefolterte Ich. Da möchte man — — Na, was lächelst du so. Willst dich über mich lustig machen? Kannst du nicht was Besseres tun, kannst du mir nicht h e l f e n?"

Weiland lächelte nun erst recht, mit dem ganzen Mienendurcheinander eines Charakterspielers: „Das will ich ja eben. Darum lächle ich. Bin ja doch dein Freund, Bruder. Und der Fall, der reizt mich. Meine Phantasie kriegt Flügel!"

„Na, wohin fliegt sie denn?"

Weiland setzte sich auf einen Tisch, auf dem nur eine

Flasche mit Wasser stand, bewegte seine dichten, schwarzen Brauen auf und nieder, wie ein Insekt seine Fühlhörner, und sah dem andern mit seinem schärfsten Blick in das aufgeregte Gesicht. „Schau — du willst dahinterkommen, wie es in diesen beiden Mädchenseelen aussieht: ob sie etwas für Edmund Pinelli fühlen oder nicht. Du willst es wissen, weil du etwas für sie fühlst: denn aus — na, sagen wir: aus Eitelkeit bist du in beide etwas verliebt. Und so wurmt es dich schauderhaft, daß die spanische Wand vor ihren Herzen nicht umfallen will! — Was macht man denn da? Das kann dir am besten ein Schauspieler sagen; einer, den man nicht aufkommen läßt, der aber bis über die Ohren talentvoll ist. Der sagt dir —"

„Na, was?" unterbrach ihn Edmund voll Ungeduld.

„Schauspielerei! Komödie!"

„Was heißt das?"

„Zum Beispiel — du bist tot. Die beiden Mädels, diese Kletten sitzen beieinander; da kommt einer und meldet dich tot. Er muß es natürlich mit der nötigen Kunst, mit Vorbereitung, mit Steigerung melden; so daß die jungen Mädchenherzen wie mit einer Keule, oder wie mit einem Donnerschlag —"

Edmund fiel ihm in die Rede, fast ohne Stimme: „Ach, du bist verrückt."

Weiland zuckte die Achseln. Sie waren beide eine Weile still. Erst als Edmund sich abgewandt hatte und durchs Zimmer ging, sprach Weiland hinter ihm

drein: „Ich bin übrigens nicht verrückt. Jede Sache muß natürlich gemacht werden, sonst ist sie nicht die Sache! — Wenn du morgen plötzlich hörst: Fritze Jungblut ist tot, dann zeigt sich und dann weißt du, ob du sie wirklich gern hast oder nicht."

Edmund warf sie mit einer nervös verneinenden Bewegung weg.

„Und wenn morgen Selma Behrend oder Mary Evans plötzlich hört, du bist tot, dann zeigt sich, ob sie wirklich Marmor war oder nicht!"

Edmund ging zur Tür und dann wieder zum Fenster hin. Er murmelte in sich hinein. Am Fensterbrett blieb er stehn: „Ein ganz verruchter — toller — famoser Gedanke! — Aus welcher Komödie hast du den?"

„Aus mir selbst. Hab' ich denn keinen eigenen Kopf?"

Edmund sah ihn an, als untersuchte er das. Dann ging er wieder zum Diwan und warf sich hin. „Das ist doch wirklich —!" stieß er nach einem blasenden Atemzug heraus. „So wird einem was ins Ohr gesetzt! — — Du Phantast. Mit deiner Alkoholphantasie. — — Na, und wenn das geschehen ist? Wie wird man dann wieder lebendig?"

„Da kommt's drauf an, wie die Marmorfrage gelöst ist. Entweder ist es wirklich Marmor — dann hat man sich einen dummen Spaß erlaubt, über den man selber lacht. Oder der Marmor wird tränenweich — schmerzenreich — dann kommt Edmund edel zerknirscht, wirft sich auf ein Knie und — — Das wird er schon machen!"

„Hm! — — Verrückter Kerl." — Edmund starrte

vor sich hin; „Selma!“ murmelte er, mit ganz anderem Ton. Er faßte sich aber geschwind; schaute lächelnd in die Luft, als sähe er sich so, als sähe er sich's machen. — „Na, und wer *meldet* den Mädels das?“

„Einer, der's versteht.“

„Ein guter Schauspieler, meinst du.“

„Natürlich.“

„Wen meinst du denn? Wer tut mir das?“

Weiland saß auf dem Tisch, ohne sich zu regen. „Na, natürlich *ich*. Dein Freund.“

„Hättst den Mut dazu?“

„Mut? Was heißt Mut?“ — Weilands Gestalt wurde lebendig; seine Brauen gingen wieder auf und nieder, seine Augen blitzten. „Wer die Kraft hat, der hat den Mut. Und den *reißt* es, Bruder! — Gib mir so 'ne Aufgabe, Donnerwetter, da will ich euch zeigen, wer ich bin. Da sollt ihr mich — — da würd' man sehn!“ Er sprang vom Tisch herunter und stand wie ein großer Charakterspieler in siegesgewisser Pose da. Dann sah er aber auf Edmunds Gesicht ein kleines, unheimliches Lächeln, gab die Stellung auf, versank ins Nachlässige, Schlichte; zog sein Taschentuch und klopfte sich ein Stäubchen oder Fädchen von der Hose weg.

„Kurz, ich bin zu haben,“ sprach er in einfachster Natürlichkeit auf den Teppich nieder.

„Weiland! Guter Kerl!“

„Na ja.“

„Mensch! Ich will dir sagen —— Aber wir sprechen das ein andermal zu Ende: da kommt jetzt mein Stenograph, der mir sein Morgenwerk bringt. Ich muß

seine Maschinenschriften studieren, revidieren, signieren, expedieren. Und dann — — Du wirst hören. Ich lasse von mir hören. Adieu!"

* * *

Mary Evans kam einige Tage später aus ihrem Haus am Lützowufer; es war Vormittag, die Sonne schimmerte leise durch den Wolkenvorhang, ohne sich zu zeigen; Marys beide Hunde sprangen vergnügt umher, auf dem ihnen bekannten Weg vorauf, der zu Jungbluts führte. Ihre Herrin ging langsam, träumerisch, aber auch vergnügt; sie liebte diesen Weg unter den frischgrünen Bäumen, am Kanal entlang, auf dessen tiefdunklem Wasser die großen Kähne mit Mann, Weib und Kind so gemütlich lautlos dahinschwammen; oder ein kleiner Schleppdampfer pustete bescheiden vor ihnen her. Sie hatte sich frühlingshaft licht gekleidet, da das Wetter mild war; und wenn sie auch noch nicht wie Selma Behrend zur miederlosen Reform übergetreten war, hatte sie wenigstens die hohen Krägen abgeworfen und ging mit offenem Hals und in kurzen Ärmeln dahin. So fühlte sie sich leicht und frei. Sie fühlte wohl auch, daß sie den Hals und die Arme gerne zeigen konnte: die schon kunstverständige Selma hatte das alles „liebe, holde Formen" genannt.

Eine Kinderstimme fing an zu schreien; es wurde ein Gezeter daraus, Mary fuhr aus ihrem Traumdämmern auf und sah ein paar kleine Mädchen vor sich über die Straße laufen. Sie rannten vor Marys Teckeln davon; einer verfolgte sie, suchte ihnen in die

Röckchen oder gar in die Beinchen zu beißen. „Karo!" rief Mary empört. Karo blieb stehn; er kam aber nicht, er wedelte nur mit dem Schweif, als wollte er sagen: ich lasse das Ding ja schon in Ruh, die Sache ist keine Schläge wert! — „Karo!" rief sie wieder. Die Kinder rannten weiter, ein Mann schalt auf die Teckel ein, wie es schien, auch auf ihre Herrin. Mary ward blutrot; sie hielt sehr darauf, daß ihre Hunde, ihre Lieblinge, ihr Ehre und keine Schande machten. Nachdem sie sie endlich herangeherrscht hatte — die Kleinen und der Mann verschwanden um die Ecke — kehrte sie um und ging mit ihrem kleinlauten Gefolge bis zu ihrem Haus zurück. „Hier bleiben!" rief sie den Teckeln zu, die sich unterwürfig duckten. Sie stieg ihre Treppen wieder hinauf und holte die Hundepeitsche, die in ihrem Zimmer beim Ofen an der Wand hing; nicht um den Karo zu züchtigen — das tat sie nicht gern — aber ihn so zu bedrohen, daß er und sein Bruder den Mut verlören, die Jugend von Berlin wieder zu bedrängen.

So kam sie denn herunter, stellte dem Hund sein Unrecht vor, schwenkte die gefürchtete Waffe in der Luft und wanderte von neuem am Kanal hinunter; die Teckel zogen ehrbar mit. Vor Jungbluts Haus angelangt befahl sie den beiden, draußen zu warten — daran hatte sie sie gewöhnt, wie denn die drei überhaupt in selten getrübter Harmonie miteinander lebten — und stieg in den zweiten, Jungblutschen Stock. Im Vorzimmer legte sie die Peitsche ab, klopfte an des Meisters Tür und trat in sein Arbeitszimmer, in dem er in seiner braunen Lodenjoppe eine Zigarette rauchte

und schrieb. „Guten Morgen, Mädel," sagte er mit besonderer Herzlichkeit. „Ich fürchtete schon, Sie kämen heut nicht, da Sie sonst so unfrauenzimmerlich pünktlich sind."

„Ich hatte eine Störung," erwiderte sie, „wurde aufgehalten. — Warum machen Sie ein so sehr heiteres Gesicht?"

„Weil ich grade einen Menschen brauchte, der mir ein angenehmer Anblick ist, den ich gern hab', der — —" Jungblut schaute halb hinter sich, nach den andern Zimmern. „Man erlebt so viel, das — ungemütlich ist! — Mit Ihnen wird einem immer gut. — Also die Arien von Händel und Beethoven wollen Sie mir heut vorsingen, die Sie den Mädels einpauken wollen. Haben Sie selber fleißig gepaukt?"

„So gut es ging," sagte Mary, mit den Achseln zuckend. „Ich war oft halb tot mit Stunden und Besorgungen und Besuchen und so. Es ist wirklich kommisch, das heißt, es ist schrecklich, wie kurz die Tage sind und wie man sich zersplittert."

Jungblut lächelte: „Wenn man sich nicht so zersplitterte, wären sie vielleicht nicht so kurz. Ihr junges Volk habt zu wenig Respekt vor dem Wert der Zeit! Ihr lebt so, als hättet ihr dreihundert Jahre vor euch; und vielleicht sind's nicht dreißig. — Da macht sie wieder ein furchtbar nachdenkliches — — Hab' ich recht oder nicht?"

„O, ich glaube wohl. — Ich — wie soll ich sagen — Sie nennen es nachdenklich. Ich bin mir, für mich, eine schwer interessante creature —"

„Was? W a s sind Sie?"

„Ich drücke mich wohl schlecht aus im Deutschen. Ich meine: wenn man mir Gutes oder Böses sagt, gibt es mir nur ein Punkt mehr, worüber ich nachdenken muß. — Sie lachen mich aus!"

„Nein, mein Herz, das nicht; aber ich merke immer wieder, daß Sie eine G r ü b l e r i n sind. Solange Sie dabei ein so natürliches, richtiges Frauenzimmer bleiben, ist's ja noch kein Unglück!" — Er ging zum Flügel und legte Notenbücher auf. „Also fangen wir an!"

Mary sang; er spielte. Sie sang die italienischen Texte der alten edlen Arien mit etwas englischer Färbung, aber mit schön italienischer und klassischer Empfindung; sie hatte sich in diesen Berliner Jahren tiefer und tiefer hineingelebt. Jungblut ließ sie ein Stück nach dem andern singen, unterbrach sie gar nicht. Er nickte nur wohl einmal; summte auch wohl ein leises „Hm!" — Sie wunderte sich mehr und mehr; er hatte Tage, wo er viel und oft sehr temperamentvoll unterbrach. Endlich sang sie nicht mehr und schaute ihn bänglich fragend an.

„Nun?" sagte er. „Sind wir fertig?"

„Ja."

„Dies war das letzte?"

„Ja."

„Na also!" — Er stand auf, legte die Noten beiseite und machte den Flügel zu.

„Ja — aber Sie sagen mir nichts. Bin ich ganz vollkommen oder unverbesserlich schlecht?"

Jungblut lächelte, aus Vergnügen über diese Fragestellung, und strich ihr langsam über das weiche, üppige Haar. „Sie sind beides nicht; — oder — oder auch beides, mein Herz! Es kommt jetzt alles so warm, so vornehm, so innig heraus, da ist nichts zu sagen. Da kann ich Ihnen nur gratulieren: fertig! — Dann gibt's aber noch das sogenannte Temperament — fuoco — brio — da werden wir nicht einig. Davon sollte noch ein Schuß hinein; so das ewig Männliche — das, was ich Ihnen immer gepredigt hab'. Sie lassen sich aber nicht beirren, schwimmen schönhalsig, edel wie ein schneeweißer Schwan Ihren Strom hinunter. Alle Achtung, ein sehr hübscher Anblick — aber — was soll man da sagen — der Falke, der Adler fehlt!"

Marys innige blaue Augen sahen den schwarzäugigen, schwarzhaarigen Meister (er begann erst zu ergrauen) unverschüchtert an. „Verzeihen Sie — ich verstehe nicht. Warum soll denn ein Schwan auch ein Adler sein? Wenn er nur ein richtiger Schwan ist —"

„In der Musik sind die Schwäne anders, Kind. Da ist alles anders! Da muß der Schwan wohl auch einmal wie ein Löwe brüllen; der Komponist kann's verlangen. Während Sie jetzt sangen und den Schwan machten, hab' ich manchmal, so still für mich, wie ein Löwe gebrüllt!"

„Das ewig Männliche, sagen Sie," erwiderte sie sanft. „Verzeihen Sie, warum muß ich das haben? Ich bin doch für das ewig Weibliche gemacht. Ich war noch nicht ein Moment ein Mann. Ist es nicht viel-

leicht so, daß Sie, wenn Sie singen, das ewig Männliche haben sollen, und das andre ich? Weil doch die Natur —"

Sie sprach nicht weiter, sie wunderte sich, wohin sie sich gedacht hatte. Die Natur — die Natur! Wenn die Natur so ganz recht hatte, mehr als alle Meister, wenn die Verschiedenheit von Mann und Weib auch in der Kunst, der heiligen Kunst das Letzte und Größte und Schönste blieb — und so fühlte Mary, so fühlte sie tief — hatten dann die Frauen recht, die das Weib dem Mann so gleich machen wollten? Schossen sie dann nicht am Ziel vorbei? Lächelte nicht die Mutter Natur dazu?

Ihr war, als sähe sie sie aus den Wolken lächeln. Ihr war auch auf einmal, als verstünde sie da etwas, das ihr kluger und geliebter Meister nicht verstand. Sie lächelte ihn nur an und blieb stumm.

„Na, Sie wußten wohl nicht weiter," sagte er gemütlich; sie verstanden einer den andern nicht. „Ich hab's Ihnen ja auch immer gesagt: in der Kunst kommt man mit der Natur nicht weit! — Aber lassen wir das heut; was nützt das. Bei jedem Menschen kommt ein Punkt, da fängt seine Unverbesserlichkeit an!" — Jungblut sah wieder hinter sich, nach den andern Zimmern, und seufzte. „Da sitzt zum Beispiel eine — mit der kann man schon Jahre und ganze Bibliotheken reden, sie bleibt, wie sie ist! — Ach, Mary; gute Mary. Ich muß mich heut einmal los werden. Ich bin recht ein armer Kerl, ein geschlagener Mann! Diese Frau da drinnen. Sie könnte und sollte ihren hübschen

Mund halten, denn sie kokettiert stark mit Männern — das wissen Sie so gut wie ich —"

Ach, armer Meister, dachte Mary; wenn sie das nur täte!

„Aber diese Fritze muß nun auf mich bis zum Wahnsinn eifersüchtig sein; das ist eine Plage wie im Tartarus! Und ich bin doch nicht so schlimm. Tändeleien, ja; dafür ist man Künstler, mit Künstlerinnen. Aber nie was Ernstes! Da behüt' mich Gott! Wo mir das Herz einmal aufgeht, bei einem lieben, schönen Talent, einer feinen Seele — wie bei Ihnen, Mary — da halt' ich mich mit aller Gewalt im Zaum, wie ein Stoiker. Na, da stehn Sie ja, ein klassischer Zeuge. Hab' ich schon je was begehrt?"

Mary ward rot, aber sie lächelte. „Nein, gewiß nicht, Meister. Und das dank' ich Ihnen."

„Aber immer beargwöhnt! immer belauert! immer angefochten! Das ertrag' der Teufel! Seit ich mit der Fritze lebe, hat sie mich schon mit Dutzenden meiner Schülerinnen im Verdacht; ach was Dutzende; Hunderte! Wenn eine nicht einäugig ist, 'nen Buckel und ein falsches Bein hat, so ist sie meine Liebste. Da möcht' man doch lieber einen eisgrauen Kammerdiener als 'ne hübsche Hausfrau haben —"

„Aber Herr Jungblut —!"

„Und da möcht' man doch lieber einmal wirklich schuldig werden; dann wüßte man doch, wofür man in der Hölle ist!"

„Meister!" sagte Mary. Die blauen Augen blickten ihn so ernst, so tief, so schön an, daß es ihn fast überlief.

Es lief ihm aber auch eine Schönheitsfreude, ein wohliges Gefühl über die Haut; wie gut ihr diese moralische Entrüstung steht! dachte er. So hübsch war sie noch nie!

„Ach, ich red' ja nur so," erwiderte er. „Lassen Sie die edlen Augen nur in Ruhe, Mary; der Meister bemeistert sich ja. Wie Sie blicken können! Wie wenn ein junger Cherub oder Seraph ins Zimmer tritt und so mit den himmelblauen Augen sagt: Adam Jungblut, mit so gottlosen Wünschen kommt man nicht bis zu uns! — Jetzt lächelt sie. Das steht ihr noch besser. Da wird der Seraph wieder ein Menschenkind und hat ein süßes Gesicht! — Ach, wenn so ein Mädel — das so innig singen kann — einen armen, geplagten Musikanten und Hausvater nur einmal ein ganz klein wenig trösten, ein bissel aufrichten wollte! Ich hab's noch nie so nötig gehabt wie heut. Wie mitleidig Sie lächeln; das tut gut. Was für ein herziges Grübchen dabei in die Wange tritt; in die Cherubswange. Wenn man das einmal streicheln dürfte —"

Sie rührte sich nicht, sie lächelte weiter. Jungblut wurde mutig und seine sehnsüchtige Hand glitt ihr langsam über die Wange hin.

„Sie *streicheln* sie ja, Sie *tun* es ja," sagte Mary, die gutherzige.

„Hui, und das schöne goldgelbe Haar!" Er streichelte es *auch*; als wäre sie wirklich so ein Engel, grad vom Himmel gekommen, und als wäre das nur eine Huldigung des Gesanglehrers Jungblut an den Gottesboten. Mary hielt noch still. Jetzt beugte er sich vor

und küßte ihr Haar. Sowie sie das fühlte, trat sie zurück.

„Nein! Nun ist's genug!"

„Ach, Kind, Kind. Was tu' ich denn? Ich begehr' ja nichts — nur 'nen kleinen Trost. Ein Almosen!" Er lächelte; er legte einen Arm um sie, seine Augen suchten ihren Mund.

Sie runzelte die Stirn, schob seinen Arm von sich weg. „Bleiben Sie vernünftig!"

„Mary! Seien Sie nicht so herb! Seien Sie gut!"

Er streckte noch einmal die Hand nach ihr aus; in diesem Augenblick öffnete sich die Tür zum nächsten Zimmer und Frau Fritze erschien. Jungblut fuhr ein wenig zurück. Mary erblaßte. Hatte die Frau gehorcht? In ihren Rehaugen blitzte etwas Gefährliches auf, in ihre Wangen stieg eine heiße Röte. Ihr Gesicht ging hin und her, von Mary zu ihrem Mann und von dem zu Mary.

„Guten Tag, gnädige Frau," sagte Mary nach einer kurzen, aber unheimlichen Stille, jetzt vollkommen gefaßt. Fritze antwortete nicht. Jungblut nickte der Mary zu: „Also die nächste Stunde am Montag, um dieselbe Zeit. Oder paßt Ihnen eine andre besser?"

Mary schüttelte den Kopf. „Ich komme, wann Sie wollen."

„Also Montag morgen."

Sie nickte. „Sie hatten heut so viel Geduld mit mir; ich danke Ihnen. Auf Wiedersehn. Adieu!"

Mary gab dem Meister die Hand, grüßte die Frau noch einmal und ging.

* * *

Auf dem Vorplatz nahm Mary ihren Hut und die Hundepeitsche; sie horchte ein paar Augenblicke nach Jungbluts Zimmer zurück; dort war alles still. Unwillig verwundert über Frau Fritzes Benehmen — auch beim Abschied hatte sie ihren Gruß nicht erwidert! — stand sie noch still, ihr Mädchenstolz empörte sich. Durfte sie so fortgehn? als wäre sie eine Art von Sünderin, die man beleidigen darf? Hätte sie nicht fragen müssen, statt hinauszugehn: Frau Jungblut, warum antworten Sie nicht auf meinen Gruß? — Sie ärgerte sich über sich selbst, sie erbitterte sich gegen diese Frau. Eine schlechte Frau, die ihren Mann mit andern Männern betrog, alle sagten es; die dabei die Stirn hatte, dem Betrogenen durch Eifersucht das Haus zur Hölle zu machen; die jetzt auf sie, die unschuldige Mary, einen Blick geworfen hatte — was für einen Blick! — Ihr amerikanisches Blut ward wild. Wieder hineingehn? dachte sie. Ihr zeigen, was an american girl ist? sie so klein machen, wie sich's gehört?

Sie stand noch unentschlossen da, als in Jungbluts Zimmer das Klavier leise angeschlagen wurde, aus einer andern Tür aber die rundliche Wohlgestalt der Frau Fritze heraustrat. Sie ging mit einem bösen Lächeln auf Mary zu: „Ah! Sie sind noch hier. Das dacht' ich. Die Stunde war doch wohl noch nicht aus, nicht wahr; nach meiner Uhr wenigstens nicht. Und

auch nicht nach —— Sie wollten wohl wieder hineingehn, Fräulein Mary? Oder wollten Sie nicht?"

Mary zitterte vor Zorn; ihren Augen verging fast das Sehn. „Warum sollte ich wieder hineingehn? Von was reden Sie?"

„Wovon ich rede? Von Ihnen und meinem Mann! Es fing ja eben an, interessant zu werden; oder war es das schon, eh' ich kam? Ich hörte so merkwürdige Worte — da wollte ich denn doch auch dabei sein — natürlich: ich bin ja doch die Frau. Ich hab' leider die Dummheit begangen, einen Mann zu nehmen, der mit all seinen Schülerinnen anbandelt — eine nach der andern. Und diese Musikmädels, o Gott! die laufen ihm selber nach, bieten sich ihm an!"

Mary tat einen Schritt gegen Fritze; nur einen; ihr Stolz hielt sie dann zurück. Aus ihren Wangen verging aber alles Blut. „Ich verbiete Ihnen, Frau Jungblut, so von Musikmädels zu sprechen, wenn ich gegenwärtig bin!"

„Ah! ah! Sie verbieten mir was! Sie mit Ihrem freien Sinn — der so gern zu Worte kommt — der so edel tut — aber zuletzt ist es ja doch nichts andres als das freie Weib! Und da finden Sie an Ihrem lieben, verehrten Meister den richtigen freien Mann!"

Wie ich sie hasse! dachte Mary. Ihr fuhr aber noch das deutsche Witzwort durch den Kopf, das ihr so gut gefallen hatte: „Eifersucht ist eine Leidenschaft, die mit Eifer sucht, was Leiden schafft." Sich an ein schwaches Gefühl von Mitleid klammernd gab sie noch eine letzte Antwort: „Sie sind krank, Sie sind blind, Frau Jung-

blut; Sie irren sich. Ich bin seine Freundin, ja, aber weiter nichts!"

Fritze lachte auf. „Freundin! Solche ‚Freundinnen' wie Sie kann er viele haben!"

Es ging wie ein Schlag durch Mary hin. Ein Aufschrei wollte ihr aus der Kehle, aber den unterdrückte sie; ihr Arm hob die Peitsche und zuckte sie wie einen Blitz auf Fritze nieder. Kanaille! dachte sie nur, ohne es zu sagen. Fritze fuhr zusammen, ohne einen Laut. Ihre Lippen öffneten sich, ihre Augen starrten; so hatte sie noch nichts auf der Welt überrascht. Mary schlug weiter, in wilder, heiliger Wut, ohne zu sehn, wohin sie traf. Fritze, sinnlos verstört, ließ die Peitsche wie aus den Wolken, vom Himmel her auf sich niederfallen; sie hob nur einen Arm, das Gesicht zu schützen.

„So!" murmelte Mary endlich, ließ die Peitsche sinken. Sie sah das erbärmliche, vernichtete Geschöpf mit einem Blick voll Verachtung an; es kam ihr ein dunkles Bedürfnis, noch ein Wort zu sagen. Ihr fiel aber nichts anderes ein, so sagte sie nur „Good bye!" und ging aus der Tür.

* * *

Von der Erregung noch durchzittert, durchglüht, gejagt, schritt Mary eine Weile mit großen Schritten am Kanal dahin; sie konnte noch nicht denken, nur fühlen, und was sie fühlte, wußte sie nicht. Allmählich nahm in ihr eine Schwäche zu; nach dieser gewitterhaften Entladung wurden ihr die Muskeln oder die

Nerven matt. An einem Baum, der ihr in den Weg kam — sie ging so schräg — blieb sie aufatmend stehn; sie lehnte sich gegen ihn. Sie fing an, sich in die Klarheit zu denken: wie war das geschehn? Wie war ihr das gekommen, daß sie auf einmal die Peitsche schwang? — Es war wie von selber gekommen, oder als hätte ihr jemand den Arm geführt. Sie schüttelte tief erstaunt den Kopf: wann hätte sie so etwas von Mary Evans gedacht? Dann zog ihr ein zufriedenes, befreiendes Lächeln über das Gesicht; o, die kennt mich nun! dachte sie. O, es mußte sein!

„Mary! Mary!" hörte sie hinter sich rufen. Sie öffnete die geschlossenen Augen und schaute nach rückwärts um den Baum herum. Jungblut kam gegangen, beinahe gelaufen, in der braunen Joppe, ohne Hut auf dem Kopf. Als er Marys Antlitz am Baum hervortreten sah, hob er einen Arm, wie um zu sagen: da bist du ja! Nach wenigen Augenblicken war er bei ihr. „Mädel!" keuchte er. „Da erwisch' ich Sie noch. Ich hoffte es. Wär' Ihnen aber nachgelaufen bis in Ihr Haus. Sagen Sie mir — ich hab' keinen Atem — was ist denn geschehn?"

„Was geschehn ist?" fragte Mary zurück. Da sie nun das gelbliche Gesicht des Meisters mit den fragenden, erhitzten Feueraugen vor sich sah, begann sie sich zu schämen.

Jungblut holte eine Weile Luft; dann sprach er mit halber Stimme weiter, da Leute vorübergingen: „Sie waren ja noch nicht lange aus meinem Zimmer — fünf Minuten, denk' ich — da kommt Fritze wieder zu mir herein! Und wirft sich vor mir auf die Kniee —

wahrhaftig, bei Gott; ich dachte, sie hat den Verstand verloren — und sagt: Adam! ich beschwöre dich! ich bitte dich von Herzen, verzeih mir! Ich bin schlecht gewesen, ich bin eine Sünderin — so ungefähr sagte sie — ich hab' unschuldige Mädchen verleumdet, hab' auch dich verleumdet. Hab' dich mit meinen bösen Phantasien gequält, armer, guter Mann. Ich bin eine erbärmliche Sünderin! — Und so noch eine Weile fort. Dann hab' ich sie aufgehoben — ihr verziehn; natürlich — und so aus den Armen ist sie mir hinausgeschwunden und in ihr Zimmer gewankt; da hab' ich sie schluchzen gehört. Holla! denk' ich, war sie nicht eben mit Mary draußen? Kamen mir nicht in mein Geklimper so ein paar laute Worte herein? Und ich bin Ihnen nachgelaufen. ... Da steht das Mädel. Eben rot, jetzt blaß. Nu, so reden Sie! Was haben Sie meiner Frau gesagt?"

Mary antwortete langsam, mühsam: „Sie hat mir gesagt. Scheußlich böse Worte. Da hab' ich sie mit dieser Peitsche geschlagen; anders konnt' ich nicht. Und als ich sie nicht mehr schlagen mochte, bin ich fortgegangen."

„Mary! Das haben Sie getan?"

„Ja. Verzeihen Sie. Ich hatte das Gefühl, es muß sein. Sie hatte mir zu schlimme Worte gesagt. Ich konnte es nicht helfen!"

„Verzeihn?" erwiderte Jungblut; er sah sie mit staunenden, dann bewundernden, dann blitzenden Augen an. „Wenn da einer Verzeihung braucht, dann bin ich es — weil das meine Frau ist. Und weil ich

sie nicht — —" Sein Blick irrte am Boden hin, sein Gesicht wurde tiefsinnig. „Mit der Peitsche. Hm! — Das hätt' i ch wohl tun sollen."

„Sie?"

„Na ja, ich. — — Sie sind ein Prachtmädel, Mary!"

Sie schüttelte den Kopf. „Nein, ich s ch ä m e mich. Wie kann ein Mädel das tun. — Sie haben aber keinen Hut auf dem Kopf! werden sich erkälten!"

„Hab' ich keinen Hut?" Jungblut griff an seinen Kopf. „Nein, Sie haben recht. Ich will — — Aber Sie sich schämen? Unsinn. F a m o s! — Es ist doch was dran, an den ‚neuen Zeiten'!" Er betrachtete die Peitsche, nahm sie in die Hand, liebäugelte mit ihr; gab sie dann zurück, sich vor Lachen schüttelnd. „Mit der Hetzpeitsche! — Neuengland hoch! — Yankeemädel!"

Er ging im Sturmschritt zurück.

* * *

Mary kehrte nicht heim, es ließ ihr keine Ruhe; sie fuhr auf der elektrischen Straßenbahn zur Kolonie Grunewald hinaus, bis zur Haltestelle Hundekehle; das letzte Stück wanderte sie am Walde hin, bis sie die Villa Behrend erreichte. Sie stieg zu Selma hinauf, in den ersten Stock; sie fand die geliebte Freundin, den darling, auf der Altane oder Terrasse, auf die ihr Zimmer hinausführte. Die Terrasse war so tief, einem halbbedeckten Zimmer gleich, daß Selma hier ihr Naturleben führen konnte, ohne daß ein Wanderer im angrenzenden Grunewald sie entdeckte; er hätte schon im Gipfel einer Tanne kauern müssen. Zuweilen

lag sie, von ihrer Terrassenhängematte gewiegt, nackt in der Sonne da; oder sie nahm sonst ein Luftbad und turnte dazu. Sie hatte auch schon Nächte da draußen geschlafen. . . . Jetzt saß sie in einem Lehnstuhl, las, und warf dann und wann einen naturfrohen Blick in den leise wogenden Wald hinaus. Sowie sie aber Mary kommen hörte und die liebe, warme Stimme dazu, sprang sie auf und lief ihr entgegen, schloß sie in die Arme.

„Was bringt mein sweet-heart?" sagte sie, nachdem sie Mary in einen andern Lehnsessel niedergedrückt hatte. „Du hast so was in den Augen, das will offenbar heraus. Hast du wieder eine deiner berühmten Ahnungen gehabt, ist sie eingetroffen? Oder ist dir sonst was Gutes geschehn?"

Marys Busen ging hoch, sie atmete so tief. „Ach, du lachst immer wegen meine Ahnungen; ich h a b' sie aber doch. Auch wenn Briefe kommen, hab' ich gewöhnlich gewußt, daß sie kommen würden. Aber, o Gott, was ich heut getan habe, das hab' ich nicht geahnt! das war nicht zu ahnen!"

„Jetzt wird's ja wohl auf einmal was S c h r e c k l i c h e s. Es ist n i c h t was Gutes?"

Marys Augen lachten und umwölkten sich wieder: „Ja, wohl auch was Gutes; vielleicht. Du wirst aber denken: himmlischer Vater, nein, wie war das möglich! — Du hast mich aber neulich erzählt, wie es dich mit deine Schwester ergangen ist; nun muß ich auch m e i n e Geschichte an dich beichten; hab' auch gleich gedacht: Selma! — Sieh jetzt lieber in den Grune-

wald. Ja, es ist was Schreckliches. Das hab' ich getan!"

„Was denn?"

„Ich hab' eine Dame durchgeprügelt."

„Eine Dame? Du?"

„Ja, mit diese Peitsche. Ich hatte sie für die Hunde mitgenommen — die sind nun zu Hause — und für eine verheiratete Dame hab' ich sie gebraucht!"

Mary holte wieder eine Menge Atem; dann erzählte sie alles, von Anfang an, mit ihrer gewissenhaften Redlichkeit. Sie verbesserte sich dann und wann, sich richtiger erinnernd. Zuweilen seufzte sie einmal auf, im voraus. Endlich war auch das letzte gesagt. „So, nun kennst du mich ganz! — Du solltest nur auch sehen können mein Scham und Verachtung und alles was ich fühle, daß ich — — daß ich nicht Karo geschlagen habe, sondern diese Frau!"

„Sondern diese Frau!" rief Selma, stand auf und tanzte auf der Terrasse umher. Sie stieß Jauchzer aus und sprang dazu. Dann lief sie zu Mary und küßte sie; zog sie in die Höhe und schwenkte sie herum.

„Selma! Du bist toll geworden!"

„Ach was. Ich bin entzückt! Ich beneide dich! So was hab' ich noch nie getan. Ich will nur immer was und die andern tun es! — O du — wie wenn der liebe Gott dir Botschaft geschickt hätte: gehe hin, meine Tochter, und nimm eine Hundepeitsche und prügle diese für meinen Zorn reife, fürchterliche Frau! — Ich hab' dich immer geliebt, Mary, aber so noch nie. Mary Evans hoch!"

Sie drückte sie an ihre Brust.

Mary lächelte, aber noch immer konnte sie's nicht fassen. „Du hast mich noch gern! — Du könntest mich dir als Hexe oder irgendwas Entsetzliches vorstellen, nicht wahr, und du bist mir noch gut!"

„Guten Morgen, meine Damen!" sagte eine gemütliche Stimme; Lorenz trat vom Zimmer her in die Terrassentür. „Bitte um Entschuldigung: ich hab' draußen so lange geklopft" — er lächelte — „bis mir niemand öffnete; da bin ich denn ungebeten eingetreten. Schönsten guten Morgen!"

„Desgleichen!" antwortete Selma und gab ihm die Hand. Mary begrüßte ihn freundlich, aber noch etwas in ihre Gefühle vertieft. „Stör' ich?" fragte Lorenz.

Selma schüttelte den Kopf. Sie sah, daß Lorenz sich die innere Hand mit den Fingerspitzen rieb; er zwinkerte auch mit den Augen, er wiegte sich. „Aha!" sagte sie. „Ihnen ist recht was Gutes geschehn, Sie freuen sich. Darf man fragen, was?"

Die Frage war überflüssig, das wußte sie: Lorenz brauchte Mitfreuer und etwas Gutes verschwieg er nicht. „Ach, es ist nichts Besonderes," begann er auch sogleich; „nur 'ne angenehme neue Bekanntschaft —"

„Sie sind aber doch herausgefahren, um es zu erzählen. Und was S i e so mitbringen, das ist gewöhnlich etwas Sonnenschein, das haben wir gern!"

Lorenz' vergnügte Augen strahlten: „Bring' ich manchmal Sonnenschein? Das möcht' ich wohl. Ich such' ihn ja auch, wo ich kann; denn das ist ja wahr,

Wolken und Nebel und Ungemütliches braucht man nicht zu suchen! — Vorgestern geh' ich also im Tiergarten, mit meinem Freund Doktor Hofer, dem Philosophen, Reformer, Redner, Sie haben wohl von ihm gehört; und da, wo jetzt die Nachbildung der schönen Tuaillonschen Amazone steht, lassen wir uns nieder. Es spazieren da ein paar junge Damen herum, einfach hübsch gekleidet, allerliebste Geschöpfe, angenehm anzusehn; und es fällt uns auf, wie lieb sie miteinander sind — so recht aneinander vergnügt — zärtlich nicht, das gar nicht — aber rührend heiter, und alles springt von einer zur andern hinüber; ich weiß nicht, ob Sie mich verstehn. Sie verstehn mich? Danke! — Schau, schau! denk' ich mir. Das ist wohl mal wieder was für mich —"

Mary lächelte: „Für den Menschenfischer —"

„Dieser Weiland nennt mich so. Übrigens, sagen Sie selbst, was kann man eigentlich besseres tun? — Also diese Damen. Sie setzen sich endlich zu uns auf die Bank, da die eine etwas müde wird; der andern fällt ihr kleines Taschentuch auf die Erde, Hofer hebt ihr das Endchen auf; wir kommen ins Gespräch. Man sieht, daß es feine Damen sind; sie wissen allerlei, sie sprechen hübsch; sie sind ganz natürlich; und von Zeit zu Zeit sieht eine der andern in die Augen, so seelenvergnügt, so — na, wie sag' ich — so einverstanden und so einig; es war allerliebst! Sie hören, daß mein Kamerad der Hofer ist, der ‚berühmte' Hofer; sie haben einmal einen seiner populären Vorträge gehört, aber in dem Riesensaal ganz am Ende gesessen, ihn

schlecht gesehn; jetzt gezweifelt: ist er's? Da sie nun hören, daß er's ist, schauen sie sich mit einer stillen Wonne an — zum Lachen rührend! — drücken sich die Hände, flüstern sich ein paar Worte zu; die verstand ich nicht. Kurz — — ich langweile Sie —"

„Nein, nein!" sagte Selma. Mary schüttelte den Kopf.

„Kurz, sie erzählen uns endlich: die eine war verheiratet, ist geschieden, hat die andre kennengelernt, hier in Berlin. Sie sind wie im Sturm Freundinnen geworden, haben sich zusammengetan, in einer Wohnung; sie ernähren sich selbst, die eine malt, die andre schreibt für Frauenzeitungen, aber auch für andre, über allerlei. Und nun kommt die Hauptsache;" — Lorenz sah bald Selma, bald Mary an, sein ganzes gutes Gesicht lächelte spitzbübisch, doch wie Sonnenschein. „Nun kommt das, warum ich mit dieser Geschichte zu Selmachen ging und warum ich sie Ihnen beiden erzähle! Diese jungen Damen — wohl wenig älter als Sie — so zu zweien zu leben, als ‚Verbündete', wie sie sagen, in der ‚Freiheit', ohne Männer, das beglückt sie völlig. Wir brauchen keine Männer! sagten sie. Ohne Männer lebt sich's herrlich! sagten sie und lachten. Und als ich Selmas Wort von meinem Geburtstag zitierte: Selbst ist das Weib! da hätten sie beinah Hurra geschrien. ‚Ach wenn es nur immer so bliebe!' fing zuletzt die Geschiedene zu singen an, mit einer lieben, natürlich gedämpften, gottvergnügten Stimme; und die andre drückte ihr die Hand und sang leise mit."

„Und keine Mannweiber?“ fragte Selma.

„Ach du lieber Gott! Wie von Eva allein gemacht! Junge Rosen, eine weiß, eine rot. Jetzt werden Sie lachen: wo haben Hofer und ich gestern zu Mittag gegessen? Bei den beiden Verbündeten! Das ist der Segen, wenn man älter wird, wenn die grauen Haare kommen. Hofer mit seinen fünfundfünfzig Jahren, ich mit meinen neunundvierzig, wir flößten ihnen Vertrauen ein; und Hofer, der Reformbündler, kam ihnen ohnehin wie ein Priester vor. Ja, bei ihnen zu Mittag gegessen! Es war wunderhübsch! Ein kleines, süßes Speisezimmer, beinah wie ein Schmuckkästchen; niemand als wir vier. Aber Tischkarten, für jeden eine; auf jede hatte die Malerin etwas anzüglich Drolliges gezeichnet und die Schriftstellerin ein paar lustige Verse geschrieben. Die Schriftstellerin, Fräulein Renate von Roßberg, hantierte zuweilen unter dem Tisch; was war's? Eine Spieldose, die rührend sanftmütig die herzigsten Melodien spielte. Es war, als wäre die auch ein Frauenzimmer, aber unsichtbar und nur zu hören. Und als gäbe es überhaupt nur Frauenzimmer, und das wär' auch genug!“

„Aber es waren doch zwei Männer da,“ sagte Selma lächelnd.

„Ja, aber man kam sich zuletzt vor, als wär' man gar nicht! — Es hatte so was Märchenhaftes, das Ganze. — Mir tat am Ende nur *eines* leid —“

Lorenz hielt inne, die beiden Damen mit schelmischer Traurigkeit anguckend.

„Was denn?“ fragte Mary.

„Daß die Verbündeten das alles ohne meine Hilfe gemacht haben. Als die Mehlspeise kam, mocht' ich nicht mehr essen; ich kam mir so erbärmlich überflüssig vor!"

Die Mädchen lachten. — Plötzlich fühlte sich Selma am Arm gezupft. „Was ist?" fragte sie.

„Ach, Selma!" flüsterte Mary, in der wieder ein Insektenschwarm von beschwerenden Gefühlen summte. „Nun ist alles aus. Ich kann nie wieder zu Jungbluts gehn!"

„Quält dich das, my dear?" flüsterte Selma zurück. „Sie hat vor ihm auf den Knien gelegen. Sie ladet dich noch wieder zum five o'clock, gib nur acht!"

„Na, und was ich ja noch sagen wollte," rief Lorenz, der sich mittlerweile am Kopf gekraut hatte; „das war ja mein diplomatischer Gedanke, als ich herfuhr: die vier jungen Damen müssen sich kennen lernen! und ich muß das machen!"

* * *

Weiland hatte, wie vorhin Lorenz, draußen an Selmas Zimmertür geklopft; da ihn niemand hörte und niemand antwortete, trat er endlich ein. Er erschien in der Terrassentür, den Hut in der Hand; das Gesicht etwas gerötet, die dichten Brauen hinuntergezogen, um den Mund ein Zucken, das aber nicht Natur war: es gehörte zu der übernommenen Rolle, die er spielen wollte. Ihm war absonderlich zu Mut wie noch nie; prachtvoll aufgeregt: eine Aufgabe nach seinem Sinn — und zugleich einen Berg in der Brust,

ein hölliſches Gefühl. Um gegen dieſes herzbange Gefühl zu kämpfen, hatte er ſich Mut angetrunken; nicht zu viel, beileibe nicht: die Zunge gehorchte ihm, wie er wollte, in ſeinem Kopf war klarer Tag; es war nur ein herrlich frecher Mut, als könnte er übers Waſſer gehn. Er verneigte ſich gegen Selma und Mary, nickte dem Lorenz zu; in allem eine geſpielte ſeeliſche Bewegung, die ſich noch zurückhielt — männlich, tapfer — die aber leiſe auf die Sinne ging. „Darf ich eintreten?“ ſagte er; ſeine grauen Augen trübten ſich ein wenig. „Auch Fräulein Mary hier; ich begrüße Sie; ich hatte Sie vorhin ins Haus treten ſehn. Dann fehlte mir eine Weile der Mut, Ihnen zu folgen; denn was ich zu berichten habe — — Wenn die hochverehrten Damen ſich eben in heiteren Geſprächen ergingen — mit dem guten Lorenz — dann bin ich ein unwillkommener Mann!“

Selma ſtand auf: „Um Gottes willen! Was bringen Sie denn?“ Sie ſuchte auf ſeinem Geſicht zu leſen; es war bleich geworden und ward immer tiefer und tiefer ernſt. Nur eine Art von Lächeln erſchien noch, darin lag aber eine Welt von Traurigkeit. „Warum wird Ihnen das Atmen ſo ſchwer? Was gibt's?“

Weiland zuckte mit den Achſeln: „Man iſt ja doch ein Menſch, Fräulein Selma. Und ſolche Botſchaften bringt man doch nicht gern!“ Er legte ſeinen Hut wie verloren auf einen Stuhl, da er ihn in ſeinen Bewegungen beengte; „ein ſolches Talent!“ ſtieß er dann heraus. „So viele Talente; ungewöhnlich viele. Ein ſo liebenswerter, echter Menſch!“

„Ja, von wem sprichst du denn?" fragte Lorenz ungeduldig; „und was ist ihm geschehn?"

„Die schönen braunen Augen, Lorenz; aber etwas kurzsichtig; sein Unglück. Das hätt' ihn schon einmal beinah umgebracht: das Auto; du erinnerst dich. Damals ging's noch gut. Aber diesmal —"

„Sprichst du von Edmund Pinelli, Mensch?"

Weiland nickte: „Ja freilich; unser Edmund. Gestern abend spät, am Kanal! Ist offenbar in der Dunkelheit zu nah gegangen, wo kein Eisen ist; hat vielleicht irgendwas besser sehen wollen; — hinein! Muß nun auch nicht schwimmen können; jeder Junge, jedes Kind sollte schwimmen lernen —"

Mary zitterte, Selma auch; Selma fiel ihm ins Wort. „Sagen Sie endlich! Was ist?"

Weiland zuckte die Achseln: „Ich weiß nur, was die andern berichtet haben, liebes Fräulein Selma; ein paar Schiffer, ein Schutzmann. . . . Sie sagen, er hat um Hilfe gerufen; die Schiffer, in einem Kahn, ihm nach; er versinkt. Es ist Nacht. Nichts zu sehn! — Als sie ihn endlich im Morgengrauen finden —"

Weilands Augen lagen auf den Gesichtern der Mädchen, während er sprach; er sah, wie sie sich verfärbten, wie ihre erblassenden Augen an ihm hingen; es war, wie wenn sie nur verschiedene Gesichter hätten, aber dasselbe Gefühl. Na, wie ist euch nun? fuhr ihm durch den heißen, etwas weinschweren Kopf. Weiche Mädchenherzen. . . . Nun ja. . . . Natürlich; wen ergreift das nicht? — Aber im Tiefsten, im Innersten —?

Auf einmal hörte er Marys Stimme, und als

schlüge ihm plötzlich das Gewissen, fing er an zu zittern. „Tot!“ sagte sie. „Er ist tot! — So reden Sie doch!“

Weiland nickte nur; er mochte nicht mehr reden. Er blickte Mary an, mit Scheu: was wird sie nun tun? — Sie legte sich eine Hand aufs Herz; „allmächtiger Gott!“ kam über ihre blassen Lippen. „Kann das möglich sein? So gestorben! — So ein Mensch! — Sagen Sie's noch einmal, man glaubt es nicht. Ohne Rettung! Tot!“

Weiland nickte wieder; es war wunderlich, wie ihm die Zunge versagte; klebte sie am Gaumen fest? Wie rührend sah diese Mary aus; die großen, schönen, himmelblauen Sterne füllten sich mit Tränen. Die Wangen wurden naß, die Lippen, das Kinn. „O Gott!“ jammerte sie mit schwacher, weicher Stimme, „was für ein Tod! — So jung, so jung! — Es ist nicht zu fassen!“

„Edmund! Unser Edmund!“ stöhnte Lorenz' Baß.

Selma starrte Lorenz an, da sie seine Stimme hörte; als erwachte sie. Ihre Augen wurden übergroß, rings von Weiß umflossen; die Lippen öffneten sich ein wenig, es zuckte um die Wangen, sie bemühte sich offenbar, zu fassen, was sie immer noch nicht verstand. Ihr Anblick versteinerte auch die andern, alle blickten nur noch auf sie. Eine tiefe Stille. Endlich entlud sich ein entsetzlicher Schrei; er brach aus Selmas Brust hervor. Noch ein zweiter folgte. Sie warf sich aufs Sofa hin, neben dem sie stand.

„Selma!“ rief nun Mary. Sie warf sich neben Selma auf die Kniee nieder, griff nach ihren Händen,

rief sie mit zärtlichen Jammerworten an; ihr eigener Kummer schien im Mitleid zu vergehen. Lorenz stand schon als Helfer da, suchte die zusammengebrochene Selma aufzurichten; sie sank ihm aber wieder aus den Armen, in eine Ohnmacht hinein, wie es schien. Er eilte ins Zimmer, holte Wasser, labte sie damit — sie nahm es endlich — redete ihr zu. Unterdessen schüttelte sich, wie in innerem Schluchzen, die ganze schlanke Gestalt. Sie schüttelte sich so, daß der vom Mitgefühl halbbetäubte Lorenz dachte: Wär' sie lieber ohnmächtig, da wär' ihr besser!

„Geht, geht, geht!" sagte sie nach stummen Minuten, ihren Rücken zusammenziehend, abgewandt wie bisher. „Laßt mich allein, ich bitt' euch. Ich kann jetzt keinen Menschen sehn! — Der, der Eine, tot!"

Sie ächzte.

Weiland wagte nicht mehr hinzusehn. Ihm war grauenhaft schlecht zu Mut; und als wär' er aus einem Rausch erwacht. Pfui Teufel, dachte er, was hab' ich da gemacht! — Die liebt ihn. — Die andre nicht. — Wär' ich nur erst hinaus!

Er schlich aus der Tür.

* * *

Am Abend dieses Tages saß Frau Behrend in Selmas Zimmer, von banger Sorge matt, in sich zusammengesunken; ihre Augen gingen aber nicht von Selma weg, die auf ihrem Diwan lag. Seit dem Morgenkaffee hatte Selma nichts gegessen, auch nicht das Zimmer verlassen, in das sie nach Lorenz' und

Marys Verschwinden gewankt war; sie lag fast ohne Bewegung, aber meist mit offenen Augen da. Die Mutter wußte durch Mary, was geschehen war; sie schüttelte von Zeit zu Zeit den Kopf: ihre Tochter so erschüttert? Sie begriff es nicht. Ihr war nie der Gedanke gekommen, daß diese Selma für einen Mann so viel fühlen könne; und nun gar für Edmund Pinelli. . . .

„Du willst noch immer nichts essen? nein?“ wagte sie wieder einmal zu fragen.

Selma rührte eine Hand und schüttelte den Kopf.

„Aber wenn du wenigstens ein B a d nähmst, Kind. Das tut oft so gut.“

„Mir tut R u h e gut. Bitte, laß mich in Ruh'!“

Frau Behrend seufzte, aber fast unhörbar leise. Der Kopf sank ihr gegen die Brust. Sie hatte auch gegen die Tochter, die so viel tatfrischer und lebenskräftiger war als sie, eine selbstverleugnende Fügsamkeit erworben, die der gegen ihren verstorbenen Gatten nicht glich, aber ähnelte. Nur ihren Platz neben dem Diwan wollte sie nicht aufgeben, solange das Kind nicht ausdrücklich sagte: bitte, laß mich allein!

Ja, wie ist das über mich gekommen? dachte Selma wieder; Gott weiß, zum wievieltenmal. Ich bildete mir ein, ich bin frei! — Ja, ich k ä m p f t e wohl. Aber mit Ü b e r m u t, wie ich damals zu Mary sagte; o, mit einem Selbstvertrauen. . . . Und wenn sie und ich uns v e r b ü n d e n, z u s a m m e n h a l t e n, dacht' ich, dann kann uns gewiß nichts geschehn! Ich fühlte mich so groß: das ist der große Kampf zwischen Mann und Weib, den führen wir gleichsam für unser

ganzes Geschlecht. Und wer so kämpft, der siegt! — Gott im Himmel, ich versteh' ja wohl nichts davon. Wenn ich in Romanen las: sie wehrt sich, sie kämpft, und sie merkt nicht, daß sie unrettbar erlegen ist — die Liebe hat gesiegt — wie lächerlich war mir das. „Die Liebe hat gesiegt"; wer ist denn die Liebe? Daß sie über einen lebendigen, tapferen, willensstarken Menschen siegen kann, sie, ein Begriff? — Die vierundzwanzigjährige Selma hatte nie geliebt; auch nicht getändelt, geflirtet; ihr jungfräulicher Stolz war so früh erwacht. An den eingebildeten, begehrlichen Männern, an den Jünglingen, schon an den Knaben mißfiel ihr so viel. Nur als kleines Mädel hatte sie einmal, durch das Beispiel oder das Zureden von ebenso kleinen „Krabben" angestiftet, den Versuch gemacht, sich mit einem Knäblein aus ihrer Bekanntschaft zu „verloben"; es glückte ihr aber nicht, sie kam eines Tages zu ihrer Mutter: „Leo ist zu dumm zum Verloben!" und die Sache war aus. Und sie ging dann all die Jahre wie unberührbar dahin. . . .

Die Augen gegen die Decke gerichtet, die Hände zusammengekrümmt, zerdachte sie sich: mißfiel mir denn nicht so viel an ihm? Seine berühmte schöne Stimme klang mir oft zu selbstbewußt; sein Adoniskopf, wie Fritze Jungblut ihn nannte, war mir nicht männlich kräftig genug; sein Geist, sein „Esprit" witzelte oder rednerte mir zu gern. Und sein „Erobern", das war mir schrecklich! — Ach, du dummes Kind. Das malteſt du dir alles so groß an die Wand, weil du mit ihm kämpfteſt. Haſt dich ja doch an ſeiner

Stimme berauscht — und in seiner Schönheit gefangen — und wenn er beredt und geistreich sprach, wie hörtest du ihn gern. Ja, nun weißt du alles. Nun prahlst du nicht mehr vor dir und vor Mary: die andern mögen hineinfliegen wie die Motten, ich nicht! — — Gott, o Gott, und nun ist er tot. Und alles Gute an ihm — ach, er war so gut — und alles, was ihn so liebenswert machte — — Hier lieg' ich nun und er ist tot. . . .

Es ist nicht zu fassen! dachte sie wieder; es ist nicht zu fassen! — Heiße Tränen rannen ihr langsam über das Gesicht.

Es klopfte an die Tür, zweimal, aber leise. Frau Behrend ging hin und öffnete; Lorenz' große, breite Gestalt stand vor ihr. „Bitte tausendmal um Entschuldigung," sagte er halblaut, „daß ich so spät noch störe; ich hab' — ich hab' einen guten Grund! Es ist nämlich sehr unwahrscheinlich, daß Pinelli tot ist —"

Selma fuhr auf, sie hatte gehört. Den Arm aufgestützt, starrte sie hinaus. Nach einem scheuen Zögern rief sie: „Kommen Sie herein!"

Lorenz trat ins Zimmer. „Wie können Sie das sagen, daß —?" fragte sie mit zitternder Stimme. „Da doch Weiland uns —"

„Ja, das soll verstehn, wer's kann," fiel ihr Lorenz ins Wort. „Ich war den ganzen Nachmittag überall herum; keiner weiß etwas! Die Polizei hat nichts gehört; den — Toten hat kein Mensch gesehn. Wie ist denn das möglich? Man hat ihn freilich auch nicht lebendig gesehn; in seiner Wohnung weiß man nichts; seit gestern abend ist er nicht nach Haus ge-

kommen. Aber jemand dort im Haus — ein kleiner Beamter, glaub' ich; ich hab' ihn gesprochen — der hat uns versichert, er hätte den Doktor Edmund Pinelli heut vormittag in Potsdam gesehn!"

Selma stand auf; sie starrte in die Luft. Sie ging zur Terrasse hin. „Die Polizei weiß nichts? gar nichts?" fragte die Kommerzienrätin.

Lorenz schüttelte den Kopf. „Nicht das mindeste."

„Aber mein Gott — wie kann er denn dann ertrunken sein? und gefunden und —? Und alles, was Ihnen Weiland erzählt hat —"

„Das sieht nun wie ein Märchen aus! — Weiter weiß ich nichts!"

Bei dem Worte „Märchen" fuhr Selma zusammen; es zitterte in ihren Armen nach. Sie schaute Lorenz ins Gesicht, sie wollte etwas sagen; es ging ihr aber nicht über die Lippen weg. Eine unaufhaltsame Unruhe packte sie; ihre Augen irrten umher, als suchten sie etwas. Sie ging zu der geschlossenen Terrassentür und öffnete sie; blickte hinaus, in den Abend, in die Waldesnacht; machte dann die Tür wieder zu. Lorenz und die Mutter sahen einander sorgend, traurig an. Mit einem langen, leise seufzenden Atemzug ging das Mädchen zur andern Tür, die nach außen führte. Sie öffnete auch diese und sah hinaus.

„Er lebt!" schrie sie auf.

Die andern schauten erschrocken hin. Da stand Edmund, wirklich; er hatte eben klopfen wollen. Er hatte den Hut in der Hand; er war todesbleich.

Selma trat, die Augen auf ihn geheftet, zurück.

Erſt nach einer Weile entkräftete ſie der Schreck; ſie ſank auf den nächſten Stuhl und ſtützte ſich rechts und links auf die ſich feſthaltenden Hände. Edmund trat in die Tür. Selmas Anblick machte ihn ſtumm. Durch ein paar Gebärden bat er die Mutter und Lorenz: laßt mich mit ihr allein!

Frau Behrend, bis zur Hilfloſigkeit verwirrt, ſah die Tochter fragend an. Da Selma ſich nicht rührte — weder ja noch nein — ging ſie ſtumm hinaus. Lorenz folgte ihr. Edmund ſchloß die Tür; darauf ſank er vor Selma aufs Knie. „Ja, ich lebe noch!“ ſagte ſeine weiche, zerknirſchte Stimme. „Können Sie mir das verzeihn? Ja, ich lebe noch; aber nur wenn Sie mir verzeihn. Mein Herz ſchlug für Sie — bei Gott — es iſt ſo nach und nach über mich gekommen — und ich wußte nicht, was das Ihre tut? Und in der wütenden Sehnſucht, Ihnen endlich, endlich einmal ins Herz zu ſehn, hab' ich etwas — Freches gewagt — das wohl ſtrafbar iſt, das nicht leicht zu vergeben iſt. Aber es hat ſich himmliſch belohnt: ich weiß nun — durch Weiland — der das aus Freundſchaft für mich getan hat — wie Sie für mich fühlen. Selma! Vergebung! ihm und mir! Wozu leb' ich denn noch? Für Sie, und mit Ihnen; das iſt meine Hoffnung. Ja, ſehen Sie mich nicht ſo verächtlich ungläubig an. Seit heute mittag — als Weiland kam — ſeitdem iſt alles andre ſo ganz von mir abgefallen; bin mir klar geworden; die große Wandlung, Selma. Einmal mußt' es kommen! Durch dieſes Gottesurteil, ſo möcht' ich's nennen, iſt dieſe Wandlung über mich

gekommen. Endlich Seelenfrieden finden in einer großen, wahren, reinen Liebe; in dem Bund fürs Leben, mit Ihnen!"

Selma hatte zugehört, bald auf ihn niederschauend, bald an ihm vorbei in die Luft; in ihren Zügen regte sich nichts, sie blieben steinern und still. Sie antwortete auch jetzt noch nicht. „Selma!" sagte er, in seiner Verwöhntheit und in seiner rasenden Hoffnung verwundert, daß sie schwieg; „Selma! Ein Wort!" Und da sie nun endlich etwas durchbebte, gab ihm das einen neuen Mut; er hob die flehenden Hände und streckte sie vor, um ihre Kniee zu umfassen. Aber eh' er sie berühren konnte, stieß sie ihn zurück; so plötzlich, daß er fast zu Boden fiel.

„Nie, nie, nie!" stieß sie heraus. „So wirbt man nicht um mich. So bin ich nicht zu gewinnen; haben Sie das wirklich gedacht? Oder was haben Sie gedacht — vor der ‚großen Wandlung'? — Stehn Sie auf. Gehn Sie fort. Mich durch Lug und Trug beinah töten und dann zu mir kommen. . . . Und wenn Sie nun Mary beinah getötet hätten, kamen Sie dann zu ihr?"

„Selma!" rief er aus, mit dem Ton der Wahrheit. „Ich schwöre Ihnen, mein Herz hing an Ihnen; es war nur noch wirr — verdorben — ich geb' es zu. Verdorben bis zur Unklarheit. Diese Prüfungsstunde heut — um die Sie mich hassen — die hat mich mir klar gemacht. Ich konnte nur zu Ihnen kommen. Hassen Sie mich nicht! Ein so großes Herz vergibt. Vergeben und lieben! Selma!"

Sie schüttelte den Kopf. „Sie kennen mich noch nicht. Mein Herz ist nicht so groß — aber leicht zu töten." Sie legte sich die linke Hand auf die linke Brust: „Sehn Sie, hier ist alles tot. Wenn ich mehr für Sie gefühlt hab', als gut war — als Sie würdig waren — so ist das nun aus. Verbrannt! Der Stuhl da ist mir nicht gleichgültiger oder fremder als Sie. Stehn Sie auf und gehn Sie!"

„Ja, ich stehe auf," antwortete Edmund, „da Sie es befehlen. Gehn kann ich noch nicht. Ich kann noch nicht glauben, daß eine Stunde so viel töten kann; daß eine Verwegenheit, eine Untat meinetwegen, die aus der Verzweiflung eines noch unklaren, wirren Herzens kam —"

Sie unterbrach ihn durch eine hinausweisende Gebärde: „Bitte, lassen Sie; Sie plädieren hier ja nicht vor Gericht. — Zweimal lieben, das kann ich nicht. Und Sie — warum soll denn nun ich es sein? Sie haben ja Mittel genug, andre zu gewinnen!"

„Nein, bei Gott! Ich schwöre Ihnen —"

„O, o! Schwören Sie nicht!"

„Ich will nie mehr, nie irgendwen gewinnen, nur Sie. Meine Vergangenheit ist zu Ende, Selma! Ich gelob' es Ihnen. Ich bin ein anderer Mensch! Ich will sühnen, büßen; hören Sie doch das noch an. Ja, ja, ich will Ihrer würdig werden, durch Reue, Buße, Abwendung vom ganzen weiblichen Geschlecht — das mir nichts mehr ist. Nur Sie! — Sehn Sie mich doch noch einmal an. Mit solchen Augen wie Ihre kann man doch in Herzen sehn. Schauen Sie mir

doch durch die Augen ins Herz. Sehen Sie da nicht, daß ich nun ganz zu Ihnen gehöre, daß ich büßen will, daß ich Wahrheit spreche?"

„Ich sehe nur, daß Sie mich durch Ihre Blicke bezaubern, hypnotisieren, betören wollen. Lassen Sie das; das ist vorbei. Sie haben mich gefeit. — Ich hab nur noch einen Wunsch: daß Sie gehn!"

„Sie können nicht vergeben?"

„Nein."

Er biß sich die Unterlippe wund, daß sie blutete. Dann raffte er sich auf. „Jetzt nicht," sagte er mit einem etwas sinnlosen Lächeln; „also später, hoff' ich. Nach der Sühnung!"

Er ging rasch hinaus. Sie sah ihm nach. Sie legte sich wieder die Hand auf die Brust.

Drittes Buch

Bei Lorenz wurde wieder einmal „gefeiert", diesmal aber etwas Idealeres als sein Geburtstag: seine neue Freundschaft mit den beiden jungen „Huldinnen" aus dem Tiergarten und ihr Seelenbund. Für ihn war selbstverständlich, daß seine alten Freunde mit dabei sein mußten; er hatte nicht geruht, bis sie sich auch „gefunden" hatten, die alten und die neuen, und an einem der mittleren Junitage sah er sie in seiner Wohnung am Humboldthafen beisammen. Ihm schmunzelte das ganze Gesicht, seine Augen strahlten. Die junge Witwe, wie er sie nannte, die Geschiedene, Josephine von Bechmann, saß neben Mary Evans, das Fräulein Renate von Roßberg neben Selma Behrend, die er zu seiner stillen Wonne wieder lachen hörte, scheinbar hell und jung wie je. Adam Jungblut plätscherte wieder in kleinen polemischen Späßen gegen den Hausherrn; Frau Jungblut aß, trank und naschte, als wäre ihr nie ein Leid geschehn; Riekchen Lorenz, die Wirtin, warf, da alles gut ging, zufriedene Blicke über den blumengeschmückten Tisch. Es war ein „Nachmittagsvergnügen", mit Kaffee, Tee, Likören,

Kuchen, Früchten und Wein. Ein Platz war noch leer: Hofer fehlte noch, der Reformer, der Philosoph, der damals bei der Amazone im Tiergarten die junge Freundschaft mitbegründet hatte. „Der wird die Festrede halten!“ rief Lorenz vergnügt; „der kann's besser als ich! Kinder, Selma, Mary, da werdet ihr einen kennen lernen — einen deutschen Demosthenes. Ich bin allerdings nie dabei gewesen, wenn der alte Demosthenes den Athenern was vormachte; aber das beschwör' ich, ein besserer Mensch als mein Hofer war er ganz gewiß nicht; und mehr zum Herzen gesprochen — nein. Das konnt' er nicht. Besser Griechisch konnt' er. Hofer wird vor halb sechs nicht kommen; aber kommen tut er!“

Jungblut sah tiefsinnig auf den leeren Platz. „Ich dachte, da sollte ein andrer sitzen.“

„Ja, wer denn, Jungblut?“

„Nu, unser Weiland; der verkannte Sänger.“

Es ward auf einmal still um den Tisch.

„Weiland?“ sagte Fräulein Riekchen endlich. „Der ist ja verschollen.“

„Wieso denn verschollen?“ fragte Jungblut.

Mary hob die großen blauen Augen vom Tisch: „Ich hab' in eine Zeitung gelesen — in Holland soll er sein. Mit eine deutsche Gesellschaft soll er da Theater spielen.“

„Ja, das hab' ich auch gelesen,“ rief Lorenz. „Aber ob's wahr ist. Gestern hört' ich: nein!“

Fritze Jungblut ließ eine Orange sinken, die sie eben aufschnitt; „und wer weiß etwas von Edmund,

von Pinelli?" sagte sie langsam, an Selmas Gesicht vorbei. „Man hört gar nichts mehr!"

Es wollte wieder eine große Stille werden; Lorenz nahm geschwind das Wort. „Meine Freunde, lassen wir getrost jeden, wo er ist! Edmund hat jedenfalls für gut befunden, die große Residenze auf einige Zeit zu verlassen; das Recht hat man ja. Frau Josephine, Fräulein Renate, ich trinke Ihnen zu. Leichter Caseler. Aber starke Freundschaft. Die Braune und die Blonde hoch!"

Frau Josephine von Bechmann war die Blonde, Renate von Roßberg hatte sinnige braune Augen und braunes Haar. Beide waren fein und zierlich gebaut, Renate aber kräftiger. Beider Wangen blühten wie Rosen, die Freude und der um diese Stunde ungewohnte Wein hatten sie durchglüht. Sie saßen rechts und links vom Hausherrn; sie tranken ihm erwidernd zu.

Lorenz' gute, schöne Augen lachten vor Vergnügen; „sitz' ich hier zwischen Rosen oder nicht?" rief er über den Tisch. „Oder wie die Perle im —"

Die Tür ihm gegenüber ging auf. Er hob sein Glas in die Höhe: „Ah, da kommt der Hofer!"

Eine große, kraftvolle Gestalt trat ein; auf dem etwas gedrungenen Hals ein edler Kopf, schwarze Augen, schöner, ein wenig gekrauster Bart, der eben ergraute; aber Gang, Haltung, alles war noch jugendfrisch. Mary sah ihn zum erstenmal, sie schaute ihn verwundert an: auf den ersten Blick war er einer der ungewöhnlichen Menschen; so von der Natur dazu gestempelt hatte sie noch wenige gesehn. Es überraschte

sie noch mehr, als er nun vor ihr stand, ihr vorgestellt ward und sprach; was für eine klangvolle, warme Stimme! So hatte sie noch keine berührt; auch Edmunds schöner Bariton nicht. Auf ihr musikalisches Ohr wirkte nichts so stark wie eine edle Menschenstimme. ... Es tat ihr träumerisch wohl, ihm zuzuhören, während er einen nach dem andern begrüßte, ein paar Worte redete. Was er sprach, vernahm sie kaum; sie horchte auf den Klang. Endlich saß er auf dem leeren Stuhl, Lorenz gegenüber; er lehnte Kuchen und Früchte ab, bat nur um ein Glas Wein, von dem „wonnigen Caseler". Sein Gesicht erhellte sich mehr und mehr; es kam Geist hinein, gleichsam warmer Geist, er lächelte den neuen Freundinnen zu. Dann stand er wieder auf und schlug sanft an sein Glas:

„Ich soll zu der verehrten Gesellschaft reden; unser Freund Lorenz hat das über mich verhängt. Ich tue es gern, ja so recht von Herzen gern, denn mir ist wie ihm wieder einmal das geschehn, was nicht oft geschieht und was man doch eigentlich sein ganzes Leben lang, Tag für Tag ersehnt, nur meist unbewußt. Und ich, der ich seit fünfunddreißig Jahren — damals war ich eben zwanzig alt — in der Welt das Gute, Schöne, Harmonische, gleichsam Erlösende suche; erlösend vom Alltäglichen, Kleinen, Gemeinen, Notdürftigen; der ich, wie in der Natur, so Gott in wahren Menschen suche, sie seien nun wie die Sterne oder wie die Blumen, gleichviel — ich hab' ihn in diesem liebenswerten Frauenpaar gefunden, das da rechts und links

vor mir sitzt. Die beiden haben ihn in ihrem Bund gefunden, der zwei reizend verschiedene Menschen so reizend einträchtig, einsinnig macht; ein so seltener wie holder Fall! Und was den Fall so eigen macht, und so heutig macht: da leben sie, junge weibliche Helden, wie in einer Burg beisammen, schaffen sich ihr Brot und ihr Glück, frei vom Mann auf sich selbst gestellt! — Ich bitte die verehrte Gesellschaft um Vergebung: als ich mich auf den Weg machte, hierher, hatte ich die Absicht, mich über diesen holden Fall in einigen scherzhaften Wendungen zu ergehn; mir war wohl grade — wie soll ich sagen — ‚großstädtisch‘ zu Mut. Unterwegs wurde mir aber anders; ernst und andächtig. Wer mich von Ihnen kennt, der weiß: für Dogmen, Legenden und dergleichen hab' ich keinen Sinn, nur für Wirklichkeiten; in seinen wirklichen Schöpfungen spricht Gott sich aus. Jede schöne Menschenseele ist eine seiner Offenbarungen; und wo zwei edle, gute Geschöpfe sich zusammenfinden, da redet der Gott der Liebe laut, vernehmlich zu uns. Aber nicht Mann und Frau allein — ach, denen mißlingt es tausendfach, durch Trübung der Leidenschaft, durch Gegensätze der Geschlechter — nein, Freunde oder Freundinnen drücken oft noch inniger, reiner den göttlichen Willen aus. Und so diese zwei! in ihrem seligen Freundschaftsbund ganz sich selbst genug!“

Hofer nickte den beiden zu. Fräulein Renate gab es ihm zurück, mit einem dankbaren Lächeln. Frau Josephine nickte wohl auch, aber das Herz war ihr gar

so weich geworden, ein paar Tränen liefen ihr über das Gesicht.

„Ich hatte eine lange Fahrt auf der Stadtbahn hierher," fuhr Hofer nach einer kleinen Pause fort; „sie hatte eine kleine Störung, das kommt ja vor, und wir mußten stillstehn und warten; so gab mir die gute Stadtbahn Zeit zum Phantasieren, und mir kam eine Art von Gedicht. Nicht in Versen, das hab' ich nicht, die wollen mich nicht; aber so eine Art Gedicht in Prosa — nur so vor mich hingeträumt. Wenn Sie das noch hören wollen —"

„Heraus damit!" rief Jungblut. „Sie ersticken ja sonst daran. Und bei so 'nem guten Tropfen träumt man gerne mit!"

„Also — an einem schönen Frühlingsmorgen saß Amor auf einem Felsstück, im roten Gewand, roten Mohn im Haar; putzte seinen Bogen, schärfte seine Pfeile, und summte ein altes Lied dazu von der brennenden Liebe.

Auf der blumigen Wiese kam ein Paar daher, zwei junge Frauen oder junge Mädchen; sie gingen Hand in Hand und sie sangen a u ch ein Lied, wohl ein neues, junges; Amor kannt' es nicht. Weiter dahinten kam ein schöner Jüngling, blauäugig, in zartblauem Gewand; in der Morgensonne leuchteten seine goldnen Locken.

Amor sah nur die Mädchen, sie reizten seine Siegeslust. Vom Felsen herab schoß er seine Pfeile, die stets treffenden. Ja, sie trafen auch; aber sie hafteten nicht, von der jungen Brust der Blonden wie der Braunen

fielen sie zur Erde nieder. Ihr Lied weitersingend, Hand in Hand, wandelte das Mädchenpaar an Amor vorbei. Verstummt, verwirrt, verblüfft starrte er ihnen nach.

Der schöne Jüngling blieb stehn, sah den Liebesgott lächelnd an. ‚Was willst du?‘ sagte Amor zornig. ‚Wer bist du, daß du mich so mitleidig anzulächeln wagst?‘

‚Wer ich bin? Ein Gott wie du.‘

Amor lächelte. ‚Du ein Gott wie ich? Wo hast du deine Flügel? Wo sind deine Pfeile?‘

‚Die hab' ich nicht, denn die brauch' ich nicht. Der Gott der Freundschaft dringt auch ohne das in die ihm geöffneten Seelen.‘

Amor lachte, seinen Bogen schüttelnd. ‚Beim Zeus! Beim hochheiligen Göttervater! Du neugebackener Gott der Freundschaft, hoffst du, glaubst du, wähnst du, die von dir beherrschten Seelen werden meinem Pfeil widerstehn?‘

Der schöne Jüngling deutete auf das Mädchenpaar, das eben in den Wald verschwand. ‚Hast du's nicht gesehn? Hörst du nicht noch ihren rührenden, fröhlichen, unbeirrten Gesang? Die beiden da spüren deine Pfeile nicht, weil sie mir gehorchen, weil meine Gottheit sie schützt.‘

‚Du wärst also wirklich ein Gott?‘

‚Ja; nicht für die Vielen, aber für die Glücklichsten. Ich gebe Frieden, du gibst Krieg. Wer mir folgt, dem ist wohl. Dir bleiben aber die Tausende, die Ungezählten. Ziel' und triff du weiter; ade!‘“

* * *

Hofers Traum und Rede war zu Ende; Mary träumte weiter. Sie hörte wohl, daß Stimmen etwas riefen, daß die Gläser klangen; sie hob auch ihr eigenes, es klang mit; sie war aber doch noch wie anderswo. Ihr war wunderlich süß zu Mut; als hätte sie schönen Gesang gehört. Was für eine Stimme! dachte sie. Was für Poesie! Was für eine Stimme! — Eine andre Stimme sprach hinter ihr, eine helle, leise, sie erkannte so im Traum, daß es Jungblut war; „ja, das sagt er wohl!" hörte sie. „Der Reformprieſter! Der Idealiſt! Wenn der kleine Amor kommt und ſchießt, dann geht's ihnen doch durch Mark und Bein!"

Fritze Jungblut lachte; Mary hörte es. Fritze Jungblut — und ihr Mann ... Mary wunderte ſich einen Augenblick: da ſtanden die beiden hinter ihr, plauſchten und lachten miteinander, als wär' ihnen nie was geſchehn. Und Fritze Jungblut lachte ſo gemütlich hinter Marys Rücken, als hätte die nie eine Peitſche geſchwungen; — ja, ſo war die Welt! — Aber Marys Rücken krümmte ſich, Jungbluts Stimme und Jungbluts Worte taten ihr noch weh. Ach, ſprecht doch nicht! dachte ſie. Müßt ihr danach ſprechen? Macht euch das nicht ſtill?

„Mary!" ſagte wieder eine andre Stimme. „Sie liebe, gute, verträumte Mary!" Das war Lorenz' gemütlicher, etwas knarrender Baß; ſie wandte ſich herum. „Es iſt ein allgemeiner Wunſch," ſprach er weiter; „na, nicht wahr, da fügt man ſich. Sträuben Sie ſich gefälligſt nicht!"

„Was ſoll ich?" fragte Mary.

„Uns was singen. Schöne Lieder singen. Schubert, Brahms, Beethoven."

Mary erschrak förmlich, sie starrte in Lorenz' rötliches Gesicht. „Kann man danach singen?" fuhr aus ihr heraus.

„Wonach?"

„Nach — nach der Rede; das Gedicht in Prosa."

Lorenz strahlte. „Ja, das war wohl schön. Hat's Ihnen gefallen, Mary?"

Sie verzog den Mund. „Gefallen ist doch nicht das Wort. Wie hat er gesprochen, Lorenz! Und mit welcher Stimme!"

„Na ja, Sie verstehn sich darauf. Eine Götterstimme; was? — Aber Sprechen allein, das tut's doch nicht. Mary muß singen! sagen alle. Machen Sie doch nicht ein so komisches Gesicht; stehn Sie auf. Da wir hier so schön beisammen sind ... Wissen Sie, was der Erlkönig sagt? ‚Und bist du nicht willig, so' —"

Lorenz zog sie vom Stuhl empor; dabei lachte aber sein gutes Gesicht. Mary ließ sich führen, nicht willig, aber willenlos. Ich kann ja nicht! dachte sie, während sie an Lorenz' Arm ins Musikzimmer ging. Was soll hier jetzt meine Stimme, mein dummer Sopran! Sie hörte aber Händeklatschen und daß alle folgten. Jungblut saß schon am Klavier, hatte ein Notenheft aufgeschlagen; „etwas Festliches!" raunte er. Sie stand neben ihm, sie sah, wie Hofers hohe Gestalt ihr gegenüber in einen Lehnstuhl sank, wie seine sonderbaren schwarzen Augen sie erwartend anschauten; überirdisch! dachte sie. Aus diesen Augen kam ihr der

Mut, das war ihr Gefühl. Sie nickte Jungblut zu, der nun präludierte. Der Gesang stieg ihr aus der Brust.

„Gut gebrüllt, Löwe!" flüsterte Jungblut, als das Lied zu Ende war. Beifallklatschen folgte, und Bravorufen; der Mann mit den schwarzen Augen lächelte ihr zu, mit ernstem und gerührtem Blick. War's ein bißchen gut? fragte sie ohne Worte zu ihm hinüber. Ach, dann freu' ich mich. Ich sang das ja nur für d i c h! — Nun sah sie rechts von ihm das Paar, dem diese ganze Feier galt; Josephine und Renate standen beieinander, selbstvergessen Hand in Hand, wie in Hofers Phantasie, ein liebliches Paar. Wirklich wie für einander geschaffen; reizende Ergänzung: die zartere und die frischere, die lichtere und die dunklere; beiden strahlten aber die guten, lieben Augen glücklich und zufrieden in die Welt hinein. Ja, dachte Mary, die sie schon liebgewonnen hatte, ja, ja, so ist's gut! Ihr zwei, ihr habt euren Gott gefunden, den im blauen Gewand, den Gott der Freundschaft — der euch vor dem kleinen Menschenfresser, dem Amor, schützt. Wozu braucht man den? Freundschaft und Freiheit! — Ich hab' für euren Dichter gesungen, jetzt sing' ich für euch! — Und willenlos, gedankenlos dem Jungblut folgend, der ein neues Lied aufgeschlagen hatte, sang sie das Beethovensche Goethelied:

Trocknet nicht, trocknet nicht,
Tränen der ewigen Liebe!

* * *

So sang Mary noch dies und das; ihr war, als e r l e b t e sie sich nur, sie blieb wie in einem schönen

Traum. Als die von ihr Erlebte ausgesungen hatte, Beifall und all das Hergebrachte vorüber war, sah sie Hofer neben sich sitzen; ja, sie saßen beide; — wie war das gekommen? Sie sah umher, sie waren allein; die andern hörte sie nur, Stimmen vom Balkon, aus dem andern Zimmer. Durch die offene Balkontür schien der sinkende Tag herein. „Wie liebenswürdig und wie warm haben Sie gesungen," sagte Hofers edle Stimme. „Man fühlte gleich: da singt ein Herz. Manchmal sangen auch die Augen mit: wenn sie zu den beiden Freundinnen hinübergingen und denen mit einem ganz eigenen Ausdruck sagten: ich singe für euch!"

„Das haben Sie gemerkt?" fragte Mary verwundert.

Hofer lächelte. „So was sieht man doch."

„Dann müssen Sie gesehen haben, daß ich auch für Sie sang," sagte Mary schlicht.

„Was? Auch für mich?"

„Nachdem Sie so gesprochen — so gedichtet hatten! — Ich hab' das noch nie —"

Sie sprach nicht weiter.

„Was noch nie?"

„So nicht!" — — Sie war wieder eine Weile still. Darauf schaute sie ihn offen und redlich an. „Ich glaube, Ihnen könnt' ich alles sagen."

Er war überrascht; dann lächelte er. „Meine Jahre, nicht wahr? Das Graue hier!" Er legte die Hand an seinen Bart.

Mary antwortete nicht; sie schüttelte nur nach

einer Weile leise den Kopf. „Sie erinnern mich an jemand; — darf ich davon sagen? Ich bin lang' befreundet mit ein Geistlicher in Amerika; dem hab' ich bisher fast alles gesagt oder geschrieben; — an den erinnern Sie mich. Wir schreiben uns noch von Zeit zu Zeit. — Der war a u ch nicht jung."

Sie sah, daß er ein wenig lächelte, und lächelte nun auch. „Pardon," sagte sie.

„Weswegen? Es ist ja keine Schande, daß ich nicht mehr jung bin."

„Ach nein. Und Sie sind — — Ich freue mich so, daß Sie sind. — Wie schön haben Sie von dem blauäugigen Gott und von der Freundschaft gesprochen. Ich lebe für die Freundschaft. Ja, das ist der rechte Gott!"

Hofer nickte. Seine Augen ruhten forschend, studierend auf ihrem offenen, denkenden und wieder fast kindlich träumerischen Gesicht. — „Der Geistliche in Amerika war Ihr bester Freund?"

„Ja, das war er wohl. Gewiß. — Ach, aber nun glauben Sie wohl, ich bin so ein frommes Kind; oder — wie sagt man — weltabgewandt — sagt man so?"

„So sagt man."

„Oder nonnenhaft, edel und so weiter. Ich bin furchtbar weltlich! Ich reite und jage und schieße und radle und —"

„Und spielen Tennis," fiel er ihr lächelnd ins Wort. „Ja, was glauben Sie denn von m i r? Reiten, jagen und was Sie wollen — ist mir alles recht. V o l l menschen! Die such' ich auf der Welt, und die sollen

wir schaffen! — Es ist nur so schwer, ein Vollmensch — ach, was sag' ich — auch nur ein richtiger Mensch zu sein. Ich zum Beispiel, in wie viele Irr- und Wirrsale hab' ich mich begeben, wie hab' ich mein halbes Leben verpendelt und vorbeigesucht! In der frühen Jugend bald ein schwärmerischer, träumerischer, bald ein wildtoller Bub; als Student ein Trinker und Fechter; dann — dann kam der Ekel, an der Welt und an mir. Ich flüchtete mich zur Theologie, um zu Gott zu kommen; ich wurde ein junger protestantischer Geistlicher. Aber wie's so geht: mein Kirchenglaube hielt nicht vor, die Philosophen nahmen ihn mir. Ich verließ die Kanzel. Ich kam gleichsam in die Welt zurück, aber nun Arm in Arm mit der Wissenschaft und der Philosophie." Er lächelte. „Die zwei waren meine Freundinnen, der ‚blauäugige Gott', wie Sie vorhin sagten, hatte mich zu ihnen geführt. Und so kam ich zu dem Ideal, das ich heute habe: Gott, aber ohne Kirche, die ihn stets vermenschlicht; ihn in s e i n e n Werken, nicht in u n s e r n suchen; und ihn in die nach ihm Hungernden, aber auch in die von ihm Abgewandten einzusenken suchen. Dafür leb' ich nun, in Wort und Schrift. Ob man nun wenig oder viel erreicht — doch ein Diener Gottes!"

Mary nickte ihm andächtig zu; sie hatte in Deutschland gelernt, ähnlich frei zu denken, der presbyterianische Glaube ihrer Väter hinderte sie nicht. Und ihr war so gut: sie fühlte sich wie in einer Wolke, durch die eine süße Stimme dringt. Auf einmal hörte sie andre, laute, die sie gleichsam weckten; widerwillig horchte sie

auf. Selma war mittlerweile vom Balkon hereingekommen und leise ins andre Zimmer gegangen, die zwei nicht zu stören; jetzt floh sie von dort herein, bleich, ganz verstört. Lorenz folgte ihr; hinter dem kam Edmund Pinelli, der Verschollene. Der schöne Mensch war beinahe erschreckend anzusehn; sein sonst so gepflegtes Haar war wüst, sein Blick ruhelos, die Augen überweit geöffnet. „Warum fliehen Sie vor mir?" rief er der Selma nach. Dann trat er vor sie hin, da sie stehen blieb — auch die andern erschienen jetzt — und brachte ein Lächeln hervor, das wohl heiter sein sollte. „Ich komme ja nicht als Störenfried; ich komme fromm und gut wie ein Kind. Da unten geh' ich am Humboldthafen — vom Lehrter Bahnhof her — da seh' ich Sie und ich weiß nicht wen hier auf dem Balkon. Da hat es mich gerissen, herauf. So lange nicht gesehn! Wiedersehn, das will man doch. Das ist doch eine Art Menschenrecht!"

Selma sah ihn an, konnte noch nicht reden. Lorenz nahm das Wort: „Woher kommst du denn, Mann? Wo bist du gewesen?"

„Wo gewesen? Im Harz. Überall im Harz. Einsam, weltverschollen; herrlich! — Dann will man aber doch wieder zu Menschen, natürlich. Man kriegt Heimweh, Alter; eine Art von Heimweh. Und so bin ich hier! — Ach, wie sie alle mich anschauen. Oder schauen mich auch garnicht an. Wie wenn ich eine Epidemie wäre, eine gefährliche, gottverbotene; morbus — mir fällt das lateinische Wort nicht ein. Gibt mir keine von den verehrten Damen die Hand?"

„Hier ist meine," sagte Riekchen und trat auf ihn zu. „Machen Sie nur nicht so wilde Augen; warum? — Also willkommen, hier und in Berlin; daß Sie Heimweh hatten, das ist ja hübsch. Zwei von uns, diese beiden jungen Damen kennen Sie noch nicht; unsre neuesten Freundinnen ..." Riekchen stellte gegenseitig vor; sie nannte die Namen, dann sagte sie: „Das ist der berühmte Verteidiger, und das sind die Unzertrennlichen!"

Edmund verneigte sich vor Renate und Josephine, nun wieder mit all seiner männlichen Grazie. „Von diesen Unzertrennlichen hab' ich schon gehört. Meine Damen, ich bin entzückt, Sie zu sehn; so viel Poesie auf einmal — das wird uns nicht oft! Ich hoffe, auch hier gilt nun bald der alte Spruch: die Freunde unsrer Freunde sind auch unsre Freunde!" — Edmunds Augen irrten aber schon wieder zu Selma hin. Sie sprachen eine stumme Bitte nach der andern; endlich, da sie nichts erwiderte, versuchte er's mit einem neuen Lächeln: „Vorhin, auf dem Balkon, waren Sie nicht so still. Das lag also vielleicht am Balkon ... Darf man eine Bitte tun?"

Selma, noch immer blaß, überwand sich: „Bitte, sagen Sie."

„Hätten Sie die Gnade, noch einmal auf den Balkon zu gehn? Ich hätte eine — Frage an Sie."

Selma glitt stumm hinaus, durch die noch immer offene Tür. Edmund folgte ihr. Die andern blieben zurück. „Fräulein Selma," fing er an, das glühende, erregte Gesicht verziehend, sich das Haar von der Stirne

streichend; es zitterte aber seine Hand dabei. „Sehn Sie, wie wir hier nun unter dem Himmel stehn; unter dem Himmel dessen, der — — Aber fürchten Sie nichts, ich werde nicht feierlich. Ich rede als ganz gewöhnlicher Mensch. Ich will nur rein sachlich melden: diese Wochen — ich weiß nicht, wie lange ist es her? — kurz, die ganze Zeit hab' ich in der S ü h n e gelebt. Wie ich Ihnen damals sagte: ich will sühnen, büßen! Ich hab' wie ein Eremit gelebt. Von meiner Vergangenheit bin ich frei geworden; — ja, blicken Sie mich noch so zweifelnd an, es ist doch so. Das liegt hinter mir. Menschen wie ich sind wenigstens nicht klein, in nichts: nicht im Schlechten und nicht im Guten. Sie machen g r o ß e Schritte, sie kommen rasch ins sogenannte Verderben und auch rasch heraus. So ist mir's gegangen. Selma, sagen Sie! Können Sie mir nun vergeben, können Sie Ihr Gefühl für mich wieder aufwecken, meine Liebe erwidern?"

Selma lächelte, kalt bis ins Mark. Durch sein Blicken, Zucken, all das Unheimliche seines ganzen Wesens abgestoßen, zog sie die langen Brauen nieder: „Sie lieben mich? Sie irren wohl. Sie lieben Ihre Macht über die Menschen; Sie wollen meinen Widerstand besiegen, Sie ertragen es nicht, daß ich Ihnen entronnen bin. Ja, das sag' ich offen: entronnen; mich mädchenhaft verstecken, nein, das will ich nicht. Ich hab's ja auch d a m a l s nicht getan — hab' meine furchtbare Erschütterung nicht verbergen können; das war wohl unweiblich, nicht? Andre hätten's unterdrückt. Aus mir brach es unwiderstehlich heraus —

oder über mich herein. Als ich dann aber sah, um eine Lüge hab' ich so gelitten — so einen Menschen lieb' ich nicht. Sühnen, sagen Sie? Denken Sie, ich glaub' Ihnen noch ein Wort?"

Edmund lachte auf; sie fuhr zusammen, so schauerlich erklang es. Er beherrschte sich aber noch einmal, er glättete sein verwildertes Gesicht. „Selma! Sie mit Ihrem Verstand — Ihrer großen Seele — Sie glauben nicht, daß ein Mensch sich ändern kann?"

„So einer nicht!"

„Ah! Ich bin die große Ausnahme, der von Grund auf Verdorbene; wohl so was Satanisches, nicht? — Und Sie, so ein reiner Engel, ein Seraph, Sie können nicht vergeben?"

„Doch," sagte sie kalt. „Vergeben kann ich. — Aber weiter nichts!"

Edmund murmelte zwischen den Zähnen, den glänzenden, die weit sichtbar wurden: „Aber weiter nichts . . ." Er horchte: aus dem Musikzimmer, in dem es bisher fast still gewesen war, kam Gesang von weiblichen Stimmen, ein bekanntes Volkslied als Zwiegesang. Lorenz hatte die „Unzertrennlichen" dazu angestiftet, um dem Flüstern und Raunen im Zimmer ein Ende zu machen, das die beiden da draußen etwa stören konnte; das Singen aber half vielleicht. . . . Renate und Josephine hatten kleine Stimmen, aber sie klangen gut zusammen und es war Musik darin. Der lauschende Edmund trat zur Tür, blickte ins Zimmer hinein; „ah, die neuen Freundinnen!" sagte er, „die verbündeten! — Wie das friedlich klingt; während

wir — —" Er warf einen wilden Blick auf Selma, die wie eine Bildsäule vor dem blauen Himmel stand. „Selma!" sagte er noch einmal.

Sie antwortete nicht.

Er horchte wieder. „Was für liebe Stimmchen. Und wie sie dastehn, die beiden; ein Bild. — Die wären nicht so herb, so hart!" — Es flackerte etwas in seinen Augen, etwas Aufrichtendes, Befreiendes. Er bekam fast sein altes Gesicht. An den Türpfosten gelehnt, sah er noch halb zu Selma zurück. „Also kein Zusammengehn?"

Selma schwieg.

„Dann leben Sie wohl!"

Er ging ins Zimmer hinein, zu den Singenden. Selma blieb allein.

* * *

Josephine von Bechmann, die junge „Witwe", und Renate von Roßberg wohnten in der Augsburger Straße, in einem der Hinterhäuser, die man in Berlin Gartenhäuser nennt; es war aber nur ein großer, freundlicher Hof, über den man nach hinten ging. Edmund durchschritt ihn, schon am nächsten Tag; er blickte am Gartenhaus hinauf, an einem offenen Fenster im zweiten Stock sah er zwei Gesichter, die heruntergrüßten; richtig! Die Verbündeten! Er lüftete den Hut und schwenkte ihn; so viel Vertraulichkeit durfte er schon wagen, gestern bei Lorenz hatte er ihnen ritterlich gehuldigt, ein Feuerwerk von Liebenswürdigkeit abgebrannt, mit nervöser Leidenschaft den unwiderstehlichen Edmund gespielt; zuletzt

war er mit dem Versprechen gegangen, sie heut zu besuchen. Denn so ein Heim der Freundschaft, von Kunst und Poesie geschaffen, mußte man anschauen; eine Sehenswürdigkeit von Groß-Berlin! — Er stieg die Treppen hinauf; oben war die Tür schon offen, die Unzertrennlichen standen darin und lächelten ihn an. „Ich halte Wort, wie immer!" sagte er, nahm ihre Hände und küßte sie. „Das heißt, so wie heute hielt ich wohl noch selten Wort!"

„Was heißt das?" fragte Renate.

„Weiter nichts, als daß der ganze Mensch mit dabei war; beim Worthalten, mein' ich. Man hält es ja so oft nur aus Pflichtgefühl; wie sagt Schiller über die Kantsche Moral? ‚Und mit Abscheu alsdann tun, was die Pflicht uns gebeut!' Ich wär' aber gekommen, auch wenn Sie mir's verboten hätten. Hätt' mich eingeschlichen und —"

„Oh!" rief Josephine. „Sind Sie so ein gefährlicher Mensch?"

„Ein Einbrecher?" rief Renate.

„Vielleicht hätt' ich vor Ihnen Furcht gehabt, weil Sie ihrer zwei sind. — Nun müssen Sie mir aber Ihr Speisezimmer zeigen; das ist ein Schmuckkästchen, sagte Lorenz gestern. Süß, hat er gesagt!"

Josephine lächelte. „Ach, der gute Lorenz. Dem gefällt ja alles, wenn er nur freundlich aufgenommen wird. Dem haben auch wir gleich gefallen, und wie; und wir sind so simple, einfache, nur recht gottvergnügte Geschöpfe. Darum fürchten wir uns ja auch vor Ihnen —"

„Vor mir?"

„Ja, vor Ihnen; denn Sie haben einen anspruchsvolleren Geschmack —"

Renate fiel Josephinen ins Wort: „Und Sie sind so verwöhnt — o Gott!"

„Noch vor einer Viertelstunde haben wir uns das gesagt," sprach Josephine weiter. „Vor dem muß man sich fürchten, sagt' ich; und Renate himmelte mit den Augen — das tut sie so oft — und stimmte mir zu. Der wird hier denken, sagte sie, er kommt in eine kleine Stadt!"

Sie gingen aber doch und führten ihn; in das „Schmuckkästchen" — groß war's nicht — und von da in Josephinens Zimmer, das „japanische", in Renatens Arbeitszimmer, das reich mit Bildern geschmückte, die ihr die Malerin Josephine geschenkt hatte. Nirgends war Pracht oder gar Verschwendung; alles war nur liebevoll erdacht und gemacht. Warme Farben von den Wänden, von den Möbeln und von unten her. Drollig rührend dann das gemeinsame Schlafgemach (auch davon hatte Lorenz gesprochen und Edmund verlangte es zu sehn); das große Zimmer lief in einen sonderbaren schmalen Nebenraum aus, in dem zwei zierliche Toilettentische wie Zwillinge standen; wie Zwillinge standen auch an der Hauptwand des Zimmers die Betten nebeneinander, so recht frei für sich. Über dem Kopfende hingen Bilder der Eltern, der alten Bechmanns und Roßbergs; würdevolle, gute Köpfe mit freundlichen Augen.

„Der Tempel der Amazonen," sagte Edmund lächelnd.

Renate schüttelte den heiteren, braunlockigen Kopf. „Wir sind ganz und gar keine Amazonen; wir haben nur an unsrer Freundschaft genug!“

„Wir passen zu einander,“ setzte Josephine hinzu. „Herr Doktor Hofer behauptet auch, daß wir einander ähnlich sind.“

„Und Lorenz,“ sprach Renate weiter, „behauptet, daß wir für einander geschaffen sind.“

Josephine nickte. „Inwendig gewiß!“

„Das schließt also jeden dritten aus,“ sagte Edmund mit gespielter Wehmut.

Renate nickte. „Wenigstens jeden Mann!“

Sie kehrten in Renatens Zimmer zurück; hier standen mehrere Bilder umgedreht an der Wand, noch nicht eingerahmt. „Unsre Verkaufsgalerie,“ erklärte Renate; „lauter Gemälde von Josephine von Bechmann, ihre zweite Richtung.“

„Ich hab' einen neuen Lehrer,“ erklärte Josephine; „bei dem werd' ich koloristischer.“

„So mehr tizianisch,“ nahm Renate wieder das Wort; „Gott sei Dank, das gefällt auch besser. Was denken Sie, Josephine kommt in die Mode; man kauft immer mehr von ihr. *Das* ist noch zu haben!“

Sie drehte eines der Bilder herum. Es war eine schlichte, norddeutsche Landschaft, mit einem kräftig mutigen Sinn für warme Farben gemalt.

„Ah!“ sagte Edmund mit einem bewundernden Blick auf die reizende Malerin, die ihm in diesem Augenblick mehr als die andre gefiel. „Das ist die große Handschrift einer *Amazone*; ich hab' doch recht.“

„Dann mögen Sie dies vielleicht noch lieber," versetzte Renate, schwesterlich stolz, und drehte ein andres Bild, eine Abendlandschaft, herum. Es hatte schon einen Strick, um es aufzuhängen; Renate hielt es recht ins Licht, nahm dann den Strick zwischen die Zähne und streckte nach rechts und links die Arme weg, mit drolligem Ernst über die Leinwand wegschauend. Diese Clownstellung stand ihr erstaunlich gut; jetzt gefiel sie dem Edmund besser. „Aber hier kommt man ja in den Tartarus!" rief er aus, nachdem er sich an dem anmutigen Clown satt gesehen hatte.

„O je! Wieso denn?" fragte Josephine.

„Nein, es ist noch schlimmer," antwortete er mit lachenden Augen (zum Teufel mit der Buße! dachte er, weg mit dieser Selma!); „hier gerät man in eine Folterqual, die die alten Griechen noch nicht erfunden hatten. Nur Buridans Esel ging es ähnlich; aber das ist ein zu gemeiner Vergleich."

„Ich versteh' kein Wort," sagte Renate.

Josephine schüttelte den Kopf. „Ich auch nicht."

„Ja, das ist es eben: in all Ihrer Unschuld foltern Sie die Leute, ohne es zu ahnen. Daß Sie Ihrer zwei sind, das ist's! Schaut man Sie an, dann sind Sie ungefähr wie reizende Zwillinge; wenn es eine Liebenswürdigkeitswage gäbe und man legte Sie in die beiden Schalen hinein, ich glaub', Sie wögen gleich viel. Wenn Sie aber so abwechselnd reden — oder etwas tun — oder etwas sind — dann gefällt einem allemal die am besten, die grade redet oder tut

oder ist. So gondelt man hin und her; das ist ja mehr als Tantalus!"

Die Freundinnen lachten. „Ach, Sie armer Mann," sagte Renate, die mutwilligere. „Nur merkwürdig, man sieht's Ihnen gar nicht an, daß Sie so leiden; Sie blühen wie ein Röslein."

„Sagen Sie lieber, ich glühe wie eine Esse!"

Josephine trat an einen Tisch, auf dem Likörflaschen und Gläser standen; sie schenkte ein und hielt ihm eins der Gläser hin. „Stärken Sie sich, Sie armer Mann!"

„Ja," sagte Renate, „stärken Sie sich. — Sehn Sie, es ist hier doch besser als im Tartarus; wenn hier gefoltert wird, wird hier auch getröstet!"

Edmund nahm das Glas und dankte; sie sind wirklich lieb! dachte er. Ein kleines Paradies! — Es wurde ihm angenehm warm ums Herz; er trank den beiden „Zwillingen" zu. „Daß Ihr schöner Folterbund so fortbestehe! Daß der Neid der Götter und die böse Welt nie dazwischenkomme!"

„Ach ja, das wünschen wir auch," erwiderte Josephine und hob ihr Glas. „Darauf trinken wir mit!"

Renate leerte auch ihr Glas. „Es gibt zu viel Männer," seufzte sie lustig; „die können es nicht ausstehn, wenn so ein paar Frauenzimmer sich allein genug sind. Wer weiß, was uns noch geschieht! Da ist die Presse — da sind die Gerichte. Eines Tages werden wir angegriffen, verklagt, als zu männerfeindlich; und irgend ein Schwurgericht wird wild und verdonnert uns!"

Edmund schüttelte den Kopf. „Dann steh' ich Ihnen bei!"

„Ach ja, Sie sind der berühmte Verteidiger. Nicht wahr, dann übernehmen Sie uns und führen unsre Sache."

„Na, darauf verlassen Sie sich; das tu' ich gewiß!" Von einem wohltuend wilden Humor ergriffen (eben gefiel ihm wieder Renate besser), warf er seine „ambrosische Stirnlocke" zurück (er hatte sie heute wieder hergerichtet) und nahm die von Weiland sogenannte Fechterstellung ein, in der er bei großen Fällen vor Gericht plädierte. „Hoher Gerichtshof!" begann er ohne weiteres; „meine Herren Geschworenen! Ich komme zum Schluß. Sie alle gehören zum männlichen Geschlecht; als Männer mögen Sie wohl auch ein wenig zu dem Dünkel neigen — gestatten Sie das Wort — der seit altersgrauer Zeit sich dem andern, dem ‚schwächeren' Geschlecht überlegen fühlt. Aber in Ihnen lebt auch der seit Jahrtausenden gewachsene Sinn für Gerechtigkeit. Ich habe den Mannesmut gehabt, Ihnen ein Bild unsres Geschlechts zu malen, wie es wirklich ist, mit all seinen Fehlern und Eitelkeiten, seiner Roheit und Selbstvergötterung. Vor diesem Geschlecht sind diese klugen Geschöpfe, die sogenannten Unzertrennlichen, wie Gemsen vor den Jägern in die reine Luft der Berge geflohn. Dort sind sie dem Himmel näher als all die andern, die sich vor unsrer Stärke ducken, die sich an unsern Schmeicheleien verblenden, oder die uns durch ihre List, ihre Teufelskünste zu beherrschen hoffen. Wenn Sie heut

dieſe zwei verdammen, weil ſie ſich erdreiſtet haben, ohne uns zu leben, dann nehme man uns den Namen des ſtärkeren Geſchlechts. Dann brandmarke man uns auf ewig als das ſchwächere, das nicht die Kraft hatte, die fröhliche Freiheit des andern zu ertragen!"

Wie einer, der ausgeſprochen hat, trat Edmund zurück. „Bravo! Bravo!" rief Renate; ſie hatte mit wachſender Verwunderung zugehört. „Bravo!" rief Joſephine. Sie klatſchten in die Hände. Renate himmelte, aber fidel: „Jetzt bin ich ruhig; ſie ſprechen uns frei!"

Joſephine nickte ihm dankbar zu: „Ja, das haben Sie gut gemacht. Nun müſſen wir auf Ihre Geſundheit trinken; Renate, das ſind wir unſerm Retter ſchuldig. Füllen wir die Gläſer!"

Edmund hatte ſich warm geredet, wie es ſchien: ſein Geſicht war rot geworden — oder wurde es jetzt —, in ſeine braunen, ſtrahlenden Augen kam eine ſonderbare Glut. Joſephine bemerkte es, ſie ſah auch ein Zucken der Wangen; iſt er ſo nervös? dachte ſie. Weiblich mitleidig nahm ſie ſein Glas, füllte es und hielt es ihm hin. „Wie freundlich ſind Sie gegen mich," ſagte er mit plötzlich etwas heiſerer Stimme. „Das ſind andre nicht! Das ſind andre nicht! Da gibt's Phariſäer und — — Ich verſichre Ihnen. Eine ganz verdammte Welt! O, es iſt zum Lachen!"

Er lachte auf. Er nahm eine Zeitung, die vor ihm auf dem Tiſch lag, knüllte ſie zuſammen und warf ſie wie eine Kugel gegen die Wand. Dann lachte er wieder grimmig, laut.

Josephine starrte ihn erschrocken an. „Was ist Ihnen? Was haben Sie?"

Edmund sah umher: „Diese Hitze hier. Wie wenn Sie geheizt hätten. Das ist ja ein Unsinn. Man heizt doch nicht um diese Zeit." Er legte eine Hand gegen seine Wange, holte tiefen Atem. „So machen Sie doch die Fenster auf!"

„Sie sind ja offen," antwortete Renate, ganz verwirrt. „Bitte, sehn Sie hin!"

Er hatte offenbar nicht gehört, was sie sagte, oder nicht verstanden: er machte die Augen zu. Dann murmelte er etwas. Es wurde eine Art von Lallen daraus. „Lauter schlechte Menschen!" kam deutlicher heraus, und ein wilder Fluch. Er ballte die Fäuste, hielt sie in die Luft. „Man muß diese Welt vernichten! — Ich vernichte sie!"

Die Stimme hatte aber fast jeden Klang verloren. Sie verging in Seufzen. Endlich sank er in einen Armstuhl, den Josephine leise nähergeschoben hatte, drückte den Kopf in eine Ecke und ward so still, als schliefe er ein.

Die Freundinnen rührten sich nicht. Sie tauschten nur stumme, sorgenvolle Blicke. Josephine hatte Edmunds noch gefülltes Glas wieder auf den Tisch gestellt; sie sah dort eine Flasche mit Wasser stehn, schaute sie und dann Renate fragend an: sollte sie versuchen, ihn damit zu laben? — Renate schüttelte den Kopf. Sie wußten beide nicht, was tun? Sie kannten diesen Zustand nicht. Warten und Geduld!

Es dauerte auch nicht lange, so begann Edmund aufzuleben; die Röte des Gesichts hatte schon ab-

genommen, die Augen öffneten sich. Er erkannte die Damen, das Zimmer, nickte allem zu. Dann zog er die Brauen tief hinunter, wie sehr verstimmt; „pfui Teufel!“ murmelte er. „Entschuldigen Sie. Haben Sie die Güte! Ein — lächerlicher Zustand; ich hab' ihn schon einmal in Harzburg gehabt. Eine Nervendummheit. Hat's denn lange gedauert?“

Sie schüttelten den Kopf.

„Wie lange denn?“

„Einige Minuten,“ erwiderte Renate.

„Und — hab' ich Unsinn gesprochen?“

Josephine verneinte rasch: „Wir haben nur nicht alles verstanden; weiter war es nichts. — Es war gewiß eine kleine Überreizung der Nerven; ich hatte das auch einmal. Renate, nicht?“

Renate nickte stumm.

„Sie haben sich gewiß überarbeitet,“ fuhr Josephine fort, „davon kommt so was.“

„Überarbeitet? Ich tat ja die letzten Wochen nichts!“

„Dann von früher her. So sind ja die Männer: zu viel Ehrgeiz oder zu viel Pflichtgefühl. Und jetzt werden auch die Mädchen und die Frauen so! Wirklich, man fragt sich schon: ja, wie soll das enden?“

Edmund sah in Josephinens blühendes, rosiges Gesicht (die Blässe des ersten Schrecks war vergangen); „Gott sei Dank,“ sagte er mit wieder erwachender Heiterkeit, „Ihnen haben Ehrgeiz und Pflichtgefühl noch keinen Schaden getan; Sie prangen von Gesund-

heit." Seine Augen gingen zu Renate. „Und die Freundin auch!"

Josephine freute sich mütterlich: „Na, Sie können schon wieder scherzen und lächeln; wie gut. Wenn Sie sich jetzt noch durch ein Gläschen stärkten; da steht es. Oder taugt das nicht?"

„Doch," entgegnete Edmund; „warum nicht?" Er stand auf; er reckte sich, er fühlte sich wieder frei und stark; ein wohliges „Ah!" kam ihm aus der Kehle. Mit einer anmutigen Bewegung nahm er das gefüllte Glas und hob es gegen die Damen: „Auf das wiedergewonnene Paradies! Denn Sie beide haben es. Hier kann man wohl einen Augenblick den Verstand verlieren — wie mir soeben geschehen ist —, aber in dieser guten Luft ist er gleich wieder da. Reine Freundschaftsluft! — Ich hoffe, der Engel mit dem feurigen Schwert wacht an Ihrer Tür. Aber nicht gegen mich, nicht wahr. Ich darf wiederkommen?"

„Gewiß!" sagten beide zugleich. „Wir bitten darum!" setzte Renate hinzu.

„Dann auf glückliches Wiedersehen!" — Edmund trank aus.

„Aber dürfen Sie schon gehn?" sagte Josephine. „Sollten Sie nicht noch ein wenig ruhn?"

Er schüttelte den Kopf wie ein Jüngling: „Gesund wie ein Fisch! Darum schwimm' ich ab. Leben Sie wohl!" Er nahm Josephinens Hand und küßte sie.

„Wollen Sie uns noch eine Liebe tun? und Ihre Geige mitbringen, wenn Sie wiederkommen? Lorenz hat uns von Ihrem schönen Spiel erzählt."

„Ach, der gute Lorenz. Was weiß der von — — Aber da Sie es wünschen, bringe ich sie mit. Vielleicht kriegt sie in dieser reinen Luft einen edleren Ton!"

Er küßte auch Renatens Hand; er grüßte und ging. Die beiden gaben ihm bis zur Treppe das Geleit; dann sahen sie ihm nach und freuten sich, nun erst ganz beruhigt, wie fest und gut er hinunterstieg. Sie gingen langsam, Arm in Arm, in ihre Wohnung zurück, traten wieder in Renatens Zimmer, wo er sie so herrlich „verteidigt", sie so tief erschreckt und dann noch so schön verklärend aufgerichtet hatte.

„Du!" sagte Renate nach einer Stille. „Ein entzückender Mensch!"

Josephine nickte. „Ja, ein Göttermensch!"

Renate mußte lachen: „O, wie du das gesagt hast. Ganz verzückt!"

Sie lachten beide. Dann fielen sie sich in die Arme.

* * *

Es war ein grauer Regenabend, eine Woche später; Doktor Hofer saß mit Selma bei Mary, in ihrem „kleinen, aber schoflen" Zimmer, wie Selma es getauft hatte. Auf Hofers Verlangen hatte Mary ihm seine Lieblingslieder vorgesungen, sich selber begleitend, was sie ungern tat; aber er spielte nicht Klavier, und auch Selma nicht. Es machte sie wohl glücklich, für ihn zu singen, aber nun war sie unzufrieden: es sei schlecht gewesen. Selma lachte: „So ist sie gern! Eine Selbstquälerin!" — „Sie sind wohl nicht recht vernünftig, liebe Freundin," sagte Hofer lächelnd. „Ich

wollte Ihnen eben recht von Herzen danken. Mir war herrlich zu Mut. Wieso war es schlecht?"

Mary stand auf. „Für Sie war's zu schlecht!"

„Bitte, sagen Sie mir das nie mehr; das klingt so, als wär' ich was. Ich will Ihnen lieber, zum Dank, eine merkwürdige Geschichte vorlesen, die ich mir einmal in meiner theologischen Zeit aus dem alten Grapius herausgeschrieben habe und die ich heut unter meinen Papieren fand. Ich weiß ja, Sie beide lieben solche Beispiele weiblicher Freiheit und Größe; und dieses da ist fünfhundert Jahre alt, und aus unserer Nachbarschaft. In der ‚guten Stadt Rostock', wie der Professor und Prediger Zacharias Grapius schreibt —"

„Vor fünfhundert Jahre?" fragte Mary.

„Nein, der Professor schrieb vor zwei hundert Jahren; ‚Das evangelische Rostock' hieß sein Buch. Er erzählt darin" — Hofer zog ein Blatt aus der Tasche — „wie schon vor der Reformation ‚sich einige nachdenkliche Vorspiele gezeiget', und erzählt dann weiter: ‚Nämlich Anno 1404 befand sich hierselbst eine scharfsinnige und wohlberedte Bürgerin, die widersetzte sich den papistischen Irrtümern; insonderheit warf sie über einen Haufen das Fegfeuer, die Indulgentias, die Anbetung derer Heiligen, die Ohrenbeichte und so weiter. Welches zwar die Münche anfangs nicht groß achten. Nachgehends aber, da sie beständig bei ihrer Lehre verblieb, haben sie selbige vermahnet, von ihrem Fürnehmen abzustehen und sich zu bekehren. Wie sie aber solches nicht tun wollen, wird sie endlich zum Feuer verdammt. Da dann ihr Sohn, welcher ein Münch

Cistercienser Ordens, unter andern sie mit zum Gerichtsplatz begleitet, und sie zum Widerruf zu bringen heftig angelegen sein lässet, mit Tränen sie bittend, von ihrem Irrtum abzustehen und sich nicht zugleich in das höllische und ewige Feuer zu stürzen. Allein so antwortet die Mutter dem Sohne mit zornigem Gesichte und spricht: ‚Da ich von meinem Manne wegging, ist mir niemand lieber gewesen denn du; aber nun ist mir niemand verhaßter, du gottlosester unter den Menschen. Du bist nicht derselbige, den ich zur Welt getragen, der meine Brust gesogen, du Bastard; gehe, du verruchter Mensch, und greif mit deinem Anhang zum rechten Wege, weil es noch Zeit ist, und laß mich mit deinen ungültigen Vermahnungen ungeirret'. Wie sie also gesprochen, redet sie auch den Henker an und spricht: ‚Was stehest du und harrest, warum tust du nicht, was dir befohlen? Dem allgütigen dreieinigen Gott habe ich mich befohlen, und will, ob auch gleich die ganze Welt dawider, und der Feind geifert, selig sterben!' Worauf sie dann ins Feuer geworfen und verbrannt."

Selma und Mary waren beide eine Weile still. Selmas Wangen und Augen glühten; über Mary lief ein Schauder hin, es graute ihr doch. „O Gott! was für Zeiten!" sprach sie endlich leise.

Selma hob den Kopf: „Und was für eine gewaltige Frau!"

„Ja, ja," hauchte Mary. — „Mir doch zu gewaltig. Ihr Sohn, ihr leiblicher Sohn. Den so zu verdammen!"

„Hatte er sie nicht verdammt? er, ihr leiblicher

Sohn?" — Selmas große, tiefliegende, gelblich graue Augen strahlten Hofer an: „Ja, Sie haben recht: weibliche Freiheit und Größe! O, diese Frau begeistert mich. Im Jahre 1404! — Und so wunderbar in den Tod zu gehen! ‚Ich will selig sterben — ob auch gleich —' wie sagte sie —"

Hofer schaute noch einmal in das Blatt und las: „Ob auch gleich die ganze Welt dawider und der Feind geifert —"

Selma stand auf: „Ein herrliches Weib! — Mary!"

„Ja, ja," sagte Mary, „du hast recht. Ich war wohl zu klein. Ich bin nun sehr einig in dem, was du sagst. Wenn der Sohn sie verdammt hatte!"

Selma ging im Zimmer umher; sie war den Abend still, in sich versunken, zuweilen wie nicht gegenwärtig gewesen, jetzt ergriff sie dies mit Leidenschaft. „Ich beneide sie! — Mary! Was sind wir gegen diese Frau!"

Mit einem leisen Lächeln sah Hofer ihr nach. „Andre Zeiten," sagte er, als sie auf ihrer Wanderung wiederkam. „Jetzt *stirbt* man nicht mehr für seine Überzeugung —"

„O, wer auch so leben und sterben könnte!" rief Selma.

„Nun, tapfer sein kann man immer noch; wenn's auch nicht gleich ans Leben geht. Sie sind aber noch viele Jahre jünger als die Rostocker Bürgersfrau; bis zu *Ihrem* Märtyrertum haben Sie noch weit! — Sie haben offenbar Mut und Kraft —"

„Ach, was hab' ich? Was kann ich?" unterbrach

sie ihn. „Ich bin eine Kommerzienratstochter! eine Null! ein Nichts!"

„Erlauben Sie: Sie stellen sich Ihrer ‚Welt' ebenso entgegen, wie die Rostockerin der ihren, der katholischen. Sie haben neulich, hier, von Ihren Plänen und Wünschen gesprochen: schreiben wollen Sie, Reformerisches, Revolutionäres, für alles, was Befreiung der Frau ist —"

„Nun ja; das tun viele," fiel sie ihm wieder ins Wort. „Ich möcht's nur ein wenig anders tun, als die vielen: die haben so gar kein eigenes Wörterbuch, schreiben wie die Männer, nachahmerisch, unselbständig, nüchtern, farblos; da sehn' ich mich heraus! Ich will meine eigene Sprache haben — so, wie mir der Schnabel gewachsen ist, mein' ich — als Evastochter, verstehen Sie — wie ich als Weib fühle, denke, lebe. Kurz, so recht aus der Eva heraus!"

„Ich verstehe," erwiderte Hofer, da die ganze erregte Gestalt ihn zu fragen schien: verstehst du, was ich meine? „Und ich fühl' es auch; ich fühle schon lange wie Sie, daß in der Frauenbewegungsliteratur zu sehr das Persönliche, Originelle, Frauenhafte fehlt; sozusagen die Naturlaute des ewig Weiblichen. Wenn Sie dahin streben — wenn Sie das erreichen — dann gehn Sie einen neuen Weg!"

„Ach!" seufzte Selma. Sie sah in diesem Augenblick unendlich jung aus, unzufrieden, ungewiß, rührend melancholisch. „Ich will's versuchen. — Und jetzt will ich gehn. — Sie meinen es so gut, Herr Doktor. Jedes Wort tut gut. Mary hat so recht, daß sie über die

Freundschaft mit Ihnen so glücklich ist. Heut paß' ich aber nicht her! Gute Nacht!"

Sie gab beiden geschwind die Hand, nahm ihren Hut, ihren Schirm und ging.

Mary stand bei der Tür; Selma hatte ihr verwehrt, sie bis zur Treppe zu begleiten. „Sie ist nämlich nicht sehr glücklich," sagte sie wie zur Erklärung, inniges Mitgefühl in den schönen Augen. „Sie hat allerlei schweres gelebt — erlebt."

Hofer nickte: „Das sieht man wohl. — Man sieht aber auch ihr edles, vornehmes Wesen — und ihre ganz eigene, so wunderbar hervorleuchtende Jungfräulichkeit."

Tief nachdenklich blickte Mary vor sich hin. „Ja, die wird wohl nie heiraten. — — Ich auch nicht. — Für die Ehe hab' ich keinen Sinn!"

Hofers Augen ruhten auf ihr. „Auch für Liebe nicht?"

„Für Freundschaft," antwortete sie.

In ihren rein blauen Augen leuchtete etwas auf, das er vielleicht noch nie so gesehen hatte; eine Verklärung und Innigkeit des Gefühls, an der es keinen Zweifel gibt. Er staunte sie so lange an, bis sie fragte: „Was ist? — Was hab' ich gesagt?"

„Ich wunderte mich nur," entgegnete er.

„Über was?"

„Daß man in Neuyork solche Augen hat!"

„Ach, nun glauben Sie zu viel an mich. Das taten Sie schon neulich. Ich wäre aber sehr unglücklich, wenn Sie zu gut von mich denken. Solche Augen, sagen Sie.

Jetzt muß ich Ihnen sagen, was das Mädchen mit diesen Augen getan hat! Sie hatte eine Hundepeitsche —"

Mary erzählte ihm, vor ihm stehend, was mit dieser Peitsche geschehen war. Dann atmete sie tiefer auf. „Ich mußte es Ihnen sagen. Denken Sie nun noch so gut von mich?"

Hofer lächelte herzlich: „Besser. — Liebes Fräulein Mary —"

„Ach, sagen Sie nicht mehr Fräulein. Von Ihnen mag ich das nicht."

„Also liebe Mary. Was haben Sie denn getan? In Ihrer gerechten, tiefsten Empörung —"

„O, das war unweiblich, das war unschön; nicht?"

„Ich sage da, was ich vorhin zu Fräulein Selma sagte, als wir von der Rostockerin sprachen: andre Zeiten! — Cornelia Goethe hätte es nicht getan; und auch Ihre Mutter nicht. In Ihnen arbeitet ein neuer Geist, der hat es getan! Wir sitzen ja alle am Strom der Zeit; der fließt nicht so vorbei, als ginge er uns nichts an: sein Dunst, sein unsichtbares Leben steigt zu uns herauf und dringt uns ins Blut. So hat er mich zu dem gemacht, der ich heute bin. So rührt sich in Ihnen — und in vielen andern — das beginnende Werden einer neuen Weiblichkeit, daß ich es so nenne; einer Weiblichkeit, die sich nicht mehr ducken oder dulden will, die wie der Mann frei sein will. Da wird sie denn wohl im höchsten Zorn auch zur Peitsche greifen. Und wenn sie dabei den Schmetterlingsstaub so wenig verliert wie Mary Evans, dann ist alles gut!"

Mary lächelte. „Nun wird's wunderbar! Sie loben mich wohl noch gar, weil ich das getan habe."

„Ich verdamm' es nicht. Das kann ich nicht."

„Und ich dachte und hoffte und fürchtete, Sie würden mich nun hassen."

„O Sie Kind. Was für ein Wort!"

„Hassen Sie mich wirklich nicht?" — Ein neckendes, spitzbübisches Lächeln trat in ihr Gesicht: „Jetzt seh' ich erst, wie Sie sind. Vielleicht wenn ich anständig und nett und dutiful wäre, würden Sie mich hassen! O, ich werde trachten, noch ein paar schlechte Eigenschaften anzueignen; — ist das richtig, das letzte Wort?"

„Gewiß."

„Damit ich Ihnen noch besser gefalle!"

„Das wird Ihnen nicht gelingen, Mary. Sie gefallen mir schon wundergut!"

„Wundergut," wiederholte sie vor sich hin. „Wie schön das klingt. — Aber wird das dauern? Ach, ich glaube nicht. Ich habe Sie so plötzlich kennen gelernt, ich fürchte, daß Sie mich plötzlich verloren gehn."

Hofer nahm ihre beiden Hände, hielt sie lange fest. „Plötzlich. Warum nicht, Mary? Die Natur, die freilich oft langsam ist, sie hat auch den Blitz. Bei der Liebe lassen wir es gelten, daß sie plötzlich aufblitzen und doch dauern kann; warum nicht bei der Freundschaft? Warum nicht bei der viel mehr? Sie hat ja bessere Augen als die blinde Liebe. Und die Züge, der Blick, die Stimme, zehn holde oder tiefe Worte sagen uns schon so viel von des andern Wert!

— Meinen besten Freund, den hatt' ich in der ersten Stunde. Als Sie beim Lorenz neben mir saßen — ich hatte Sie schon singen gehört und in Ihre Augen gesehn — und Sie diese Augen zu mir aufschlugen und sagten — — Wissen Sie noch, was Sie sagten, Mary?"

„Ich glaube, daß ich weiß, was Sie meinen. ‚Ihnen könnt' ich alles sagen.'"

„Ja, das meinte ich. Und in dem Augenblick war ich schon Ihr Freund! — — Aber wie steht's nun damit? Sie schauen mich so redlich und so herzlich an. Aber ob Sie mir alles sagen könnten? Alles, alles, Mary?"

Sie sann einige Augenblicke. „Ja," antwortete sie dann. „Das könnte ich. Und ich weiß auch schon: nirgends, nirgends werde ich einen Freund finden wie Sie. Und einiges, das weiß ich, werde ich nie aussprechen können außer mit diesen Mann."

Er drückte ihre Hände. „Liebe, teure Mary. Wollen wir echte, ganze, wahre Freunde sein?"

„Wenn Sie wollen, ja!"

Er beugte sich vor und küßte ihre Stirn. Sie nahm es wie einen Segen hin. „Ich will mir Ihre Freundschaft *verdienen*, wenn ich kann," sagte sie dann leise. — „Sie haben mir aber versprochen — wissen Sie das noch? Wenn ich Ihnen gesungen hatte, wollten Sie mir Goethe lesen. Ich hab' schlecht gesungen, aber ich *habe* doch. Halten Sie nun Wort?"

„Wenn ich Ihnen je nicht Wort halte, Mary, so nehmen Sie Ihre Jagdflinte — Sie jagen ja — und schießen Sie mich nieder! — Aber lassen Sie das Buch,

das brauch' ich nicht; von Goethes Gedichten hab' ich noch viel im Kopf, aus der Jugendzeit. Setzen Sie sich, machen Sie die Augen zu und seien Sie nur Ohr!"

Sie saß; er fing an. Er sprach Mignonlieder, Willkommen und Abschied, Auf dem See, Nachtgesang, Geistesgruß, das Lied an den Mond. Sie horchte, „nur Ohr," wie er verlangt hatte; aber die Augen schloß sie nicht. Es war ihr zu eigen, zu schön, diesen tönenden, so wunderbar lebendigen Mund, diese schwarzen Augen, die sich mehr und mehr verklärten, das ganze mitsprechende Gesicht zu sehen. Sie war wieder wie damals, bei Lorenz, in einem himmlischen Traum. Es kam ihr vor, wie wenn Goethe *selber* da säße und ihr seine Lieder spräche; oder wie wenn der Doktor Hofer, der da saß, sie alle selber dichtete, jetzt, in dem Augenblick.

Endlich stand sie auf und ging zu ihm; seit einer Weile hatte er aufgehört, in der Dämmerung, der hereinbrechenden Nacht hatten sie geschwiegen. „Ich komme aus dem Himmel," sagte sie. „Lieber, lieber Freund!"

„Gute Mary. Mit Goethe kann man wohl im Himmel sein."

„Wenn Sie ihn sprechen. — Ich danke Ihnen."

„Sie haben aber die Augen nicht zugemacht."

„Nein, ich wollte Sie sprechen sehn. Wenn Ihr Mund so — — Dieser edle Mund, der so herrlich das Schöne verkünden — so einen andern Menschen aus mir machen kann!"

Hofer stand auf und legte ihr die Hand auf die

Schulter. „Und könnten Sie diesem Mund was zu Liebe tun?“

„O wie gern!“

„Daß er Sie einmal küssen darf?“

„Auf die Stirn, wie vorhin.“

„Nein, Mund auf Mund. Einen Kuß der Freundschaft, Mary.“

Sie hielt ihm die Lippen hin. Er küßte sie. Er blickte sie dankbar an. „Nun laß mich aber nicht mehr Sie zu dir sagen; wahre Freunde, wie wir nun sind, die nennen sich du. Wir sind es und wir werden's sein! — Ich denke schon seit Jahren wie du: Freundschaft ist das beste; kein funkelnder Brillant wie die Liebe, kein Rubin wie die Hochzeit, aber echtes Gold. Ich war einmal verheiratet — schon in jungen Jahren. Nicht so schön, wie ich mir's geträumt hatte, aber viel Holdes, Gutes; bereut hab' ich's nicht. Auch gefördert hat's mich. Sie starb dann jung. Und seitdem — nein, nicht wieder! Es fordert zu viel, es gibt nicht so viel. Aber liebende Freundschaft — so, wie zwischen dir und mir! so, wie heut!“

„Ja,“ sagte sie mit wenig Stimme, „und weiter nicht. Mehr nicht.“

„Nein, du Gute, mit den innigsten Augen. Mehr nicht. — Und nun wird es Nacht! Auch so ein längster Tag, um Johannis, er geht doch zu Ende. So geh' ich denn auch! Freundin, gute Nacht!“

Die Uhr auf dem Spiegelkasten schlug zehn. Er ging.

* * *

Um dieselbe Zeit saß und wanderte und stand Selma allein in ihrem Zimmer; es dunkelte stark, denn wenn sich die Regenwolken auch verzogen hatten, der Grunewald finsterte herein. Sie zündete keine Lampe an, sie haßte jetzt das Licht; „ich hasse mich selbst!“ sprach sie vor sich hin. Sie schlug auf ihre Brust, auf ihr Herz; wie weich, wie schwach war es noch! wie wenig der „Gewaltigen“, der Rostocker Bürgerin gleich von 1404! Dieser Edmund Pinelli, der „Büßer“, an den sie nicht glaubte, doch noch immer nicht ganz besiegt; immer regte sich noch einer in diesem oder jenem Herzenswinkel, der an ihn glaubte, der für ihn sprach. Noch nie hatte sie so gefühlt wie jetzt, wie zusammengesetzt wir sind, aus wie vielen Verschiedenen; und mit wie mancherlei Stimmen sie reden — die eine sagte: Mitleid! Mitleid! die andre: Vergeben! die dritte: Glauben! nicht mißtrauen! und die vierte: Hoffen! Die sprachen diesen Abend alle so laut ... Die Tür zu ihrer Terrasse war offen, sie trat hinaus. An die Brüstung gelehnt starrte sie in die Waldesnacht. Die ganze Welt schien totenstill; nur daß ein leises Windesrauschen durch die Tannen ging, wie ein Atmen, Seufzen. Selma horchte; ja, es schien ein Rhythmus darin zu sein, wie in unserm Atmen; eine sanfte, heimliche Musik — melancholisch wie ihr verstörtes Herz. Indem sie diesen Rhythmus der träumenden Natur belauschte, erwachten Verse in ihr; Verse — wie lange schon nicht mehr! Vor Jahren, im ersten Seelenfrühling, hatte sie so gern und so viel gedichtet; dann auch ernstlich gelernt, wie man's

macht, wie man Verse aller Arten formt; denn halb wollte sie nichts tun, wie die Dilettanten nicht! Dann war aber das heilige Streben über sie gekommen, mitzuwirken, zu helfen, am „sausenden Webstuhl der Zeit" zu sitzen, ein würdiges Kind ihres sich befreienden Geschlechts. Da hatte sie das tändelnde Dichten verlernt; feste, markige Prosa schreiben! Lessing! Luther! Für die große Sache!

„Ich sehne mich nach tiefstem Haß auf ihn —"

Da kamen sie, die Verse, als wehte sie der seufzende Wind aus dem Wald heran. Ihr war so weh und so wirr zu Mut. Wie oft hatte sie schon gedacht: es gibt keinen Edmund mehr! ich bin frei wie je! Und nun lag er ihr wie ein Alb auf der Brust. Aus dem nachtschwarzen Tannicht kroch ein verrückter Traum hervor und zu ihr hinauf: als wäre ihr Haus von Edmund umringt — als wär' er der Wald — ein Ungeheuer, eine Gewalt, ein Naturelement — etwas Unüberwindliches. Als werde er auf die Terrasse kommen, um ihr Ich zu saugen, zu trinken, wie die Nacht den Tag ...

Sie floh vor diesem schaurigen Unsinn wieder zu den Versen; da war doch wenigstens Sinn und Verstand!

„Ich sehne mich nach tiefstem Haß auf ihn —"

Eine Lust des Formens kam über sie, wie in alten Zeiten. Eine schmerzliche Wollust war's, den Pfeil in ihrer Brust herumzudrehn, ihr stolzes Herz recht hinabzuquälen:

„Ich sehne mich nach tiefstem Haß auf ihn;
Ich sehne mich, den bösen Haß zu hassen.
Ich sehne mich, was er mir angetan,
Das ewig Unbegreifliche zu fassen.
Ich sehne mich nach Wahrheit und nach Wahn,
Ich sehn' mich, aller Sehnsucht zu entfliehn,
Und ach! von ihr allein kann ich nicht lassen."

Um Gotteswillen! dachte sie entsetzt, wonach sehn' ich mich? Wie kommt mir der Vers? Ist der nicht nur Dichtermusik — oder die Seligkeit, sich wehzutun? — Es überschauerte sie; es fröstelte sie; aus dem Wald, aus der noch feuchten Nacht kam auch wirklich Kühle und kroch ihr, wie vorhin der Traum, ans Herz. Mich friert, dachte sie, daher all das wehleidige, feige Zeug! Sie ging in ihr warmes Zimmer zurück; sie schloß die Terrassentür. Sie zündete sich eine Kerze an, um sich zu entkleiden; ja, zu Bett und schlafen!

Endlich lag sie unter ihrer Decke da. Das Licht war gelöscht, die Augen zu. Versinken und vergessen! — Es waren aber zwei in ihr, die ließen ihr keine Ruhe, wollten keine Ruhe; zwei „Gewaltige", wie sie nun fühlte, dachte: ihre Scham, ihr Stolz. Die rissen ihr die Augen auf. So im Schlaf vergehn? Nach so einem elenden Herzensseufzer, so einem Verzagungsgedicht in die „Baba?"

Nein! Erst ein andres Lied! „Selma Behrend, wach auf!" sagte sie laut. „Selma Behrend, die nach Freiheit ringt! die wie die Märtyrerin von Rostock fühlt!"

„O laßt mich nicht beiseite stehn,
Ihr Kämpfer auf der Menschheit Höhn —"

Ja, da kam's. Sie war erwacht. Aus der sich befreienden Brust, aus der feierlichen Stille der Nacht kamen die Verse:

„O laßt mich nicht beiseite stehn,
Ihr Kämpfer auf der Menschheit Höhn,
Um die des Schicksals Kugeln fliegen.
Ich bin kein Mann, doch männlich fühlt mein Herz;
Schande fürcht' ich, nicht Sturm noch Schmerz,
Ich will mit euch kämpfen und siegen!

Die Träne, die mein Auge weint,
Den Armen, den Knechten ist sie gemeint,
Nicht ob ich selber mag verderben.
Fordert die Freiheit Opferblut?
Ich habe Mut, Feuer und Wut,
Ich will mit euch fallen und sterben.

Ein Panzer liegt um meine Brust,
Der heißt: frei sein, o höchste Lust!
Was fürcht' ich Leid und Gefahren?
Eisen mein Herz! Stahl mein Gebein!
Feuer mein Blut! Und muß es sein,
Will ich zur Hölle fahren!" — —

Es war da, das Gedicht. Selma Behrends Schlachtgesang. Sie wiederholte sich's laut; als sie zu den letzten Versen kam, jauchzte etwas in ihr. Sie war wieder jung; wild jung; und auf ewig jung ...

Sie stand auf, machte Licht, nahm ein Blatt und schrieb die drei Strophen auf. Dann blies sie gegen das Licht, es erlosch. Sie sprang ins Bett. „So, nun kann ich schlafen!"

Viertes Buch

Renate und Josephine lagen in ihren Zwillingsbetten; es war die letzte Juninacht. Sie konnten nicht schlafen, beide nicht. Renate öffnete die heißen, überwachten Augen; das Zimmer war so hell, der noch zunehmende Mond schien so golden, so frech herein. Sie mochte sich nicht rühren, sie zögerte, endlich stand sie auf und zog die Vorhänge zu; es ward wohltuende Dämmerung. Sie legte sich wieder hin. So, nun wird man schlafen!

Eine Weile lagen sie still. Dann wälzte Josephine sich hin und her; „zu stickig!" hauchte sie. Mit einem raschen Entschluß war sie aus dem Bett — Renate schläft wohl schon! dachte sie — und zog die schweren, luftabsperrenden Vorhänge wieder zurück. Durch die offenen Fenster kam nun wieder das leise Windchen, das ein wenig kühlte. Freilich kam auch wieder der helle Mond. Aber man macht ja die Augen zu. . . .

Sie lagen wieder Bett an Bett. — Hab' i ch eben geseufzt, dachte die halbverträumte Renate, oder war's J o s e p h i n e? — Sie horchte. Ja, es wurde nebenan geseufzt. Doch als wäre das ansteckend, kam

nun auch ein leiser, langer Seufzer aus Renatens Brust. Ach Gott! dachte sie. Wie anders ist das diese Nacht damals, in meinem Zimmer, als wir uns lachend die Arme fielen! Und vorher — denselben Tag — als wir so lustig Beifall klatschten, weil Edmund Pinelli unsern Bund so schön vor den Geschworenen verteidigt hatte! — Sie seufzte noch einmal; aus Vorsicht in ihre Decke hinein.

Josephine hatte es aber doch gehört. „Warum?" fragte sie mit matter Stimme.

„Hab' ich geseufzt?" fragte Renate zurück.

„Ja."

„Na, du auch, vorhin."

Sie sagten beide eine Weile kein Wort. Endlich hielt Josephine es nicht mehr aus. „Gott im hohen Himmel! Wir seufzen beide und keine gesteht der andern, warum. Ist das unsre Aufrichtigkeit? Wir, die wir uns immer alles, alles sagen?"

Renate faßte sich ein Herz und fing an: „Wir sind wohl alle beide verrückt."

„Wieso?"

„Wir sind wohl in diesen Rechtsanwalt wie zwei kleine Mädchen verliebt!"

„O Gott!" flüsterte Josephine. Lauter mochte sie von dieser entsetzlichen Sache noch nicht sprechen. Sie, die der Ehe so glücklich entkommen war, und der Liebe auch; für immer und ewig! hatte sie gedacht. Und nun, wie Renate sagte, wie zwei kleine Mädchen — —

„Ist es zum Weinen oder nicht?" kam es wieder von Renatens Bett.

Josephine seufzte, nun ganz aufrichtig. „Unser idealer, beneideter Bund!"

„In dem wir so himmlisch glücklich waren."

„So frei!"

„Wie zwei Engel!"

„Den er so schön verteidigte!"

„Ja — und hat ihn zerstört!"

Josephine bebte. „Nein, nein, nein — sag das nicht. Wie kannst du das sagen? Zerstört? — Er mußte nun aber auch alle Tage kommen! Oder doch fast jeden Tag. Immer, immer wieder —"

„Und wer hat sich darüber gefreut?" rief Renate. „Du nicht?"

„Ach ja. Alle beide. Er war oft so herzig, so lieb! — Aber sag nicht das schreckliche Wort: zerstört. Das ist ja unmöglich! Das kann kein Mensch! Nein, das wollen wir nicht, das dulden wir nicht; — lieber will ich sterben!"

„Ich auch. — Wir müssen was dagegen tun, Fine; uns wehren wie zwei Löwinnen."

„Aber was denn tun?"

„Ich weiß es noch nicht."

„Ich auch nicht. — Einstweilen schlafen; das Wachen macht ja ganz verrückt."

Renate seufzte: „Ich kann nicht. Der Mond!"

„Ach verzeih," sagte Josephine weich, zerknirscht. Sie stand auf und zog die Vorhänge wieder zu; wenn's auch stickig ist! dachte sie. Dann kam sie zu Renate ans Bett, kniete auf den Teppich nieder, legte ihre Hände auf den Bettrand. „Ach, Renate!"

Renate nahm Josephinens Hand und drückte sie; legte ihre eigne Hand auf Josephinens weiches Haar. „Ja, ja. — Laß uns siegen, du! Wie können wir diesen Mann —"

„Alle beide!"

„Wir sind verrückt!"

„Ja, was ist denn so viel an ihm?" fragte Josephine; ihr wuchs der Mut. Ein unbestimmtes, herzhaftes, schiebendes Gefühl: ihn einander verekeln! fuhr ihr durch den Kopf. „Seine Eitelkeit. Seine Siegerblicke! Denn das kannst du nicht leugnen, er —"

„Ach, ich leugne ja nichts," unterbrach Renate. „Ein Don Juan! Ein Egoist. Über Leichen geht er!"

Josephine nickte eifrig. — „Und zuweilen so wunderlich."

„Ja, als verlör' er den Verstand!"

„Und — und er hat so viel," seufzte Josephine.

„Ja, das hat er. Zu viel!"

„Zu wenig Herz, meinst du."

„Ach ja!"

Josephine sann darüber nach; sie nickte; dann schüttelte sie aber doch den Kopf. „Aber vorgestern, weißt du: wie lieb war er zu unsrer kleinen Freundin, dem Evchen, als die mit uns aß."

„Ja — da war er himmlisch."

„Und wenn er gegen die Kommerzienräte und gegen die großen, schnöden Arbeitgeber losbricht; wenn er ein ‚Herzenssozialist' wird, wie er neulich sagte —"

Renate nickte, halb widerwillig. „Und wie ritterlich ist er gegen dich."

„Gegen dich etwa nicht?"

„Ach ja. Gegen b e i d e."

„Ach ja. Ein unausstehlich reizender Mensch!"

Sie seufzten wieder.

Sie lagen still.

Gott, o Gott, wie stickig! dachte Josephine. Sie sagte aber lange nichts. Endlich warf sie doch hin: „Ach, der Mond schien so gut herein."

Jetzt stand R e n a t e auf — sie sagte kein Wort — und zog die Vorhänge wieder zurück. Dann glitt sie in ihr Bett.

Josephine suchte Renatens Hand; nach einer Weile fand sie eine und drückte sie dankbar. Sprechen mochten sie beide nicht.

Der Tag kam; sie schliefen ein.

* * *

Lorenz kehrte am nächsten Abend von allerlei Geschäften etwas später als gewöhnlich heim; zwei warteten schon sehr auf ihn, das Nachtessen und Schwester Riekchen; die Schwester hatte ein auffallend wichtiges Gesicht. Es gehörte aber zu ihren (nicht wenigen) Grundsätzen: erst läßt man den Menschen essen, dann sagt man ihm, was einen drückt! So hielt sie es auch heut; sie erlaubte sich nur (wie gewöhnlich), dem Gesicht seinen bedeutenden Ausdruck zu lassen, mit Nachdruck zu schweigen, ganz unerhebliche Fragen zu tun, und sich dann und wann durch ein kleines vorläufiges Räuspern zu entladen. Lorenz überstand dies alles mit seiner vielgeübten Tapferkeit; er aß gut, aber mit

einer leichten, nicht unangenehmen Spannung: was sie heut wohl hat? — Als er bei der Zigarre angekommen war, lächelte sie mütterlich vergnügt: es hatte ihm geschmeckt. Dann lehnte sie sich im Schaukelstuhl zurück: „Du, ich muß dir was sagen."

„Das weiß ich," antwortete er. „Gib's von dir!"

„Ach, was du wohl weißt. Du weißt gar nichts. Ich war nämlich heut bei den beiden, bei Josephine und Renate; du, da ist der Teufel los! — Ich hab's aber schon gedacht!"

„Ich auch."

„Ach, was du dir wohl gedacht hast. Es ist nämlich eine ernste Geschichte; sonst sagte ich ja auch kein Wort! Also Frau Josephine, die malte; und Renate — die wohl immer etwas schneidiger ist; sie hat ja auch fidelere Augen — sie winkte mir so und nahm mich mit in ihr Zimmer. Und da kriegte sie's denn mit dem grauen Elend und alles kam heraus! Daß sie — daß dieser Edmund Pinelli — ich soll es zu keinem Menschen weitersagen —"

„Und darum sagst du's mir, Riekchen."

„Ach du — du mußt es ja wissen; hör' nur zu! Dieser Edmund Pinelli also — — ich hab' es ja kommen sehn! Wie die Männer sind! Seit Selma Behrend nichts mehr von ihm wissen will, hat er seine Augen auf die beiden lieben, guten Mädchen geworfen — und hat ihnen ja wohl allmählich den Kopf verdreht — denn das kann er ja. Er kommt fast jeden Tag, sagt Renate. Und sie sind so unglücklich, sagt sie; denn wie war es schön zwischen ihnen beiden, und nun haben

sie die Unbefangenheit verloren, jede horcht, wie's wohl mit der andern steht; keine weiß, wie es werden soll. Sie denken sich hundert Sachen aus: ihm einen diplomatischen Brief schreiben — ihm das Haus verbieten —"

„Wie können sie das!" rief Lorenz aus.

„Nein, das können sie nicht. Das sehn sie auch ein. Aber sie wissen sich keinen Rat. Es ist wirklich lächerlich, komisch, sagt Renate; dabei kamen ihr aber Tränen in die Augen. Ich dachte: ich versteh' schon; ihr wollt ihn loswerden und ihr könnt es nicht! Ihr habt eure Gefahr nicht gekannt, weil ihr dumme, unschuldige Dinger seid. Nun seid ihr wie Fische im Netz und zappelt!"

„Ja, du kluges Riekchen, so wird's wohl sein. Aber was soll man da tun?"

Riekchen richtete sich auf, daß der Schaukelstuhl ins Pendeln kam. „Du, du mußt was tun. Du mußt helfen, Bruder!"

Helfen. Lorenz hörte das Wort und es nickte auch schon jemand in ihm dazu; es schüttelte ihn fast. Es fing auch schon ein unbestimmtes Denken und Sinnen an. Das wollte er sich aber nicht merken lassen; nie! Wozu? — Sich den Kopf krauend (das tat er in solchen Fällen oft) und recht hilflos lächelnd erwiderte er, ohne die Schwester anzusehn: „Ja, was kann ich dabei tun?"

„Ach, du kannst bei allem was!"

„Ach du lieber Gott. Wie oft hab' ich mir die Finger verbrannt!" — Lorenz dachte an Selma und

Wally, an Henriette, die Braut seiner Jugend — und an allerlei. Der Vorbeihelfer! dachte er. Es lachte aber schon jemand in ihm über dieses Wort. Helfen! sagte jemand. Ihm war auch plötzlich, als wüßt' er schon, wie. Himmeldonnerwetter, ja, das muß gehn! — Er zog aber wie einen Schleier ein langsames, langes Lächeln über sein viereckiges Gesicht. „Nein, nein, nein, das rühr' ich nicht an. Mir fällt aber eben ein, ich muß noch — — Du, Riekchen, wo ist mein Hut?"

„Kind, der hängt ja draußen. Was willst du?"

„Noch einen Gang machen." Er legte die Zigarre weg.

„Ja, willst du denn nicht erst zu Ende rauchen?"

„Nein, ich mag nicht mehr."

Er lächelte schon wieder; es war eigentlich ein schönes Lächeln. Riekchen nannte es aber bei sich sein Schurkenlächeln; sie kannte es schon lange. „Aha!" sagte sie. „Wenn du so davonrennst, dann hast du allemal was im Sinn!"

„Und so kluge Kinder wie du, die leben nicht lange."

„Ach so sag' doch. Was willst du?"

„Riekchen, wenn ich wiederkomme. — So'n schöner Abend! Adieu!"

Draußen am Humboldthafen standen offene Droschken, Taxameter; Lorenz sprang in eine hinein und fuhr zur Augsburger Straße, in der späten, langsamen Dämmerung, durch die laue Luft. Er kam in die Wohnung im Gartenhaus; Josephine und Renate saßen jede in ihrem Zimmer, Renate schrieb einen Aufsatz

mit Illustrationen für ein Berliner Blatt, Josephine schrieb einen Brief. Das hab' ich auch noch nie gesehn, dachte Lorenz, daß sie so getrennt sitzen; sonst immer bei einer Lampe an einem Tisch! Er nahm nach der ersten Begrüßung Renatens Arm und führte sie zu der Malerin; dann knickte er vor beiden zusammen und bat um Entschuldigung wegen der späten Stunde und der unmanierlichen Störung. „Mir ist aber bei dem schönen Wetter plötzlich ein schöner Gedanke gekommen; und damit ihm nichts verloren geht, bin ich jählings herkutschiert!"

„Was ist denn das für ein schöner Gedanke?" fragte Josephine.

„Eine Gebirgsreise — wir drei! — Heut der erste Juli; und der Himmel blau! Und neulich sprachen wir ja davon; Sie hatten die schönste Reiselust; es fehlte nur das kleine Geld. Ich hab' jetzt grade umgekehrt zu viel davon. Und wenn ich mit zwei so lieben Gästen reisen dürfte, das wär' ja das Himmelreich! Sie wollten gern ins bayrische Gebirg, wissen Sie noch? Kochelsee, Walchensee, Partenkirchen, Eibsee, Baderse und so weiter. Das hab' ich mir auch schon lange gewünscht!"

Er rieb sich die Hände.

Die beiden sahen einander an. Edmund Pinelli! dachte Renate. Josephine dachte: von Edmund weg?

Lorenz sah die beiden an und dachte: Was ihr euch jetzt denkt, das weiß ich. Aber das will ich ja grade: weg! Aus den Augen, aus dem Sinn. Das hat sich doch schon oft bewährt!

„Sie machen einen ja ganz närrisch," sagte Renate endlich. „Wann wollten Sie denn —?"

„Ja, wann denn?" fragte Josephine.

„Morgen abend!" antwortete Lorenz gemütlich, als verstünde sich das von selbst. „Allerschönste Reisezeit, mit den längsten Tagen! Übermorgen vormittag in München; gleich weiter, wenn's beliebt; Mittagessen am Kochelsee. Ich bin oft gereist, aber noch nie mit so lieben Gästen! Sie wollen mich nicht unglücklich machen, das weiß ich. Wer nein sagt, der ist nicht mein Freund. Aber die Welt wird sehn, daß ich Freunde habe!"

Renatens und Josephinens Augen hatten sich stumm gefragt und geantwortet; sie hatten nun beide denselben Glanz, und wohl auch dasselbe Feuchte darin. Die kleine, zierliche Renate stellte sich vor den großen Lorenz hin. Sie schaute ihm in das gute Gesicht.

„Na?" fragte er.

„Erlauben Sie, Herr Lorenz, daß ich Sie umarme?"

Er machte die Arme weit auseinander. Er strahlte.

„Gott," sagte Renate, „wie rührend bietet er mir seine breite Brust!"

Sie umarmte und küßte ihn. Er küßte sie auch und dankte Gott.

Als er sich wieder allein und verlassen fühlte, stand Josephine vor ihm. „Erlauben Sie, Herr Lorenz, daß ich Ihnen Renatens Umarmung wieder abnehme?"

Er sträubte sich nicht. Es ward fast noch lieblicher. So weit, dachte er, ist ja Helfen eine schöne Sache!

Dann sah er, wie sich die beiden Huldinnen gegen-

überstanden. „Josephine!“ „Renate!“ hörte er, weiter nichts. Er sah aber, wie sie sich in die Arme fielen.

* * *

Die erste Reisewoche war vorüber; vier Tage wohnten Lorenz und seine Gäste schon beim „Fischer“ am Walchensee. Sie hatten da unten im Vorland den Kochelsee halb umwandert, befahren, waren im Autoomnibus auf der wunderbaren neuen Straße heraufkutschiert, hatten all die schönen Wege am Walchensee gemacht. Nach einem starken Gewitterregen war wieder herrliches Wetter; die drei standen auf dem Balkon der beiden Damen, über der langen Speiseterrasse, und träumten auf den See hinaus. Er blaute so ernst, so tief; die Waldberge, die seine weite Fläche umrahmten, sonnten ihr schwärzliches Grün so schön; und das mächtige Karwendelgebirge stieg mit seinen Zinnen und Kuppen wie eine geheimnisschützende Felsenmauer hinter den Waldbergen auf. Josephine, die dieses Bild in Gedanken malte, deutete mit ihrem kleinen Zeigefinger hin: „Was das Gebirg für Farben hat. Wie sagte doch Kleist? Zum Erschießen schön!“

„Ja, ja, ja,“ entgegnete Lorenz; „aber wenn man die ganze Pracht sehen will — auch das Wettersteingebirge da rechts — dann setzt sich der kluge Mensch in ein Boot und rudert hinaus. Das hab' ich heute früh getan, als die Damen noch Toilette machten. So weiter im See — ich sage Ihnen! Da wird einem anders. Da fallen einem die ältesten Sachen ein; mir wurde wahrhaftig so andächtig zu Mut, wie in

meiner Knabenzeit. Gondeln liegen da ja genug; in der Ecke beim ‚Jäger‘ und hier beim ‚Fischer‘. Ich rudere Sie; wenn nicht die Damen —“

Renate hob einen Finger drollig in die Höhe, als würde in der Schule gefragt, wer es weiß: „Ich will rudern! ich!“

„Dann steuere ich!“ rief Josephine.

„Und ich,“ sagte Lorenz, „lasse mich über Bord ins Wasser fallen. Dann hat jeder das Seine zu tun!“

Sie nahmen ihre Hüte und gingen; nach ein paar Minuten saßen sie im Boot. Sie fuhren gleich der Mitte zu; Renate ruderte kräftig und kunstgerecht; „wie ein Mann,“ sagte Lorenz. Renate rümpfte die Lippen: „Ja, so sagt ihr immer. Als wäre das eine hohe Ehre für uns. Aber der Tag wird doch wohl endlich auch mal kommen, wo man sagen wird: sie rudert wie eine richtige Frau!“

Lorenz’ gemütlicher Baß lachte auf. Er ließ die Damen rudern und steuern und genoß sein Leben, bis sich das ganze Bild der Hochgebirgsketten vor ihnen ausgebreitet hatte; dann rief er endlich: „Bitte, halt! Die Waffen nieder!“ Renate hörte auf zu rudern, legte die Arme ineinander und sog wie Josephine die Welt mit den Augen ein. Man sah nun erst ganz, wie der schöne See von stolzen Bergen umringt war; gegen die Ebene zu überragten ihn der Jochberg und der Herzogsstand, an den sich der Heimgarten schloß. Nach Süden hatten sich wie Heere die gewaltigen Felsenmassen vorgelagert, die bei dem höchsten Gipfel, der Zugspitz, enden. So eingekesselt lag der tiefblaue,

fast unbewegte Wasserspiegel in erhabenem Frieden, in noch immer wenig gestörter Einsamkeit da; denn nur dann und wann erglänzte ein fernes Haus im Sonnenlicht oder schimmerte ein Kapellchen her. Die beiden Hotels hinter ihnen erinnerten freilich an die große Welt, an die neue Zeit. Aber noch rauschte kein Dampfer über das weite Rund oder an den schön bebaumten Uferstraßen hin; nur ein paar bunte Gondeln schwammen vom Dorf Walchensee her oder aus dem Seewinkel von Sachenbach zurück.

Ja, schaut nur, ihr lieben Herzchen! dachte Lorenz und betrachtete die Beschauerinnen, mit dem Helferblick. Sie gefielen ihm; bis jetzt ging's ja gut! Etwas blaß, nervös, unausgeschlafen waren sie alle beide gewesen, als es auf die Reise ging; nun hatten sie schon wieder was Blumiges, wie Röslein in der Sonne. Sie schienen ja auch gottvergnügt; konnten prächtig lachen, hatten Lust zu allem; rührend bescheiden, rührend dankbar. Kurz, wenn's so bleibt, dachte er — noch etwas bange — dann gewinnen wir wohl das Spiel! — Vom westlichen Ufer her erklangen auf einmal Trompetentöne, der Anfang einer Melodie; alle drei horchten auf. Die Töne wiederholten sich bald; sie kamen lieblich über das Wasser herüber, in der weichen Stille. „Was ist das?" fragte Renate, die eben an Edmund Pinellis Geigenspiel gedacht hatte.

Josephine hatte schärfere Augen; „ach!" sagte sie. „Das ist ein Automobil, auf dem Uferweg!"

Lorenz nickte: „Richtig! Ein lustig buntes Auto; das von Dorf Walchensee nach unserm Urfeld und wohl

nach Kochel hinunterfährt. — Ja, die neue Zeit! Dies war einmal ganz ein andrer See; wirklich einsam, still. Da, wo jetzt die sogenannten Hotels ‚zum Fischer‘ und ‚zum Jäger‘ stehn — wissen Sie, warum die ihre Namen haben? Weil da früher wirklich nur ein Fischer und ein Jäger wohnten; sonst in diesem ganzen Winkel kein Mensch. Jetzt krabbeln da die Hunderte von mehr oder weniger liebenswürdigen Fremden aus halb Europa herum!“

„Ein Fischer und ein Jäger,“ sprach Josephine, die Malerin, vor sich hin; sie stellte sich deren Häuschen vor, und die barfußen Kinder, die im Uferwasser wateten. „Ach, da war's hier schöner!“

Lorenz lächelte: „Man konnte aber nicht zu Mittag und zu Abend essen, und hatte keinen Balkon.“

Josephine warf einen dankbaren Blick auf den Reisemarschall: „Ach ja, unser Balkon ist lieb! — Aber Renate, weißt du noch? Als wir die drei Tage auf Rügen bei den Fischern und Jägern —“

„Na, und ob!“ rief Renate. „Das war famos!“

„Das war nämlich so: wir nahmen uns einmal vor, so drauf los zu wandern wie Handwerksbursche, wo es keine sogenannte Kultur, keine Gasthäuser, keine Fremden gibt! Und auf der Insel Rügen, aber im unbekannten Westen, marschierten wir eines frühen Morgens in die Welt hinein. Wir wußten von nichts, hatten keine Landkarte, keinen Bädeker; ein Ränzlein auf dem Rücken und ein bißchen Geld, sonst nichts. Manchmal kam ein Dorf, manchmal ein Wald, irgendwo ein Jäger drin; dann eine Bucht oder ein Bodden —

die haben sie da ja überall — wo ein armer Fischer wohnte wie in den alten Märchen. Sie staunten uns alle an — natürlich —"

„Wie Bären oder Affen," warf Renate dazwischen.

„Aber keiner tat uns was," fuhr Josephine fort.

„Ja, und keiner n a h m uns was," setzte Renate hinzu.

„Nein, wir konnten unser Geld nicht loswerden —"

„Als wir wieder nach Hause kamen, hatten wir beinahe mehr Geld als vorher!"

„O Gott, Renate, du übertreibst. — Aber das ist wahr: märchenhaft billig haben wir gelebt!"

Renate lächelte: „Und Josephine, die nie übertreibt, sagte jeden Augenblick: du, das wär' ein Bild! — Du, guck diese kleinen Bengel an; wenn ich die jetzt abpinseln könnte. — Du, dies ist doch ein prachtvoller malerischer Dreck!"

„Kurz, es war eine wunderschöne Reise," sagte Josephine.

„Ja, und unser Evchen — als wir wieder nach Berlin kamen —"

„Und ihr die ganze Reise erzählten —"

„Die setzte sich dann hin und machte ein ganzes Buch darüber; das heißt, wissen Sie, ein Bilderbuch. Und wenn wir das anschauen —"

„Sie hat es uns geschenkt —"

„Dann machen wir die ganze Reise noch einmal; — es ist so ein rührendes Buch!"

Die beiden Freundinnen wurden still. Sie ließen wieder die Augen wandern, auf dem See herum. Sie

versanken dann allmählich in sich, eine wie die andre. Die lieben Gesichter wurden ernst, wehmütig; oder was? Endlich seufzte Josephine — und Renate folgte.

Holla! dachte Lorenz, dem das Herz plötzlich stillstand. Ist das doch wieder Edmund Pinelli? Soll das Heimweh heißen? — Helf' ich wieder einmal vorbei?

Er sah sie forschend an, alle beide. Er rückte auf der Bank. „Was ist Ihnen?" fragte Renate endlich. „Warum machen Sie so furchtbar finstere Augenbrauen?"

„Tu' ich das?" fragte er.

„Ja. Und wie. — Ist Ihnen was an uns nicht recht?"

Seine große, rötliche Hand wehrte ab: „Was sollte mir nicht recht sein? — O nein. — Nein. Ich dachte nur —"

„Ach," sagte Josephine jetzt und ward reizend rot, „er hat uns seufzen gehört! — Ach, nicht wahr, lieber, guter Freund, ich hab' recht. Sie denken nun vielleicht —"

Er wehrte wieder ab: „Ich? Was sollt' ich denken?"

„Daß wir ein paar undankbare Frauenzimmer sind — die in so 'ner schönen Stunde, auf so 'nem göttlichen See nach was anderm seufzen. Es war auch schauderhaft dumm von uns; hab' ich recht, Renate?"

„Na ja, gewiß, du hast recht. Es war — reichlich kindlich! — Ich glaub', du hast dasselbe gedacht wie ich. Da wir grade von —"

„Ja freilich. Davon kam es. Lieber Freund, verzeihen Sie. Mir fuhr durch meinen dummen Kopf,

als ich so herumsah: es ist hier für uns allein zu schön!"

Lorenz verstand kein Wort. Er stammelte beinahe, denn ihm war unheimlich zu Mut: „Ja — erlauben Sie. Wer fehlt denn noch?"

„Unser Kind!"

„Was? — Sie haben ein Kind?"

„Ach, das wissen Sie ja; haben Sie's nicht bei uns gesehn? Evchen Traugott; unsre kleine, süße —"

Lorenz lächelte, wundervoll erleichtert; ihm war sogar, als müßt' er lachen. „Evchen Traugott? Nein. Bei Ihnen gesehn? Hatte noch nicht die Ehre. Die nennen Sie Ihr Kind?"

„Ja, wir beide," antwortete Renate; „unser Kind. Die Tochter unsrer Freundin Julie Traugott; das Ding ist uns so ans Herz gewachsen — wir sehen sie nur nicht oft genug. Sie ist sehr musikalisch, das süße Evchen; aber vor allem das Zeichentalent! Und besonders Tiere; und besonders Humoristisches. Alles, was wir ihr von unsrer Wanderung in Rügen erzählt haben, das phantasierte sie nach, aufs Papier! — Und als Josephine und ich heute morgen beim Aufstehn —"

„Evchens Photographie aus dem Koffer nahmen und —"

„Da gestanden wir's uns so nach und nach: die Sehnsucht nach dem Kind. Und darum kamen wir heut zum Frühstück so spät!"

Die Sehnsucht, die ist ja recht! ging dem Lorenz durch die befreite Brust. Ist ja eigentlich ein schönes Symptom. Die Sehnsucht nach Evchen Traugott

hurra! — Er schaute fast gerührt auf die Frauenzimmer, freute sich an ihnen; sie sahen etwas sentimental, aber lieblich aus. „Eine Photographie?“ sagte er dann. „Sie haben von der Kleinen, Süßen eine Photographie?“

„O ja,“ erwiderte Renate; „die reist immer mit uns.“

„Und jetzt hab' ich sie in der Tasche,“ sagte Josephine. „Das war vielleicht ein Unsinn: ist vielleicht mit an dem Seufzer schuld!“

Lorenz lachte vergnügt. „Ach, lassen Sie den Seufzer; — aber lassen Sie mich doch die Photographie einmal sehn. Wenn man von der Existenz dieses Wunderkindes noch keine Ahnung hatte!“ — Er glaubte es aber schon zu sehn, dieses heiß ersehnte Geschöpfchen; er machte sich schon ein Bild davon; das hatte er sich angewöhnt, wie so viele Leute. Und seit er einmal und dann noch einmal einen Menschen richtig geahnt hatte, zum Erstaunen richtig, hatte er nach Menschenart die Überzeugung gewonnen: ja, mein Vorgefühl täuscht mich nie! Evchen Traugott stand deutlich vor ihm: ein zehnjähriges, frühreifes Ding — etwas zart — ähnlich zierlich wie die Damen im Boot, denen sie so sehr gefiel. Blond, hellblond. Ernste blaue Augen . . .

„Da ist die Photographie,“ sagte Josephine; sie hatte das Bild aus der Tasche gezogen und hielt es ihm hin. Lorenz nahm es in die Hand; er starrte es eine Weile an. Dann blickte er zu Josephinen auf. „Das ist wohl eine Verwechslung. Sie gaben mir da ein andres Bild.“

„Nein, lieber Freund, das ist Evchen.“

„So groß ist doch kein zehnjähriges Mädchen! Das ist ja 'ne Riesin —"

„Na ja, sie ist groß; aber auch schon dreizehn Jahr, und nicht zehn."

„Nicht zehn? — Ich dachte, weil Sie sagten: ein Wunderkind —"

„Das haben wir nicht gesagt," fiel ihm Renate ins Wort. „Das haben Sie wohl nur so gedacht!"

Lorenz schüttelte die Photographie, die Stirn heftig runzelnd: „Aber dieses Riesenmädel ist ja auch nicht blond; und hat dunkle Augen."

„Freilich, braune Augen. Wir sprachen ja auch nicht von blond."

„Und das Ding hat ja keinen Ernst!" sagte er fast empört. „Ein lustiges, stubsnäsiges, kreuzfideles Gesicht!"

„Ja, lieber Freund, was haben Sie?" fragte Josephine verwundert. „Warum soll ein dreizehnjähriges Mädel nicht lustig sein? — Sie ist eine kleine Humoristin; das macht uns ja glücklich. Sie glauben ja nicht, wie viel Humor dieses Evchen hat. Wenn wir einmal etwas grau gestimmt sind und sie tritt in die Tür und macht irgend ein drolliges, putziges Gesicht — einen Spaß — das ist, als käme der Sonnenschein!"

Renate nickte: „Das ist sie auch. — So urfidel ist die Mutter nicht; hat aber auch einen guten Humor. Und wie die Mutter und das Kind miteinander leben... Wir vier. Wenn wir am Sonntag beisammen sind. Da sollten Sie uns einmal sehn! — Aber Evchen immer

voran — mit den Beinen und mit dem Humor. Die große Tierfreundin. Ein begabtes Kind."

„Unser Stolz!" setzte Josephine hinzu.

„Ja, und unser Glück!"

Lorenz nahm die Photographie wieder in die Hand. Er hatte sie im ersten Unmut auf die Bank gelegt; jetzt wurde ihm so weich, er griff nach ihr. Er beschaute sie, als hätte er jetzt ein paar andre Augen genommen. Ja, ein humoristisches Gesicht. Gute, kluge Guckerln. Da war nichts zu sagen. Angenehmer Ausdruck. Für dreizehn Jahre wohl nicht zu groß. — Also danach sehnte man sich!

„Ihr Glück, sagen Sie," sprach er auf das Bild hinunter. „Und ich hatte noch nie von dem Ding gehört!"

Josephine lächelte ein wenig: „Ach, wir dachten wohl, so ein Ding interessiert Sie nicht. Und Sie zogen uns immer in so interessante Dinge und Gespräche —"

„Und dahinein," sagte Renate, „paßte Evchen nicht!"

„Hm!" machte Lorenz. Dann sah er nach der Uhr. „Da haben wir's: es wird Zeit, daß wir heimfahren, zum Mittagessen. Anna, unsre Kellnerin, wollte uns die besten Plätze aufheben und die besten Gerichte. Soll i ch jetzt rudern, Fräulein Kapitän?"

Renate schüttelte den Kopf; sie hatte die Ruder schon wieder in den Händen. „Ich behalte mein Amt, wenn es Ihnen recht ist!"

„Und i ch bleibe Steuermann!" sagte Josephine.

„Wohl, wohl!" — Lorenz nahm wieder seine ausdrucksvolle Stellung als berufener und genießender Nichtstuer ein. So fuhren sie in den Winkel von Urfeld zurück, auf den „Fischer" zu. Sehnsucht haben sie! dachte er, seine linke Hand durch das wohlig kühle Wasser ziehend. Aber nach dem Kind. Hol' mich dieser und jener, da muß ich ja wohl das Kind auch noch kommen lassen!

* * *

„Die drei Urfidelen von Urfeld", wie Lorenz sie am letzten Abend bei ein paar Flaschen vom Besten getauft hatte, waren nun endlich auch oben auf dem Herzogsstand gewesen (ein paar Tage später); sie wanderten wieder herunter, auf dem schönen Weg, der zuweilen über Wiesen, zumeist durch die Wälder führt. Die Nachmittagssonne ging hinter ihnen her; sie blieben oft stehn und freuten sich, wie von unten zwischen den Bäumen der See heraufblaute; oder sie traten auf ein Wiesenfleckchen hinaus und die Freundinnen pflückten Alpenblumen, während Lorenz die Baumarten, die sich kreuzenden Wege, die herunterschauenden Felsformen studierte. Das ermüdete ihn aber bald, wie es schien; es belustigte ihn auch nicht mehr, die vielen Menschen kritisch zu betrachten, die hinauf oder herunter stiegen, keuchten oder sangen. Er fing an, zu treiben: „Wenn ich bitten darf, meine Hochverehrten — fünfzehnhundert Blumen auf einmal sind genug — wir sollten wieder weiter!" Oder: „Ja, der See da unten ist schön; unten wird er noch

viel schöner; und wenn wir nun wirklich weitergehn, kommen wir auch hin!"

„Was wollen Sie nur, Papachen?" fragte Renate endlich; sie hatte ihn gestern abend, bei dem guten Wein, dem sie selber gut war, „Papachen" getauft. „Zum Abendessen kommen wir ja auch ohne Trablaufen immer noch früh genug."

„Ja, wenn die Kellnerin, die Anna, nicht wäre!" sagte Josephine. „Die hebt immer die besten Sachen auf —"

Renate, mit tiefem Schelmenernst, stimmte zu: „Ja freilich. Und sie hat den guten Herrn Lorenz so viel gern, wie sie sagt —"

„Und so klug ist sie —"

„Und so hübsch; oder so sauber, wie die Bayern sagen."

„Und der Herr Lorenz sieht sie so gern!"

Der Herr Lorenz schmunzelte, Mund und Augen lachten; das Necken tat ihm so wohl, wie der Katze das Krauen; und daß die beiden vergnügt waren, streichelte sein Helferherz. Es eilte nun aber, daß sie hinunterkamen. ... „Das halt' ich nicht aus!" rief er und ging mit seinen größten Schritten davon. „So erbarmungslose Angriffe ertrag' ich nicht!" Er stürzte sich förmlich in den Wald hinein, den Weg hinunter.

Die Damen lachten und liefen ihm nach.

Auch so kamen sie schon fast zu spät: als sie, aus dem letzten Waldstück herausgetreten, den grasigen Abhang hinter dem Gasthaus zum Fischer hinunter wollten, blieben sie vor Überraschung fast erschrocken stehn. Wer

war denn das, da beim Hotel? der seinen Strohhut schwenkte und winkte? in einem weißen Kleid mit blauem Gürtel?

„Evchen Traugott!" rief Renate.

„Nein, es ist nicht möglich!" rief Josephine.

„Doch, es ist Evchen!"

„Hurra! Hurra!" schrie das Evchen.

Die beiden „Mütter" liefen hinunter; „bei Gott, unser Kind!" Die lange Eva lief ihnen entgegen und in ihre Arme. „Wie kommst du hierher?" fragten die beiden zwischen den Umhalsungen, immer durcheinander. „So ganz allein?" „Hat das der Herr Lorenz gemacht?" „O, das sieht ihm ähnlich!" „Und deine Mutter hat dich so reisen lassen?" „Und du bist es wirklich?"

„Ja, ich bin es ganz wirklich," antwortete die große Kleine. Dann rief sie wieder: „Hurra! Hurra! — Da kam neulich ein Brief an Mutti, der war eingeschrieben; und sie macht ihn auf und liest und liest und schüttelt den Kopf. Und dann wurde sie furchtbar komisch: ‚Was will denn der Mensch? Ich kenn' ihn ja nicht. Meine Tochter soll holterdipolter an den Walchensee. Du sollst an den Walchensee!' — Hurra, und ich bin nun wirklich am Walchensee. Hurra, hurra!"

Sie sprang wieder der Renate an den Hals, und dann Josephinen.

„Aber wie ist das alles so geschwind gekommen?" „Und was stand in dem Brief?" „Woher hast du das Reisegeld?" „Wie lange war Mama so komisch?"

„Seit wann bist du unterwegs?" „Sprich doch, Kind! Erzähle!"

Eva Traugott lachte und tanzte einmal um die beiden „Tanten" herum: sie waren ihr so spaßig. „O Gott, in dem Brief stand viel," sagte sie dann ernsthaft; „lauter gute Sachen. Es würde sich nach mir gesehnt, stand darin; und ich müßte kommen; und es wäre auch für einen guten Zweck. Und er wäre auch noch nie bestraft, und überhaupt ein Ehrenmann; wahrhaftig, das stand alles drin! Und ein Hundertmarkschein lag dabei, in Seidenpapier; und die Reisezeit und der Weg und alles war genau beschrieben, bis hier; daß Mutti zuletzt sagte: damit reist auch eine alte Kuh bis zum Walchensee! Der unbestrafte Herr hatte aber auch noch geschrieben, das hab' ich unterwegs auswendig gelernt: ‚Ein so gottgesegnet begabtes Fräulein von dreizehn Jahren wird ihren Weg schon allein vollenden; sie hat Humor, Schneid und Mut, und Gott sei Dank, es sind neue Zeiten!'"

„Nein," sagte Josephine, der nun die Augen feucht wurden, „so einen Mann wie Lorenz gibt's auf der Welt nicht mehr! — Und du hatt'st eine schöne Reise, Kind?"

„Ach, die fing ja erst in Regensburg an; die ganze Nacht hab' ich ja geschlafen! — Auf dem Regensburger Bahnhof stand ein Pudel, das war der erste bayrische Hund; der bellte auch auf Bayrisch, das klang so drollig; den hab' ich gezeichnet. Dann hab' ich in Kochel einen Teckel gezeichnet, eh' der Automobilomnibus abfuhr; der Teckel spielte furchtbar frech mit einem riesengroßen

Neufundländer; das war reizend komisch. Und dann — — Aber da steht ein Herr, der guckt uns immer an und lacht sich ganz still einen Ast. Wollen wir den nicht fragen, was er von uns will?"

Die Damen schauten hin; das war Lorenz: der war unterdessen auch herabgestiegen, langsam, stillvergnügt. Sie eilten ihm entgegen, nahmen seine Hände. „Nein, was sind Sie für ein Mensch!" sagte Josephine. „Das für uns zu tun! — Das ist ja ein Märchen!"

„Und da soll man nicht vor Beschämung in die Erde sinken?" sagte Renate und schüttelte den Kopf.

„Und woher haben Sie Juliens Adresse und alles das gewußt?" fragte Josephine.

Lorenz lachte sie an: „Das war ja nicht so schlimm. Das hab' ich Ihnen neulich auf der Heimfahrt im Boot so unvermerkt abgefragt. Dann hab' ich mich geschwind, noch vor Tisch, hingesetzt und den Brief geschrieben; und zur Beglaubigung, wer ich bin, hab' ich ein paar Briefchen eingelegt, die Sie beide mir in Berlin geschrieben hatten, sie steckten noch in meiner Brieftasche. — Also du bist Eva Traugott! Und du willst uns die Ehre geben. Grüß dich Gott, Kamerad! Ich dank dir, daß du gekommen bist. Da hast du meine Hand!"

Eva machte einen tiefen Knix; dann sah sie aber, was für ein furchtbar gutes und gemütliches Gesicht er hatte, und lächelte ihn an. Nein, dachte Lorenz, der ihr Lächeln erwiderte, zierlich und zart ist sie nicht; aber kerngesund. Und hübsch; und vom lieben Gott mit Humor gemacht. Stubsnäsig — Unsinn! Hat

ein allerliebstes Näschen; ein Adler soll sie ja nicht werden. Die wird für die Reise als Sonnenschein engagiert!

„Also willkommen am Walchensee!“ sprach er Eva von neuem an und nahm noch einmal ihre warme, zutrauliche Hand. „Ich denke, wir werden Freunde werden; denn wenn ich auch kein Pudel und kein Teckel bin, ich hab' doch auch noch allerlei Tierisches, also Interessantes. Bin auch oft unfreiwillig humoristisch, grad' so wie die Tiere. Was deine liebe Mutter mir sagen läßt, das erfahr' ich später —“

„Sie hat mir ein Briefchen mitgegeben —“

„Also das gibst du mir, Kamerad. Nun sollten wir aber zur Anna, nämlich zum Essen gehn; meine Uhr steht auf Appetit.“

„Meine auch!“ sagte Eva und lachte.

„Also dann auf zur Tat!“

Sie gingen ins Haus, der Terrasse zu, wo man so schön beim Mahl und beim Wein auf den See hinaussah.

* * *

Im schattigen Garten der „Post“ zu Partenkirchen hatten sich die vier am Abend versammelt; sie saßen an ihrem Tisch, er war schon ihr Stammtisch, den die Kellnerin Berta ihnen aufhob. Eva war noch glückverträumt, ihre Wangen glühten; der Tag war so „schauerlich“ schön gewesen: im offenen Zweispänner durchs Tal dahin, zum Eibsee, zum Frillensee — nur ein wildgewordener Teich, wie Onkel Lorenz sagte — und zum Badersee, mit der nackten Nixe am Grund,

einer wirklichen, gebildhauerten Nixe; vom Boot aus hatten sie sie lange nicht finden können und dann doch gesehen. Und kleine Mädchen hatten am Wald gesungen und gejodelt und Onkel Lorenz hatte ihnen Geld gegeben. Und ein wunderschöner schneeweißer Hund, ein Terrier, war im Wald allein spazieren gegangen, als wär' er ein verzauberter Prinz; und hatte sich von ihr streicheln lassen und ihr verliebte Augen gemacht ...

„Na, und wie steht es nun mit den Seen?" sagte Lorenz heiter. „Vier schöne Seen haben wir nun bereist; eigentlich fünf; aber der Frillensee ist doch nur ein Säugling. Wer ist nun der schönste? Du, Eva mit dem Sündenfall, wen hast du am liebsten?"

„Den Kochelsee nicht," erwiderte das Kind.

„Das ist nur erst 'ne viertel Antwort."

„Meine Liebe ist der Walchensee," sagte Josephine. „Er geht so zu Herzen, immer mehr."

Renate schüttelte den Kopf: „Jetzt schwärm' ich für den Eibsee; weil er so wunderbar unter der himmelhohen Zugspitz' liegt."

„Und ich für den Badersee," rief Eva; „weil da unten drin die versteckte Nixe ist."

Lorenz lächelte: „So hat Gott für alle gesorgt! — Na, du kleine Zeichnerin, hast du die Nixe auch schon im Buch?"

Eva holte ihr Zeichenbuch hervor, sie hatte darauf gesessen, und hielt es ihm hin. „Eh' wir heruntergingen, hatt' ich grad noch Zeit! Und ich hab' sie ganz so gezeichnet, weißt du, wie sie sich da unten an den

Felsen lehnt und den Arm ausstreckt und so sehnsüchtig nach oben schaut."

Lorenz suchte und fand das Bild. Die Nixe war recht kläglich und unvergnügt anzusehn; neben ihr war aber noch ein hübscher weißer Hund, der wedelte mit dem Schweif. „Wie kommt der Hund denn dahin?" fragte er.

„Ach, weißt du, Onkel Lorenz, ich dachte — — sie liegt da immer so einsam und möchte zu den Menschen. Da hab' ich ihr den Terrier gegeben, der heut im Wald spazieren ging; damit sie nicht allein ist."

Lorenz legte dem Evchen eine Hand auf das schlichte Haar. „Und der Hund ist ja die Krone der Schöpfung; was?"

„Ich hab' sie am liebsten."

Lorenz fing an zu bellen; nicht laut, denn es saßen schon viele Gäste im Garten, aber wohlvernehmlich. Eva sah ihn verwundert an. „Warum tust du das?"

„Ich möchte so gern, daß du mich lieb hast. Darum tu' ich, als wär' ich ein Hund."

Eva lachte laut; was für ein drolliger Mann! dachte sie. Dann kam aber ihre rechte Hand und suchte die linke des Onkels Lorenz unter dem Tisch, nahm und drückte sie. „Wenn du auch kein Hund bist," sagte sie leise, mit lachendem Gesicht, „ich hab' dich doch lieb!"

Vom Gasthaus her erschien ein kleiner Musikantentrupp im Garten, der sich nun ganz mit Gästen füllte, und stieg auf die Empore hinauf, die in der Ecke beim Haus aufgezimmert war und das Innere einer Almhütte oder Wirtschaft vorstellte. Es waren stattliche

Männergestalten in gebirglerischer Tracht, ein Alter und drei Junge; sie setzten sich um einen Tisch, nur einer blieb eine Weile stehn, sprach zu einer Kellnerin hinunter und dann zu einem Gast; sie lachten. Darauf begannen die vier zu spielen, auf Gitarren und Zithern. „Was hat er gesagt?“ fragte Lorenz die hübsche Berta, die Kellnerin, die eben vorbeikam und mit der ihn seine Damen auch schon neckten wie mit der Anna am Walchensee. „Ich konnt' ihn nicht verstehn.“

„Das sind halt so seine G'spaßettln,“ antwortete die Kellnerin.

„Hübsche Leute; hoffentlich k ö n n e n sie auch was.“

„O, die können viel! Fingerschnackeln und baßgeigen und zitherspielen und trompeten; und dazu singen und jodeln sie. Sind nicht von hier, aber auch aus dem bayrischen Gebirg; ziehn halt herum.“

Eva zitterte schon vor Vergnügen und Erwartung. „Und der Gamsbart am Hütl; o, das ist fein!“

„Ja, ja,“ sagte Lorenz; „aber der da rechts, der G'spaßmacher, sieht ein bißchen hanswurschtig aus. Eine Art Nachtmütze auf dem Kopf, Brille auf der Nase; — jetzt nimmt er sie herunter. Jetzt setzt er sie wieder auf. Und wie blöd' er nun herlacht! — Der gefällt mir nicht.“

Berta die Kellnerin lächelte: „Ja, aber was der alles kann — werden sich noch wundern. — Noch 'ne Halbe von Ihrem roten Tiroler? — Leni!“

Sie rief das ihr untergebene „Biermädel“, die blutjunge Leni, die für die Getränke zu sorgen hatte, und ging.

Von der Empore der Musikanten kam die erste Überraschung: der schönbärtige Alte legte seine Gitarre hin und stand auf; eine andre Melodie begann, die er wie mit Kastagnetten zu begleiten anfing. Es waren aber nur seine Finger, die aneinander herunterschnellten und schnalzten, was dort Schnackeln heißt. Er machte es so kunstvoll, daß es ganz wie Kastagnetten klang; er war unermüdlich, und lächelte sehr vergnügt dazu. Als das Spiel endete, klatschte der ganze Garten Beifall; der Alte dankte nicht ohne Anmut und kehrte zu seiner Gitarre zurück. Die zweite Überraschung folgte: ein ernsteres Musikstück hob an, der hübscheste der drei Jungen, der bisher die Zither gespielt hatte, nahm eine Trompete vom Tisch und begann sie zu blasen, so rein, stark und weich, daß Lorenz seinen Ohren nicht glaubte; ihm war, er hätte nie etwas Schöneres gehört. Der ganze Zauber, den die Trompete von sich geben kann, quoll aus diesem Instrument da oben hervor; von der Gitarre mit schlichter Mäßigung begleitet. Der Beifall am Schluß war noch stärker als vorher. Der Trompeter dankte fast unbeholfen, mit beinahe ausdruckslosem Gesicht.

„Das ist wunderbar," murmelte Lorenz; „es scheint, seine Trompete hat mehr Geist als er."

„So was kommt ja vor," sagte Renate. „Er hat vielleicht nur seine Musik im Kopf und sonst nichts."

„Jedenfalls ein Künstler, der — — Wie kommt der hierher?"

Die dritte Überraschung hatte der junge Führer dieser Truppe als letzte aufgespart: nämlich sich selbst.

Es war der „Hanswurscht" mit der „Nachtmütze"; er hatte bisher nur auf der Gitarre mitgetan, zuweilen seine Zipfelhaube vorwärts und zurück geschoben, zweimal ein plötzliches „Juhu" in die Musik hineingeschrien. Als die nächste Nummer des Konzerts begann, warf er ebenso plötzlich, mitten im Spiel, die Gitarre weg und ergriff ein unförmliches, noch nie gesehenes, mächtiges Instrument, auf dem er mit einem großen Bogen wie auf einem Cello hantierte. Es war ein unerwarteter Wohllaut drin; bald spielte aber auch sein ganzer, phantastisch beweglicher Körper mit, hoch aufgerichtet, dann gekrümmt, dann mit der Faust auf das „Cello" hämmernd, dann wieder süße, zarte Töne hervorlockend. Dazu hatte er ein Singen angestimmt, das mit den Zuhörern machte, was es wollte: er schmetterte ein lustiges Schnadahüpfl heraus, er jodelte, er juchzte, er pfiff; er wurde ernst, sein Gesang wurde voll, groß und schön, er stieg in die Höhe, mit einer Stimmkraft, die verblüffte, hinriß, überwältigte. Eine wirkliche Begeisterung schien in ihn gefahren; seine Augen leuchteten, sein Gesicht veredelte und verklärte sich. Dann ergriff er aber auf einmal ein andres Instrument — ein ganzer Haufe lag um ihn herum —; blies in ein Waldhorn hinein, zupfte eine Mandoline, fidelte auf einer Geige, und sang wieder witzige und unwitzige, harmlose und gewagte Schnadahüpfl in die Nacht hinaus. Als am Schluß der Beifall rauschte, nahm er mit Clownsgebärde seine Zipfelhaube vom Kopf, warf sie in die Luft und fing sie auf; zog sie sich über die Ohren, sprach zum Publikum, holte eine Dose

hervor und nahm eine Prise daraus, und saß endlich rittlings auf seinem Stuhl, die zunächst Sitzenden anlachend.

„Was ist das für ein Mensch?" sagte Lorenz endlich, als er sich von seinem tiefen Staunen erholt hatte. „Ist das ein genialer Künstler oder ein Clown aus dem Zirkus?"

„Jedenfalls ein Künstler," entgegnete Renate.

Josephine setzte hinzu: „Und jedenfalls auch ein Clown!"

„Ich bin weg!" sagte Eva leise. „O Gott, wie ist er himmlisch verrückt!"

Lorenz schüttelte ganz versonnen den Kopf: „Er m a ch t einen verrückt. Er macht mit einem, was er will. Und als wär' der ganze Kerl Musik; als könnt' er alle Instrumente, die es gibt, wie ein Meister spielen. — Leni, noch eine Halbe Wein!"

Nach einer Weile kam die große Pause; der Alte, der Schnackler, ging im Garten umher, mit Bildkarten von sich und den andern, die er den Gästen zum Kauf anbot. Dann folgte ihm der junge Anführer, der „Clown", seine Schnupftabaksdose in der Hand; er schlenderte auch von Tisch zu Tisch, bot überall eine Prise an, machte mit dem ernstesten Gesicht die närrischesten Späße, nannte jeden du. Eva verfolgte ihn mit den Augen, wohin er auch ging; sie rutschte auf ihrem Stuhl, sie konnte nicht mehr stillsitzen: „Ob er auch zu u n s kommt?" flüsterte sie den Tanten, dem Onkel zu. „Ob ich ihm wohl sagen kann, daß er himmlisch ist?"

Lorenz drückte ihr vor Vergnügen und Mitgefühl die Hand. Endlich kam er wirklich, der Künstlerclown. Er betrachtete die vier mit seinen wunderlichen, funkelnden Augen, in den Mundwinkeln ein in Ernst gewickeltes Spitzbubenlächeln. Sie schienen ihm zu gefallen; er nickte: „Grüß' euch Gott, alle miteinander! Juhu!" — Dann hielt er dem Lorenz die Dose hin: „Magst a Priſ'?"

„Ich dank' dir schön," antwortete Lorenz und nahm, rieb sich's in die Nase; darauf nieste er und Eva lachte. „Ich muß dir sagen, ich bewundre dich. Meine Damen auch. Was du alles kannst! — Darf ich dir ein Glas Wein anbieten?"

„Warum nit?" versetzte der Musikant; schob einen fünften Stuhl an den Tisch, ließ sich einschenken und trank. — „Man muß doch eppas haben vom Leben; ich hab' die Musik."

„O ja, die hast du! — Ich begreif' nur nicht — — darf ich dir was sagen?"

„Dazu san mir ja auf der Welt!"

„Du bist so ein fideler Spaßmacher — aber du kannst auch so ernst und wunderbar singen, hast so große Töne in dir, daß man staunen muß. Könnt'st ein großer Künstler werden — hab' ich mir gedacht. Warum betreibst du das nicht?"

Der andre sah Lorenz gemütlich und verschlossen an. — „Weil ich halt a Lump bin."

„Ah so!"

„Ja."

„Hm! — — Da ist dann noch dieser Trompeter

bei euch; wenn der wollte, der könnt' ins größte Orchester kommen, in die erste Stellung."

Der andre nickte: „Glaub' schon. — Aber es steht ihm nit dafür. Bei uns verdient er halt mehr."

„Ah so!"

„Ja. — Die Welt geht nach Geld!" — Der Musikant warf ein paar achtungsvolle Blicke auf Josephine und Renate; sie gefielen ihm offenbar. „Was für zwei bagschierliche Frauen du hast. Sind doch beide d e i n e?"

Lorenz verzog keine Miene: „Wird wohl so sein."

„Und hast von den beiden zusammen e i n Kind?"

„Ja, das hast du erraten."

„Ich gratulier' dir zu dem Kind." Er nickte Eva anerkennend zu: „Da hat's z w e i gebraucht, das versteh' ich wohl. — Grüß' euch Gott alle miteinander!" Er ging zu der Empore zurück.

„O Gott, o Gott, o Gott!" seufzte Eva leise. Sie wußte nicht, wohin mit sich; sie war wie verzückt. „Tante Josephine! Er hat ihm gratuliert! — Und daß z w e i für e i n Kind — —" Ein plötzliches Lachen schüttelte sie. „O Gott, was für ein Unsinn! — Aber wie wonnig, wie süß! — Und wie hat er mich angesehn. — Tante Renate, solch ein Abend! ‚Weil ich halt a Lump bin.' So 'nen Abend hab' ich noch nie erlebt!"

Lorenz sah das vor Lust vergehende Geschöpfchen mit liebenden Augen an; ich wollte, ich h ä t t' so ein Kind! fuhr ihm durch die Brust. Er strich ihr über den Kopf, verhalten lächelnd: „Also drei Mütter hast du nun. Wenn das die Berliner Mutter wüßt'!"

„O mein Mutti, mein Mutti. Wenn die bei mir wär' — und säh', was ich erlebe, und wie furchtbar glücklich ihre Eva ist!"

Sie schüttelte den Onkel Lorenz mit beiden Händen — sie war aufgestanden — und lehnte und drückte sich an ihn: „Du, gib mir mein Mutti! Wär' doch auch mein Mutti hier! daß sie all das mit erlebt!"

Josephine legte ihr eine Hand auf den glühwarmen Mund: „Um Gottes willen, wie kannst du so reden. So was sagt man nicht!"

Eva erschrak, sie fuhr zusammen. „Was hab' ich gesagt? War's so schlimm?" — Sie klammerte sich wieder an Lorenz an: „Hab' ich was gesagt? — Ach, so mein' ich's nicht. Du sollst mir ja nicht meine Mutti geben; das ist ja Unsinn. Ich bin nur glücklich, und weiter nichts!"

Lorenz hielt das Kind im Arm, wie ein Vater; wie warm, dachte er, wie voll Leben, die kleine magere Gestalt! — „Also deine Mutti," sagte er. „Freilich, die sollt' hier sein. Was tut sie nun wohl, während wir hier lumpen? Liegt sie wohl schon im Bett?"

„Ach nein, das mußt du nicht denken," gab das Kind zur Antwort. „Die schreibt nun Briefe — oder liest ein Buch — denn, weißt du, am Tag kommt sie nicht dazu. Da hat sie so viel zu tun, o je!"

„Ja, was hat sie denn da zu tun? — Jetzt fällt mir ein, wie komisch das ist: du hast mir noch nie gesagt, was dein Mutti tut."

„Du hast mich noch nie danach gefragt," erwiderte das Kind.

„Ja freilich, ja freilich. Wir hatten immer was zu sehen oder zu hören, haben immer gelumpt! — Ich hab' mir nur so gedacht: die lebt wie Tante Renate oder Josephine."

„Ach nein, das mußt du nicht denken. Die hat's schwerer, du! Da ist ein langes Zimmer neben unserm Wohnzimmer, darin sitzen viele junge Mädchen und schneidern den ganzen Tag. Und eine Direktrice ist auch dabei, die hat viel zu sagen; aber eigentlich hat alles M u t t i zu sagen, denn ihr gehört das Geschäft. Und davon leben wir ja auch; denn wovon lebten wir sonst. Und da kommen immer die Damen, verstehst du, die Kleider haben wollen; und da wird bestellt und probiert und ausgebessert und geschumpfen und vor dem Spiegel gelächelt und sich rumgedreht. Und so gibt es immer Arbeit und Verdruß und Kopfzerbrechen; denn mit solchen Damen, das ist nicht so leicht, wie du denkst. Und wenn Mutti manchmal Abends so müd' und so blaß im Lehnstuhl sitzt — ach Gott, denk' ich dann, wär' ich doch schon was, könnt' ich ihr doch helfen. Aber ich bin noch zu dumm!"

Lorenz drückte sie wieder an sich, und fester; dann fiel ihm ein, wo sie waren, er ließ sie los und schob sie sanft auf ihren Stuhl zurück. „Also viel Arbeit hat Mutti. Und das hat sie immer gehabt?"

„Aber nein. Was denkst du. Sie war ja früher weit, weit fort, in Amerika, und hatte einen Mann! Und wir kriegten dann ein Kind, das war ich, und auch einen wunderschönen Hund, einen Bernhardiner; der hat aber nicht lange gelebt, wir haben nur sein

Bild. Und dann ist auch mein Vater gestorben, und wir kamen wieder nach Schlesien zurück; und ich war noch ein kleines Kind, so klein, und wovon sollten wir nun all die Jahre leben? — Da hat meine Mutter — o, die ist tapfer, du, die kann, was sie will! Da hat sie mich bei ihrer Mutter gelassen, bis ich größer wär', und ist in die Bekleidungsakademie in Berlin gegangen, bis sie alles gekonnt hat. Und dann hat sie angefangen, ihr eigenes Geschäft. O du, das hat aber lange gedauert, bis es werden wollte! Denn woher sollen all die Damen wissen, daß Frau Julie Traugott in der Schillstraße ihnen die besten Kleider macht? — Na, aber nach und nach, da sprachen es ja die Kleider herum. Und jetzt können wir auch schon besser leben, sagt Mutti; und sie kann mal was für ihre Erholung tun; ich red' auch immer zu. Im vorigen und im vorvorigen Sommer, da ist sie mit diesen beiden Tanten auch so drei, vier Wochen ‚lumpen gegangen', wie du sagst; einmal an die See, einmal ins Gebirg. Diesmal hast du sie ihr weggenommen, sagt sie. Das hat sie aber nicht bös gesagt, das mußt du nicht denken; es war, als ich abreiste; sie hat mich dabei geküßt und gelacht!"

Die Musikanten begannen wieder, Gitarren, Geige, Trompete, Gesang; von Zeit zu Zeit flog wieder ein Juhu oder sonst ein Juchzer des „Lumpen" in die Luft, oder er pfiff eine Melodie, als wär' er eine Flöte. Josephine und Renate hörten wieder mit Verwunderung und Vergnügen, Eva mit träumerischer Andacht zu; Lorenz geriet in allerlei Gedanken, die ließen ihn nicht mehr los. Also eine schneidernde

Heldin ist die Mutter! dachte er gerührt; und ich alter Schafskopf hatte mir eigentlich noch gar nichts bei ihr vorgestellt. Ich wußte oder ahnte nur, sie hat wenig Geld! — Es geht doch nichts über tapfere Frauen. Die paßt auch in die neue Zeit! — Ein Prachtmädel, die Eva . . . Ungefähr so was wird wohl auch die Mutter sein. Und der hab' ich — wie sagte das Ding — der hab' ich diese beiden Freundinnen weggenommen; — Donnerwetter, und das Kind dann auch. Nun sitzt sie wie eine verlassene Waise in Berlin!

Nun sitzt sie wie eine verlassene Waise in Berlin; die Worte gingen ihm nicht mehr aus dem Kopf, er wiederholte sie sich immer wieder, wie einen alten Vers, den man nicht loswerden kann. Die vier da auf der Empore bliesen, geigten, klimperten, sangen und jodelten weiter; Eva schaute den Onkel zuweilen mit den mandelförmigen, braunen, rührend begeisterten Augen an; durch Lorenz fuhr dann immer wieder, als schlüg' ihm das Gewissen: Die sitzt nun wie eine verlassene Waise in Berlin! — Mir geht's gut, dachte er endlich; er sah, wie sein Schicksal kam. Wie heißt's doch im Wallenstein, wie sagt der Max Piccolomini? als seine Pappenheimer so nach und nach den Saal füllen? „Noch mehr — es hängt Gewicht sich an Gewicht, und ihre Masse zieht mich schwer hinab." Wär' doch auch mein Mutti hier! Das sagte dieses süße Ding da — ja, es ist ein süßes Ding — und drückte sich an mich wie an einen Vater. — Jetzt muß also auch noch die Mutter her!

Leni, das Biermädel, ging vorbei. „Liebe Leni," flüsterte Lorenz, „vier Ansichtskarten!"

Die waren endlich da; oder zwanzig, dreißig waren's, aus denen suchte er vier heraus. Endlich endete auch das Konzert. Der Alte und die drei Jungen stiegen von ihrer Bühne herunter; der Führer, der zweite Clown, grüßte noch zu Lorenz und seinen „Frauen" herüber; Eva winkte ihm mit dem Taschentuch. „So, jetzt kommt der Ernst des Lebens!" sagte Lorenz, mit lustigen und glücklichen Augen, aber mit einem feierlichen Gesicht. „Dies sind Ansichtskarten. Wir schreiben jeder eine an Evas Mutti, Frau Julie Traugott —"

„Ja, natürlich," rief Renate, „das tun wir! Sonst wären wir ja Ungeheuer. Wir schicken ihr einen herzinnigen Gruß!"

„Wenn Sie erlauben," fing Lorenz wieder an, „ich war noch nicht zu Ende. Und jeder von uns — nun dürfen Sie mich aber nicht wieder unterbrechen; darf auch niemand mucksen; die Sache ist abgemacht! Und jeder von uns schreibt ihr, daß sie kommen soll; wir vier zusammen hätten es beschlossen. Daher gebe es auch keinen Widerspruch; inappellabel wie ein Geschworenengericht. Frau Traugott als mein vierter Gast. Mit dem nächsten Schnellzug! Es soll einmal eine Sache auf der Welt vollkommen werden; darum dieser unser Beschluß. Von Frau Traugott wird erwartet, daß sie den nötigen großen Humor und zu meinen andern Gästen die nötige Liebe hat. Dies alles muß ihr geschrieben werden; jeder einen Satz davon. Jeder seinen Bleistift. Ich bitte! Avanti!"

Die drei hatten ihn angestarrt, als käme er vom Mond. Jetzt schüttelte Josephine den Kopf, kaum fähig zu sprechen: „Nein — das ist unmöglich!“ — „Sie gehören ja ins Irrenhaus!“ sagte Renate tiefgerührt. Den Gedanken ergriff das Evchen, sie rief: „Onkel Lorenz wird verrückt!“

Lorenz winkte zur Ruhe: „Das sagt man nicht so laut, wenn noch Gäste da sind. Meine Damen, an die Gewehre! Jeder hat eine andre Ansichtskarte: Partenkirchen, Garmisch, Eibsee; Eva die Nixe im Badersee. Wenn wir alle fertig sind, gehen wir zum Briefkasten! Hurra!“

„Hurra!“ schrie nun auch Eva; wieder viel zu laut. Dann sprang sie aber dem verrückten Onkel an die Brust, während ihr Tränen aus den Augen stürzten. „Was bist du für ein Mensch! O Gott, o Gott!“ schluchzte sie.

Er küßte sie auf den Mund; ihm war einmal so recht über und über glücklich zu Mut. „Schreiben!“ kommandierte er dann.

Sie saßen und schrieben.

* * *

Aus dem Juli war August geworden, und er ging schon der Mitte zu; Selma Behrend hatte noch immer nicht den Vorort Grunewald verlassen, sie saß mit Mary auf ihrer geliebten Terrasse, im erwünschten Schatten, denn es war ein heißer Tag. O ja, dachte sie, auf die bestaubten Tannen am Waldsaum blickend, wie schön wär' es jetzt am Meer oder in den Bergen!

Aber sie mochte nicht fort, die Mutter war zu elend, zu matt; und hatte sie nicht die beste Gesellschaft, diese sonnigblonde, zur Freundschaft geschaffene Mary, die da so lieb in der Hängematte lag? — Mary Evans war eine Weile verreist gewesen, zu guten Bekannten auf dem Lande; aber seit Hofer, der gleichfalls ausgeflogene, wieder in Berlin war, war auch sie zurückgekehrt. . . . „Doktor Hofer denkt darin wie ich," sagte Mary, die sich gegen eine leise Befangenheit wehrte: „er entbehrt eigentlich die Landluft nicht, und die Bäder flieht er. Neulich hat er in einer Gesellschaft über Berlin als Sommerfrische gesprochen, ich sag' dir, so beredt, daß zuletzt Professor Müller fragte: Von welcher Aktiengesellschaft werden Sie dafür bezahlt?"

Selma lachte einen Augenblick. „Ach mein Herz," sagte sie dann, „ich hab' einmal was von Ludwig Pietsch gelesen, über die Reize von Berlin im Sommer: da kriegte man doch förmlich Lust, im Juli aus dem Gebirg an die Spree zu gehn. Das ist ja aber alles nichts — gegen so ein Berliner K r a n k e n h a u s! Ich bin dem Edmund Pinelli dankbar, wahrhaftig: seit ich mich entschlossen habe, in die Krankenpflege zu gehn, um diesen dummen Rest von Gefühl für ihn gründlich loszuwerden, seitdem fühl' ich mich so wohl auf der Welt! — Ich fange so viel an, ich hatte ja im letzten Winter einen Pflegekursus mitgemacht; aber dann die Praxis — das wurde nichts; da hatt' ich wieder andres im Sinn. Jetzt tu' ich was und habe was! Und ich denke manchmal: geh nur g a n z dazu!

— Mary Evans, sich nützlich fühlen! Pflegen — ich hatte früher ein bißchen Grauen davor — aber es ist so schön. Aus kranken Menschen kommt auch so viel Sinniges, Rührendes; wenn man nur entgegenkommt. Besonders aus kranken K i n d e r n — ach Gott. Überhaupt, die Kinder! S o hab' ich das kleine Volk noch nie lieb gehabt. Wie hat Jesus recht!"

„Möcht'st du e i g e n e Kinder haben?" fragte Mary.

„Eigene? — Wohl auch. — Aber denk dir, ich verlang' mir's nicht; wenn's nur K i n d e r sind. Liebe, frische, strebende mein' ich!"

Mary lächelte, sich in der Hängematte leise hin und her wiegend: „Und k r a n k müssen sie sein."

„Ist nicht einmal nötig; zur Not tun's gesunde auch!"

Sie lachten. — Mary ward wieder ernst und allmählich rot; „nun muß ich dir aber endlich was sagen," begann sie plötzlich; „ich schäme mich schon lange. Man sollte immer offen sein — warum ist man nicht? Wenn man einen ganz aufrichtigen Menschen sieht, fühlt man sich nicht würdig, ihn anzuschauen! — Du hast mir alles über Edmund Pinelli gesagt — der nun schon wieder verschollen ist; — wohl ein unglücklicher Mensch. Aber warum bin i ch denn so verschlossen vor dir? Ist das nicht zum schämen?"

„Bist du so verschlossen?" fragte Selma zart.

„Ja, diesmal; sonst nicht. Und ich habe mich oft gefragt: warum? denn es ist ja nichts geschehn! — Aber weil ich geschwiegen habe, denkst du nun vielleicht —"

„Nein, my darling, ich denke nichts."

„Nämlich — Doktor Hofer."

„Nun ja." Selma richtete sich auf und beugte sich vor. „Ihr seid gute Freunde."

„Ja. — Von Herzen, Selma. — ‚Liebende Freundschaft' nennt er es."

„Und du? Wie nennst d u's?"

„Ich nenne alles so wie er. Ich fühle alles wie er. Manchmal sitz' ich so und wundre mich: hab' ich ihn denn nicht immer gekannt? — Das ist sonderbar; nicht?"

Selma mußte lächeln. „Das ist wohl die liebende Freundschaft, Kind."

„Ich muß dir noch was sagen: wir nennen uns du. Das hat er gewollt. Und wir sind geistig und seelisch — oder wie sagt man —"

„Ja, so sagt man wohl."

„Wir sind seelisch wie Kameraden. Du verstehst. Sonst nicht!"

„Ich versteh', mein Herz."

„Nun verschweig' ich schon wieder; o, wie dumm das ist. Ich will nichts verschweigen!" Mary gab sich einen letzten Stoß, ihre Lippen zuckten: „Ich hab' eben gesagt: sonst nicht. Das ist falsch. Meine Lippen gehören ihm. Er küßt mich und ich küsse ihn. So an ihn gelehnt, in seinem Arm fühl ich mich so gern. — Ist dir das zu viel, Selma? Oder ist es gut?"

„Ach, du Süße, Reine, Dumme. Was du tust, ist gut!"

Mary atmete auf, recht tief und recht froh. „Nun fühl' ich wieder frei; ach, so frei. — Du sollst mir nur noch glauben — — willst du?"

„Was?"

„Ich entbehr' nun nichts!"

„Nichts?"

„Nein, nein!"

„Das ist doppelt gut." — Selma stand auf, beugte sich über die lieblich sanft gerötete Mary und küßte sie. „Ach du Schatz! — Nun muß ich dir doch noch sagen, hab's schon einmal auf den Lippen gehabt: seit deiner Hoferzeit sprichst du so viel besser deutsch!"

Durch die offene Tür zu Selmas Zimmer kam Lorenz, klopfte am Türpfosten und trat auf die Terrasse, humoristisch feierlich grüßend; seit fünf, sechs Wochen hatten die Mädchen ihn nicht gesehn. Aus Partenkirchen hatte er aber einmal auf einer Ansichtskarte geschrieben: „Ich bin Führer einer ganzen Truppe geworden, verjünge mich alle Tage und komme wohl nie mehr nach Berlin zurück!" — „Und nun sind Sie also doch wieder hier?" sagte Selma nach dem ersten herzlichen Willkommen.

Lorenz zuckte lächelnd die Achseln: „Daran ist die Truppe schuld. Sie hatte keine Zeit mehr, mußte wieder heim! — Ich weiß nun aber, wie sich Lawinen bilden; das hab' ich aufs prächtigste durchgemacht. Menschenlawinen entstehen durch Liebe und Sehnsucht; es muß aber auch ein dummer Kerl dabei sein, der sich dadurch rühren läßt. — Na, der Dumme hat's Glück! Ich war nie so glücklich!"

„Das ist ein großes Wort," sagte Selma und schaute ihn mit ihren klugen Augen aufmerksamer an. „Dann haben Sie wohl tüchtig geholfen, scheint mir."

Lorenz fing an sich zu wiegen, sich die innere Hand zu reiben; er hielt aber wieder inne und machte ein verschlossen dummes Gesicht. „Na, vielleicht ein bißchen; aber nein, das war's nicht. Aber wenn man andre so strahlen sieht! — Zuerst die beiden lieben Frauenzimmer, die Sie ja kennen, Renate, Josephine; dann Eva Traugott, ihre Sehnsucht — ein Prachtkind; und dann wieder Evas Sehnsucht, ihre gute Mutter. Ja, die kam dann auch noch, sie mußte; und sie hatte den nötigen Humor dazu; und die war nun erst das reine Gold! Meine Damen, die müssen Sie kennen lernen; eine ganz allerliebste Frau! Schöne blonde Augen — so blaugraue, mein' ich —"

„Was ist das für eine Frau?" fragte Selma.

„Eine Heldin, die aber gar nicht so tut; Julie heißt sie, Traugott hieß ihr Mann. Eine lächelnde Kraftnatur; liebe weiche Stimme; liebe rundliche Formen — noch durchaus nicht zu stark! Sie kann herrlich lachen; und kann prachtvoll schelten. Wie sie mich nach der ersten, reizenden Begrüßung heruntermachte — ob ich denn die Gewohnheit hätte, wildfremden Damen die Pistole auf die Brust zu setzen: komm her! man verlangt nach dir! — und ob ich gar keinen Respekt vor der Arbeit einer Frau hätte, die sich und ihr Kind erhalten muß — — Das tut sie nämlich. Und ich hatte sie mit den andern auf vier Ansichtskarten frech und froh zitiert. Ob wir denn alle vier einen Schwibs gehabt hätten? sagte sie, und die blonden Augen blitzten. Ich duckte mich immer tiefer, während die weiche Stimme wetterte; in mir so göttlich vergnügt, wie

wenn auf einen verstaubten und verdorrten Menschen ein schöner Gewitterregen niederplätschert. Ich danke für gnädige Vernichtung, sagte ich, als sie fertig war; bitte, schauen Sie jetzt herum, wie wir alle vier vor Freude lachen, daß Sie hier sind!"

Mary Evans wiegte sich in der Hängematte. „Herr Lorenz," sagte sie heiter, „ich weiß etwas."

„Liebe Freundin, was denn?"

„Sie haben sich in diese Frau verliebt!"

„Nein, da verwechseln Sie Mutter und Tochter. In ihre dreizehnjährige Eva hab' ich mich verliebt!"

„O! Das ist ja shocking!"

„Nein; aber wissen Sie, was das ist? Ein Stückchen Himmel auf Erden."

„O, dann gratulier' ich!"

Selma stand auf. „Herr Lorenz, ich weiß auch etwas."

„Darf man fragen —?"

„Warum sind Sie damals mit Josephine und Renate von hier abgereist?"

„Ich dachte, Sie wüßten was."

„O ja. Soll ich's Ihnen sagen? Die beiden hatten einen so schönen Bund — und der war in Gefahr. Durch — durch jemand; nicht? Und den Bund wollten Sie alter Helfer retten. — Ja, machen Sie nur nicht wieder das gute dumme Gesicht. Hab' ich recht oder nicht?"

Lorenz konnte ein gewisses glückseliges Lächeln nun doch nicht länger unterdrücken. „Ach, die klugen Damen. Na ja, aber wenn's so wäre —"

„Es ist ja so, alter Freund. Und ich seh's Ihnen an: diesmal ist Ihnen Ihr Helfen nicht vorbeigeglückt!"

Lorenz griff nach seinem Hut, den er niedergestellt hatte: „Sie erlauben schon, ich sage nichts; aber ich mache, daß ich fortkomme: sonst fragen die verehrten Damen mir noch die Seele aus dem Leib! — Übrigens, was ich noch sagen wollte: in Bayern hab' ich den Weiland getroffen — der sich noch immer wegen seiner scheußlichen Dummheit schämt. Er sagte aber, ohne sein Berlin hält er's nicht mehr aus, er will und muß wieder zurück. Ich hab' ihm zu Amerika geraten; da wollte er aber gegen mich zum Messer greifen. — Ob der Grunewald mir verzeiht? fragte er. Ich sagte, das wüßt' ich nicht. Meine holden Damen, auf Wiedersehn!"

* * *

Nach Lorenz war auch Mary gegangen, Selma hatte die leidende und mit Mutlosigkeit kämpfende Mutter betreut, getröstet und zu Bett gebracht; sie war nun in ihrem Zimmer allein. Sie entkleidete sich, um vor dem Schlafengehn noch die milde, warme Nachtluft zu genießen; die Tür zur Terrasse war offen, sie ließ sie so, sog den harzigen Duft des Waldes ein, ließ sich von dem leisen, nur hauchenden Wehen überfluten, das zu ihr hereinkam. Ihr war so wohl, wenn sie an ihre menschenliebende Tätigkeit, ihr Pflegertum dachte; es war nicht viel, es war noch so wenig, aber es war doch ein Tun, ein für andre Leben. Ja, dachte sie, dieser gute Lorenz, er hat doch recht: helfen! helfen!

Darauf läuft doch alles, was gut ist, hinaus. Ich will auch mit dem Wort, mit der Feder helfen; aber auch mit der Hand, mit dem ganzen Menschen!

So lag sie endlich still zufrieden im Bett. Sie hatte ihr Licht noch nicht gelöscht, fühlte sich nicht müde; es tat ihr aber doch wohl, die Augen zu schließen, und die ersten, flüchtigen Traumbilder stiegen in ihr auf, von denen man noch wieder erwacht. Ein See im Wald stand vor ihr; er verging. Sie sah einen langen Saal mit vielen Betten; der verschwand, sie erwachte. Ein hoher Fels, über den ein Adler flog. ... Dann sah sie nichts mehr; sie sank in Schlaf. Das Licht brannte fort. Plötzlich kam ein Geräusch; ihre Sinne waren noch leicht zu wecken, sie hob den Kopf. Ein neues Geräusch; wie Schritte. Sie öffnete die Augen, richtete sich auf. „Wer da?" sagte sie.

In der Terrassentür stand ein Mensch, ein Mann; sie entsetzte sich. Es war Edmund Pinelli, der wieder verschollene; seine Farbe, sein Blick war geisterhaft, seine Augen glühten. Er stand und rührte sich nicht; es war ihr aber, als flöge ein Lächeln über sein Gesicht. „Wie kommen Sie hierher?" rief sie nach der ersten Erstarrung.

Edmund deutete mit dem Kopf hinter sich; mit angeheiserter Stimme antwortete er: „Eingestiegen. Eine Leiter im Garten; angelehnt, herauf. Ich mußte Sie endlich sehn. Was sind mir die andern — all die andern. ‚Nur wer die Sehnsucht kennt'; wie hat dieser alte Harfner recht!"

„Sie sind wahnsinnig!" fuhr es aus Selma heraus;

sie wußte aber noch nicht, ist er's oder nicht? „Gehn Sie fort. Steigen Sie wieder hinunter — und dann auf dem Weg, den Sie gekommen sind, fort!"

Er schüttelte den Kopf. „Nein. Deine Lippen. Die Sehnsucht. Du mußt in meinen Armen ruhn; einmal! nur einmal! — Nicht um Hilfe rufen; dann geht's nicht gut;" er griff in seine Tasche und zog einen Revolver heraus: „Damit erschieß' ich erst dich, dann mich!"

Sie hörte und sie sah, daß der Wahnsinn sprach; ein Schauer lief ihr über den Leib. Es rührten sich aber wilde Kräfte in ihr, sie faßte sich wie ein Held; ihr fielen ihre eigenen Verse ein: „Ich habe Mut, Feuer und Wut" ... Was tun? dachte sie, da er nun näher trat wie ein Geist. „Eisen mein Herz! Stahl mein Gebein!" O, wenn ich nur seine Waffe hätte....

„Ja, kommen Sie," sagte sie mit raschem Entschluß; „wenn Sie mich durchaus wiedersehn wollten. Wir sahen uns so lange nicht. Setzen Sie sich hier auf den Stuhl. ... Aber noch nicht küssen; erst müssen Sie ruhiger werden, Sie sind gar so wild. Und Sie müssen mir sagen, wo Sie waren, diese ganze Zeit!"

„Hab' ich dir gefehlt? Weißt du auch, was Sehnsucht ist?"

Er wollte sich über sie neigen, sie wies ihn sanft, doch entschieden zurück. „O ja. Aber Sie — seien Sie aufrichtig — Edmund," setzte sie hinzu, da er die sich rötende Stirn gefahrdrohend runzelte.

Die Freude über dieses Wort erschien sogleich in seinen Zügen; „Edmund," wiederholte er vor sich hin.

„Seien Sie aufrichtig," sagte sie noch einmal: „Sie haben sich nicht nur nach m i r gesehnt. Ich weiß von Ihnen und den beiden Unzertrennlichen, den Freundinnen; denen Sie auch das Herz —"

„Woher weißt du das?" fiel er ihr zornig ins Wort. „Durch Weiland, den Verräter?"

„Ist der wieder hier? — Durch den weiß ich nichts. Es ist ja auch gleich, durch wen. Sie haben die beiden bezaubert, Sie, der Zauberer; gestehen Sie's!"

Er lächelte stolz. Er steckte den Revolver wieder in die Tasche. O Gott, dachte Selma, in die schwarze, totenstille Nacht hinausblickend, könnt' ich ihn so lange beschäftigen, hinhalten, bis der Morgen graut! — „Gestehen Sie's nur!" wiederholte sie.

„Nun ja, sie waren mir gut, die Mädels. Dann sind sie aber verschwunden — weg — aus der Welt! Dieser Tölpel, der Lorenz, hat sie weggeschleift. In die Berge; das weiß ich jetzt! Aber dieser Schurke hatte hinterlassen — und das Mädchen der beiden Verschwundenen hat's gesagt — an die See wären sie, nach Rügen; Binz oder Saßnitz. Ich ihnen nach —"

„Aus Sehnsucht!"

„Unsinn. Aus Sehnsucht nicht! Nur um ihnen und dem Lorenz meine Macht zu zeigen; denn das weiß kein Mensch, kein Gott, was für eine Macht in mir ist. Über s i e — über d i c h! Jetzt hab' ich d i c h!"

Er beugte sich wieder vor, sie an sich zu reißen. Neues Entsetzen überrieselte sie. Sie stieß ihn zurück. Da er aber mit dunklen, knurrenden Tönen wieder nach dem Revolver griff, faßte sie sich wieder; ihn hinhalten!

rief's in ihr. Sie zwang sich die weichsten, holdesten Töne ab, die ihren gräßlichen Gefühlen entringbar waren; „Edmund!" sagte sie. „Nein, Sie wollten mir erst sagen — alles, alles. Ich Ihnen dann auch. Sie fuhren ans Meer, sagten Sie —"

„Ich fand sie nicht! Nirgends! Verlor nur meine Zeit! Und mein Zorn — — ich sag' dir, wenn ich zornig bin — dann sträubt sich mir jedes Haar auf dem Kopf! Und meine Feinde zittern. Ihre Kniee, alles! — Da hab' ich an der See im Sand gelegen — weit draußen, wo die Menschen aufhörten — nackt; Sonnenbad. Bis die Haut verging. Bis das Hirn verschmorte. Aber denk nicht, ich hab' nun keines mehr; hier ist noch genug. Hell, hell! Ich weiß alles! Du hast mich geliebt; — siehst du. Und du liebst mich noch. Selma Behrend, du liebst mich noch. Sag, daß du mich noch liebst!"

Seine Augen glühten grausig. „Ja," sagte sie; „wie sollt' ich nicht. Aber bitte, sei nicht so wild; laß uns von unsrer Liebe recht vernünftig —"

„Vernünftig!" Edmund lachte auf. „Vernunft! Die Vernunft in der Liebe ist der K u ß! Die Umarmung. Meine Herren Geschworenen —" er sah mit einem verrückten Lächeln ins Zimmer hinein — „hoher Gerichtshof — die Vernunft in der Liebe, sagt schon Aristoteles, ist der Kuß!"

Er stand auf, seine Stirn und auch seine Wangen erglühten; auf einmal fühlte Selma, wie er sie in die Arme nahm. Sie bebte. Aber „Eisen mein Herz! Stahl mein Gebein!" fuhr ihr durch den Kopf. Der

Revolver! dachte sie. Während sein Mund ihr Haar berührte, ihre Lippen suchte, griff sie verstohlen nach der Tasche, in die er die Waffe gesteckt hatte. Sie fühlte sie! Sie hatte sie! Mit einem Ruck zog sie sie heraus. Dann stieß sie ihn auch mit aller Kraft von sich weg, daß er, der ganz Überraschte, zurücktaumelte; richtete sich auf, sich in ihre Decke wickelnd, und hielt ihm den Revolver entgegen. „Keinen Schritt!" sagte sie mit fester, entschlossener Stimme. „Sonst schieß' ich!"

Edmund starrte sie an, offenbar verwirrt, verblüfft; durch den Schreck ernüchtert stand er für den Augenblick hilflos da. Der Sieg und die Hoffnung gaben ihr die Ruhe wieder: „Hören Sie mich an! Ich will Ihnen etwas sagen, Edmund: ich verstehe Ihre Gefühle, ich kann sie erwidern; aber meinen freien Willen geb' ich Ihnen nicht. Zwingen laß' ich mich nicht! Kommen Sie ein andermal wieder — bei Tage — bei Tage lassen Sie uns von der Sehnsucht und der Liebe und dem allen reden. Die Nacht ist zum Schlafen. Sie sagen ja, Sie haben mich lieb. Dann werden Sie mir doch auch meinen Schlaf, meine Ruhe gönnen. Nicht näher! Sonst schieß' ich! Der Gewalt weich' ich nicht. Nur der Liebe weich' ich. Jetzt steigen Sie die Leiter hinunter, und fort. Gute Nacht!"

Es schien, daß er gehen wollte, er schien in sich zu schwanken. Dann schüttelte er aber den Kopf, mit wirr wildem Ausdruck; er sah einen Lehnstuhl hinter sich und setzte sich hinein. Sein Blick, seine gepreßten Lippen sagten: nein, ich geh' nicht fort! — Selma,

den Revolver in der vorgestreckten Hand, fragte sich in jagenden Gedanken: was tun? Am Bett war kein Klingelknopf. Aufstehn und zu dem Knopf am Schreibtisch gehn? Dann sprang er sie an, und mit einem Griff —! — Oder um Hilfe rufen? bis die Zofe oder auch der Diener kam? Dann raste er etwa und erwürgte ihn. Seine Augen brannten, schauerlich gerötet. Es erwachte nun aber auch etwas anderes darin, wie es schien; Müdigkeit! hoffte sie. Vielleicht schlief er lange nicht. Vielleicht erschöpfte sich die Kraft in ihm!

So starrten sie sich an. Ihr Arm mit dem Revolver blieb im Anschlag; er zitterte oft leise, er senkte sich ein wenig; ich kann nicht mehr! dachte sie dann und wann. Aber sie konnte doch immer noch; die ausgeturnten Arme! der Wille! Seine schrecklichen Augen schliefen langsam ein. Endlich sank er in den Lehnstuhl zurück, rührte sich nicht mehr, atmete wie ein Schlafender. Selma blickte dankbar empor; erlöst! — Leise stand sie auf, unhörbar; warf einen Rock über sich, fuhr mit den nackten Füßen in die Morgenschuhe. Sie nahm das Licht und schlich hinaus; dann schloß sie die Tür von draußen zu, leise langsam drehend.

Fünftes Buch

Frau Julie Traugott saß am nächsten Abend in ihrem Wohnzimmer am runden Tisch; Evchen saß neben ihr, mit der Feder zeichnend; die Zunge zeichnete (eine noch nicht ganz besiegte Unart) bei jedem lebhafteren Anlauf mit. Frau Julie schrieb an einem Brief, aber nicht so eifrig; sie genoß die Abendruhe, sie freute sich an ihrem Kind — dem sie zuweilen das Zünglein sanft in den kirschroten Mund zurückschob — und dachte an dies und das. „Na, mein Alterchen? Bist du noch nicht fertig?" sagte sie doch endlich. „Dann laß es lieber bis morgen liegen. Schlafengehenszeit!"

Das Kind blickte auf; „aber das geht doch nicht, Mutti!" entgegnete sie in tiefem Ernst. „Wenn das Bild doch für Onkel Lorenz ist; und er kommt ja noch. Da müssen die beiden Kinder doch fertig sein!"

Frau Julie beugte sich seitwärts vor und sah hin. Ein Dirnchen mit hinausflatterndem Zopf und ein noch kleinerer Bub hatten dem Großvater die langen Stiefel eben ausgezogen; es war aber offenbar eine schwere Geburt: das Bübchen saß schon auf der Erde, das Mädel flog bedenklich zurück. Der Großvater

aber war in sichtbaren Ängsten, der Zipfel seiner Haube ging wie eine Fahne nach rechts, sein Stuhl fiel hintenüber und beinahe auf seinen Hund.

„Das ist ja eine schreckliche Geschichte!" sagte Julie lächelnd. „Aber was fehlt denn noch? 's ist ja fertig, Kind."

Eva schüttelte den Kopf, schonend überlegen. „Das versteht's Mutti nicht. Ich muß ja doch den Hund noch retten, daß er nicht unter den Torfwagen kommt."

„Wie willst du den retten?"

„Ich dreh' ihn etwas mehr nach rechts, weißt du; und streck' ihm die Vorderbeine lang aus: dann sieht man schon, er ist auf dem Sprung und kann den Großvaterstuhl auslachen. O du, das ist oft gar nicht leicht, bei so 'nem Unglück so ein Tier zu retten; — aber diesmal hat's keine Not!"

Julie legte dem Mädel die Hand auf das braune Köpfchen. „Warum schilderst du auch so oft solche Unglücksfälle!"

„Ach, die sind so lustig, Mutti. — Er kommt!"

Eva hörte draußen einen etwas knarrigen, geliebten Baß. Sie sprang empor und lief zur Tür; die Tür ging auf und sie lief dem Onkel Lorenz in die Arme. „O Himmel! Man rennt mich nieder! Hilfe!" rief Lorenz. Die Kleine lachte und küßte ihn im Sturm auf den Mund.

Dann lief sie aber wieder zum Tisch zurück und legte ihre beiden Hände auf die Zeichnung. „Bitte, guck nicht her; das darfst du noch nicht sehn! Geh du nur zu Mutti; sprich mit ihr; ihr habt euch ja immer

so viel zu sagen. Ich mach' das noch fertig; dann schickt mich diese grausame Madam zu Bett!"

Lorenz trat zu Frau Julie; es war ihm ein wohliges Behagen, die angenehme Fülle dieser Wohlgestalt in einem gemütlichen Hauskleid zu sehn, das sie sich mit viel Geschmack selbst geschneidert hatte. Er schaute sie und den Tisch und das Zimmer an; er war erst zum zweitenmal hier und fühlte sich beinahe schon wie ein alter Kunde. War er mit der Frau auf der Reise so schnell Freund geworden, mit ihrem „molligen" Heim ging's ihm ebenso! Ja, ja, mollig, dachte er; ihm gefiel das Wort. Wie der Mensch, so sein Haus! — Es drängte ihn, das Wort auch laut zu sagen. „Wissen Sie, was ich eben denke? Daß hier alles in einer unendlich behaglichen Harmonie zusammenstimmt; und diese Harmonie heißt: mollig."

„So was hört man ja gern!" antwortete sie heiter. „Die Hauptsache in so 'nem Wohnzimmer sind die Farben, nicht wahr? Man setzt sich nicht gern auf einen kaltblauen oder grasgrünen Stuhl, und man guckt nicht gern auf eine blaßrosenrote Wand. — Ja, jetzt sieht's hier wohl leidlich aus; aber in den ersten Jahren, als Madam Traugott kein Geld hatte, aber Schulden, da war's eine Trödelbude, ach Gott!"

Lorenz nahm ihre Hand, ihr herzlich zunickend. „Wie gut, daß es nun besser geht! — An dieser Tür könnte man eine Tafel anbringen: ‚Hier wohnt der Frieden'; so gemütlich ist es. Heut nachmittag war ich in einem Haus, da sah's anders aus! — Haben Sie schon von dieser Nacht in der Villa Behrend gehört?"

„Nein. Kein Wort. Was ist —?"

Lorenz erzählte von dem Überfall durch Edmund Pinelli; von Selma Behrends Entsetzen, Tapferkeit und Flucht. „Heut mittag ließen die beiden Damen mich rufen; die Mutter war in einem kläglichen Nervenzustand — ohnehin schon leidend —, die Tochter sehr erschüttert, aber sie hatte sich in der Hand. Wie sie mir das Ganze berichtete — ein starkes Weib! — Heut früh waren Schutzmänner und ein Arzt gekommen, man hatte sie gerufen; sie fanden den Edmund Pinelli im tiefsten Schlaf, kaum zu erwecken. Sie nahmen ihn mit fort, zur Beobachtung in einer Heilanstalt. Er ging ohne Widerstand mit, wie verblödet, stumpfsinnig; im Wagen, hör' ich, ist er ihnen gleich wieder eingeschlafen. — Aus dem, was ich mir zusammengehorcht habe, bei den ‚Unzertrennten' — Lorenz nannte sie jetzt aus heimlicher Freude so, statt die „Unzertrennlichen" —, „bei Selma Behrend und sonst, aus alledem hab' ich mir mein Bild gemacht! Der schöne Edmund — — es hat sich schon ziemlich lange vorbereitet, scheint mir. Wohl zu stark gelebt; wie heißt's doch bei Goethe: ‚Mit Männern sich geschlagen, mit Weibern sich vertragen'; gesuchtester Verteidiger und beliebtester Don Juan! Dann ist sein Eitelkeits- oder auch Verliebungskampf mit der stolzen Selma hinzugekommen; zuletzt die wilde Jagd nach Rügen, das ‚Verschmoren des Gehirns' im Sonnenbrand; na, und wer weiß, was noch. Ärmer, törichter, von seinen Erfolgen verdorbener Mensch! Der wird wohl nimmer gesund!"

Lorenz hatte mit halber Stimme gesprochen, während Evchen am Tisch die Stiefeltragödie des Großvaters fertig zeichnete; sie hatte aber, wie die Kinder schon sind — und wie die Erwachsenen es so oft vergessen —, in heimlicher, herzpuckernder Spannung gelauscht. Doch als der Onkel nun zu ihr trat, tat die Schelmin nichts dergleichen; sie fühlte wohl, daß sie für *solche* Tragödie wie die des schönen Edmund wohl nicht als richtiges Publikum gelte. „So," sagte sie und überreichte ihm ihr Kunstwerk; „das hat aber noch Arbeit gemacht! Es ist für den geliebten Reiseonkel. Du hast dir in Bayern immer gewünscht, ich sollte dir auch einmal *spanisch* kommen, und du meintest *dramatisch* damit. Na, wenn beinah ein Hund erschlagen wird; das ist doch dramatisch. Und nun muß ich stantepede zu Bett!"

Lorenz nahm die Federzeichnung, belobte sie, bedankte sich, und entließ die lange Kleine mit einem herzhaften Kuß. Er lächelte ihr nach, bis sich die Tür hinter ihr schloß. „Ich darf's gar nicht sagen, wie lieb ich das Mädel hab', sonst wächst sie mir über den Kopf! — Wie mögen Sie die entbehrt haben, solange sie in Liegnitz bei der Großmutter blieb. Aber seit Sie sie bei sich haben können, wie danken Sie wohl Ihrem Gott!"

„Ob ich das tue!" antwortete Frau Julie, die schönen bläulichen Augen emporschlagend; sie schauten dann aber den „Onkel Lorenz" mit einem ihrer klugen, langen Blicke an. „Wenn das nur nicht alles auch seinen Schatten hätte; ich will sagen, seine Schwierig-

keiten. Als Evchen nun endlich zu mir kam — — ich hatte sie bis dahin immer nur auf Besuch gesehen. Und ich hatte auch eigentlich noch nicht Mutter sein gelernt! Sich denken, wie man erziehen will, ach Gott, was ist das? Graue Theorie. Dann kommt plötzlich die Wirklichkeit zur Tür herein, ein lebendiges, furchtbar lebhaft lebendiges, furchtbar kompliziertes, erst so recht zu erziehendes Kind! — Da stand ich mit meinen ausgedachten Gedanken. Ganz allein, ohne Mann, ohne Mutter, Bruder oder sonst was; bis über den Hals in Arbeit. Da hab' ich doch im Bett manchmal dagelegen, wenn ich wieder gesehen hatte, wie weit Mutter und Tochter noch auseinander waren — wie verschieden, mein' ich, und noch nicht zusammengewachsen, mein' ich — und hab' mir in meinem Zorn auf die Backe geschlagen: Ja, du unreife, dumme Mutter du, lern du nur erziehn!"

„So hart sind Sie mit sich umgegangen," sagte Lorenz lächelnd. Das Lächeln ging in tiefes Mitfühlen über: „Ja, das ist nun auch wieder ein weibliches Martyrium, auf das kommt man gar nicht. Eine Mutter, die ein schon halbgroßes Kind erziehen lernen soll, weil sie in ihrem heldenmütigen Lebenskampf zum Muttersein keine Zeit, keinen Schilling hatte! — Ach, Sie liebe, tapfere Frau —"

Er nahm ihre beiden Hände und küßte sie. „Nein, nein," sagte sie und zog sie zurück. „Die sind so zerarbeitet; wie kann man die küssen!"

„Eben darum; die sind so ehrwürdig. Darum küßt man sie!" Er nahm sie alle beide wieder und streichelte

sie zart, voll Hochachtung; dann drückte er noch einmal die Lippen darauf. „Ich bin ja gerührt, so oft ich an Ihren Lebensweg und Ihre Lebenskraft denke; das sind meine Menschen, da geht mir das Herz auf. War ja einer meiner besten Gedanken, als ich mir in Parten-kirchen im Postgarten sagte: ‚So, nun muß auch die Mutter her!‘ — Und wie lieb von Ihnen, daß Sie auf die vier Ansichtskarten hin —“

„Ach, ich kriegte ja zuerst einen Todesschreck! Ich dachte, die sind alle verrückt! — Ja, so kann man bei der ewigen Schneiderei werden, so philisterhaft. Aber dann allmählich — bald — da auch eben meine Ferien anfingen —“

„Da wurden Sie wieder die junge Liegnitzerin — die Sie halt noch immer sind!“ — Er schaute sie mit außerordentlichem Vergnügen an; er vergaß das Reden. Endlich lächelte sie aber so, daß er wieder zu sich kam. „Ja, was ich aber noch sagen wollte: ich hab' so 'ne Unruhe — will doch noch einmal, ganz geschwind, zu der armen Selma hinaus. Ich denk', ihr tut es gut. Also gute Nacht! Grüßen Sie die Eva; und freuen Sie sich so recht unbändig über Ihr liebes, besonderes, putziges, herziges Kind!“

* * *

Es war Nacht geworden, eine sternenlose, umwölkte Nacht. Lorenz ging die Schillstraße entlang, in der Traugotts wohnten, zum Kanal, zum Lützowufer; er suchte eine Automobildroschke, um so rasch wie mög-lich zum Grunewald zu kommen, er spähte und horchte

umher. Es war aber nichts zu sehen und zu hören, die Gegend war merkwürdig ungroßstädtisch leer und still. Als er auf die Herkulesbrücke kam und an beiden Ufern hinuntersah, fiel ihm eine große weibliche Gestalt ins Auge, die an der Brüstung stand und so eigen ins Wasser hinunterstierte, daß er aufmerksam ward. Ihr Gesicht war im Schatten, fast nicht zu sehn; ihm kam aber dennoch ein Gefühl: kenne ich die nicht? Endlich entschloß er sich und trat hinzu. Der schwache Lichtschein an ihrer Wange ward stärker; überrascht blieb er vor ihr stehn. Selmas Schwester! Walli!

„Fräulein Walli!“ sagte er unwillkürlich. Er sah nun, daß sie gut, nicht auffallend gekleidet war, nur ihr Hut war ungewöhnlich groß und stark befiedert. Sie wandte ihm langsam, wie zögernd, das Gesicht zu; es war blaß, tief ernst. Sie hatte offenbar keine Lust, zu antworten; auf einmal wurden aber ihre Augen groß. „Ah!“ entfuhr ihr, „Sie sind's! Der Herr von damals — im Café Bauer —“

„Sie erkennen mich?“ fragte er verwundert.

„O ja — o ja — auf den ersten Blick. Ich weiß nur den Namen nicht —“

„Lorenz ist mein Name. Ich saß da mit Herrn Weiland; Sie —“

„O, ich weiß, ich weiß,“ fiel sie ihm ins Wort; mit müder, aber gleichsam erwachender Stimme. „Sie hatten so ein gutes Gesicht; furchtbar gute Augen. — Aber was wollen Sie denn jetzt? Wie sehen Sie mich an?“

„Sie ſtanden da ſo — merkwürdig; — und das tun Sie ja auch n o ch. Wenn jemand ſo im Dunkeln am Waſſer ſteht —"

„Dann will er hinein," ſprach ſie's zu Ende. „Nein, mein guter Herr, da täuſchen Sie ſich. Denk' nicht dran! — Das heißt, ich denk' wohl dran — denk' wohl m a n ch e s m a l dran — aber es wird nie was draus." Sie lachte einmal auf. „Bin zu feig dazu! Ich gehöre auch zu den Leuten, die mit ſo was ſpielen. Ich geh' wohl mal her und ſchwelge in dem ſchönen Gedanken; aber zur Ausführung kommt es nie!"

„Warum ſchwelgen Sie in dem ſchönen Gedanken?"

„Das iſt doch kein Wunder. Sie wiſſen ja wohl noch, wie ich lebe; — oder wiſſen Sie das nicht mehr?"

Er hob einen Arm, es überkam ihn. „O b ich das noch weiß!"

„Ach ja — nun fällt mir's wieder ein. Sie ſind ja der Herr — der Freund von Selma Behrend im Grunewald, nicht wahr, der ſie zu mir ſchickte! — Ja, die guten Augen. Ein rührender Menſch. Sie hatten es ja rührend gut gemeint! — Aber wenn ich Sie d a m a l s wiedergeſehen hätte — da hab' ich einen rieſigen Zorn auf Sie gehabt. Da hätt' ich Ihnen allerlei ins Geſicht geworfen; weil Sie ſich herausnahmen, mir — — Na, aber heut bin ich ſo ſanft, ſo ſtill. Heut hab' ich einen Sentimentalen — einen Lyriſchen — oder einen Kater — —" Sie lachte wieder auf. „Ja, was alles über den Menſchen kommt!"

„Fräulein Walli!" ſagte Lorenz mit gedämpfter Stimme, da eben einige Männer über die Brücke

gingen; ihm war erbärmlich zu Mut. „Sie sind unglücklich; das hör' ich ja. Was ist Ihnen geschehn?"

„Geschehn? Mir ist nichts geschehn. Was soll mir geschehn sein? — Es geht nur natürlich auf und ab; mit dem Glück verheiratet sind die Menschen alle nicht — und unsereiner auch nicht — natürlich. Als Sie mir meine Schwester auf den Hals schickten —"

„Das hab' ich nicht getan!"

„Da hatte mir die sogenannte Vorsehung grade so einen ‚Stern', so einen Feinen, Reichen geschickt; na, sie hat ihn mir wieder weggenommen. Sie wissen wohl, was Sattwerden ist! — Und nun geht's nicht auf, sondern ab. Das heißt, mehr in mir; Not und Elend nicht, das nicht. Aber — wie soll man sagen. Sagen wir mal: Ekel. Und wenn der kommt, dann kommt auch allemal: wär' ich doch tot!"

So spricht Selmas Schwester! fuhr es durch den erschütterten Lorenz hin. Er sah ihr unverwandt ins Gesicht; es verlor seine Bläße nicht, es erschien ihm abgehärmt. Etwas halbverkommen Edles, Feines lag in den bleichen Zügen; oder war's nur eine Ähnlichkeit mit der Schwester, das verwandte Blut? Täuschten ihn die großen, gelbgrauen Augen, die so Selmaisch blickten? — Er hörte eine Uhr schlagen. Für die Villa Behrend wurde es nun doch zu spät. Er mochte auch das Mädel nicht allein auf der Brücke lassen ... „Also — Fräulein Walli — den riesigen Zorn auf mich haben Sie nicht mehr?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Gehn Sie dann noch ein paar Schritte mit mir?"

Sie wunderte sich; dann nickte sie. Durch einen stummen Blick sagte sie ihm unerwartet freundlich und beredt: Du bist offenbar ein guter Mensch!

Er ging über die Brücke hinüber, sie mit. „Da Sie grade vom Ekel sagen," fing er ohne jedes Pathos, fast gemütlich an. „Jeder von uns kennt ja den Ekel, auf seine Art. Aber wenn Sie mir ein bißchen erklären möchten, wie Ihr Ekel ist; was Sie dabei fühlen."

„Ja, wie soll ich das sagen? — Ich hab' dann genug von mir! Und ich komme mir — — Es ist aber doch komisch, daß wir zwei von solchen Dingen miteinander reden. Was gehen wir einander an?"

„Na, wir sind ja doch keine Gorillas, sondern Menschen. Da hat man doch gewissermaßen kameradschaftliches Verständnis; nicht? — Sie sagten eben: ‚Ich komme mir — —' Bitte, wie kommen Sie sich —?"

Walli sah Lorenz von der Seite an, sie wunderte sich wieder; so einen Menschen hatte sie wohl noch nicht erlebt. Halb bewußt oder unbewußt drängte sie sich näher an ihn; es tat ihr offenbar gut, ihn neben sich zu haben, nicht allein zu sein. Sie murmelte so hin: „Ach, dann komm' ich mir wie 'ne Tote vor. Und die andern da um mich herum — die auch so leben wie ich — ist denn das ein Leben? denk' ich. Die kommen mir alle wie gestorben vor. Dann werd' ich sentimental; verrückt. Und möcht' wohl in dem Augenblick, husch, husch! wieder zu den Leuten zurück, die — — na, von denen ich so weit weggekommen bin. Oder ich möcht' hinauf, hinauf — so ins Blaue hinein.

Flügel an den Schultern. Hoch aus diesem Schlamm heraus... Verstehn Sie?"

„O ja; jedes Wort."

„Oder — — Ach, lassen wir die Dummheiten." Walli blieb stehn; sie schloß die Augen, sie drückte sie zusammen. „Es nützt ja doch alles nichts! Ich bin, wie ich bin. Da ist nichts zu ändern!" — Sie hob aber plötzlich beide Arme in die Luft. „Aber — aber — ach Gott!"

„Was aber?"

Sie horchte auf und sie sah ihn an. „Sie haben nicht bloß so gute Augen, auch 'ne gute Stimme. — Merkwürdig, wie wenige Menschen das haben. Eigentlich sehr traurig, nicht? — Was hatten Sie gefragt? Was sollt' ich Ihnen sagen?"

„Sie fingen ein ‚Aber' an, und dann sagten Sie's nicht."

„Ach, ich wollt' nur sagen: man ist ja doch auch ein Mensch, nicht wahr. Der Mensch will zum Menschen." Sie deutete den Kanal hinunter, irgendwohin: „Das sind keine, die tun nur so! O Gott, denk' ich dann, wenn ich doch einen, einen Menschen hätte, der mir wirklich gut ist — zu dem ich mich retten kann, wenn's in mir so Nacht wird — der mir helfen kann!"

Lorenz faßte ihre Hand und hielt sie fest. Sie machte ein sonderbares, befremdetes Gesicht: „Was wollen Sie mit meiner Hand?"

„Nu, doch nur so. Wie ein Mensch zum andern. — Der Ihnen helfen kann, sagen Sie. Das Wort

traf mich so;" Lorenz lächelte: „ich werd' von meinen Leuten im Spaß und wohl auch im Ernst der Helfer genannt. Ich kenne Ihre Mutter und noch mehr Ihre Schwester — die ich sehr verehre. Ja, ich bin der Freund! der sie vor etwa vier Monaten angestiftet, beredet hat, zu Ihnen zu gehn —"

In Walli rührte sich wieder der alte Zorn, sie fiel ihm in die Rede: „Machen Sie o f t solche Dummheiten? Mischen Sie sich g e r n so ungebeten und so unnütz ein?"

„Ich hätt's lassen können. Na ja. Ich hab's nicht gelassen. Wenn Sie mich nun deswegen abkanzeln, das tut mir nichts; das wird man gewohnt. Und wie werd' ich Ihnen was übelnehmen; einer U n g l ü c k l i c h e n schon g a r n i c h t. Und was Sie auch sagen mögen, das steht ja doch auf Ihrem blassen Gesicht, in Ihren Selmaischen, schönen Augen, daß Sie unglücklich sind!"

„Ach!" Walli lachte laut. „Ich hab' schöne Augen? Also Sie, der ‚Helfer', der gute Mensch, Sie schmeicheln a u ch? — Ach, Sie wollen wohl was von mir?"

Lorenz blickte sie schmerzlich an. Er mochte nichts erwidern. Eine Weile hielt sie seinen Augen trotzig, mit höhnisch verzerrten Lippen stand. Endlich sagte er doch, so schlicht vorwurfsvoll, daß es ihr durch alle Glieder ging: „Walli! Walli!" — In diesem Augenblick fing sie an zu zittern; darauf überfloß sie ein Tränenstrom.

Er schwieg wieder, zuerst überrascht, dann heimlich froh vor sich hin nickend; sie sah nichts, sie weinte nur.

Von Zeit zu Zeit schüttelte es sie. „Walli!" sagte er zuletzt, in anderm Ton, da sie lauter schluchzte und Vorübergehende horchend stehen blieben; nahm ihren Arm und führte sie weiter, an dem schmalen Herkulesufer hin, wo vor den Vorgärten der Häuser nur ein breiterer Fußweg ist. In ihr war kein Widerstreben mehr, ihr Arm lag auf seinem; die große, schlanke Gestalt ruhte fast wie eine Last auf ihm, so hatten sich Wille und alles in ihr aufgelöst. „Menschenkind," sprach er leise an sie hin, wieder ganz im Helfertum, alle Zweifel wegjagend, „ich versteh' ja alles. Es ist ja mit ganz natürlichen Dingen zugegangen, daß Sie auf diesen Weg gekommen sind; die Natur hat es so gemacht. Was wissen wir davon, warum sie's so macht? Das sind ihre Rätsel. Aber die Natur hat Ihnen auch eine edle Umgebung und Bildung und feinere Formen und so weiter gegeben; und die Sehnsucht nach dem Reineren, Besseren — die Sie dann, na, sagen wir: auf die Herkulesbrücke führt. Wie jung sind Sie noch! E i n e n Menschen, sagen Sie. Wenn nun ich der wäre? Wenn es mir eine Wonne wär', Ihnen beizustehn? — Ich will Ihnen nur sagen, Fräulein Walli, was mir durch den Kopf geht; hören Sie nur ruhig zu, nein sagen können Sie ja immer noch. ‚Knowledge is power', sagten Sie damals zu Herrn Weiland, im Café Bauer; wissen Sie das noch? Sie h a b e n knowledge; viel gelernt; viel gelesen. Sie können die Sprachen, die man braucht. Können Stunden geben. Wenn Sie wieder von den ‚gestorbenen' oder ‚toten' Menschen zu den lebendigen wollen — ich miete Ihnen zum Bei-

ſpiel eine kleine Wohnung; weit weg von da, wo Sie jetzt — gelebt haben; daß Sie niemand kennt: Berlin iſt groß! Ich gebe Ihnen, was Sie brauchen, bis Sie ſelbſt erwerben. Sie ſuchen Schüler und Schülerinnen für Sprachſtunden; würd' Sie das nicht freuen?"

Walli zögerte. Dann nickte ſie.

„Vielleicht können Sie's auch in dieſer großen Fremdenſtadt Berlin mit einer Fremdenpenſion verſuchen; ſehn Sie, auch da kämen Ihnen Ihre Bildung und Ihre feinen Manieren zu gut! — So, wie Sie bis heut gelebt haben, das — das erſchöpft ſich ja. Nehmen wir an, das wären Ihre Studentenjahre geweſen; nun fängt das ſogenannte bürgerliche Leben an! — Liebes Menſchenkind, glauben Sie mir, ich mein's Ihnen ſehr gut. Nicht bloß, weil Sie Selmas Schweſter ſind; das dachten Sie wohl eben, wie? Auch nicht bloß, weil mir Ihr Schickſal zu Herzen geht. Nein, weil Sie ſelbſt mir zu Herzen gehn; weil in Ihren Augen — Ihr ganzes Weſen — — Schon im Café Bauer. Damals im Café Bauer ſagten Sie auch, das wiſſen Sie wohl nicht mehr: ‚Puisqu'ici bas toute âme — toute âme — donne à quelqu'un — weiter weiß ich's nicht!"

Walli ergänzte mit zitternder Stimme: „Sa musique — sa flamme —"

„Nun weiß ich ſchon: ou son parfum! — Liebes Fräulein Walli. Wer ſo ſpricht, ſo fühlt — — ſehn Sie, das haben Sie alles noch. Ihre musique, Ihre flamme — die können Sie wohl noch einmal einem Menſchen geben, den Sie — lieben können; das haben Sie ja

noch nicht gekonnt. Kommen Sie nur erst zu mir; das heißt — Sie verstehn mich — zu dem, was ich Ihnen raten, wo ich Ihnen beistehn kann. Gehn Sie eine Weile auf meinem Weg, dann findet sich das alles; dann wundern Sie sich vielleicht eines Tages auf den Tod: wie komm' ich zu all dem Glück? — Es gibt nämlich mehr Glück auf der Welt, als die meisten wissen. So viel Glück, das aus der musique, aus der flamme kommt. — Fräulein Walli, Sie sind so still. Aber es klingt so, wie wenn Sie —"

Ihm war, als hörte er sie leise schluchzen; bisher hatte sie mit halbgesenktem Kopf lautlos zugehört. „Fräulein Walli," wiederholte er; die Brust war ihm übervoll. „Sagen Sie ein Wort. Darf ich Ihnen der eine Mensch sein? Soll ich Ihnen helfen?"

Es war mittlerweile tiefe Nacht geworden. Am Kanalufer war es eben völlig still und leer. Plötzlich warf sie sich ihm an den Hals, so heftig, daß er sich kaum aufrecht hielt, umschlang ihn und küßte ihn. Einen Augenblick schluchzte sie dann wieder laut, fast zu laut.

„Na, dann ist's ja gut!" sagte er und streichelte sie wie ein Kind. Er nahm ihre beiden Hände und legte sie auf seine Brust; ihm war so ungewohnt feierlich zu Mut. „Selmas Schwester. Ich wußt' es ja. Ich hab's ja gewußt."

„Es gibt ja keinen Menschen wie Sie!"

„Ach du lieber Gott. Es gibt wohl viele. Aber Sie haben mir noch nicht gesagt — — nicht wahr, Sie wollen —"

„Ja, ja, ja. Ich will!"

Er streichelte sie wieder, — so, wie er dieser Tage das Evchen Traugott gestreichelt hatte. „Na, dann ist's ja gut!"

* * *

Der August ging zu Ende; er hatte viel Regen und Kühle gebracht und viele böse Worte hören müssen; endlich gab er wieder einmal einen freundlichen Tag. Jungblut war mit Mary Evans auf der elektrischen Bahn bis Halensee gefahren, sie schlenderten nun zur Behrendschen Villa am Grunewald, froh, sich in warmer Luft zu ergehn und den Übergang aus dem gar so städtischen, hochhäusigen Halensee in das Villengelände der Waldkolonie Schritt vor Schritt zu genießen. Mary war, so gern sie auch ritt, eine „Fußgängerin ersten Ranges", wie Jungblut sie nannte; sie federte leicht und anmutig dahin. Jungblut suchte es ihr gleichzutun, aber mit seinem Ehrgeiz hielt die innere Schnellkraft nicht Schritt. „Gummi elastikum wie Sie, nein, das bin ich nicht!" sagte er mit etwas säuerlicher Heiterkeit. „Nicht meine Jahre — die spür' ich nicht;" er *wollte* sie nicht spüren. „Aber ich bin nicht so ganz aus Gummi gebaut!"

Mary lächelte. Sie hatte schon lange eine Frage auf dem Herzen; aus mädchenhafter Scheu, von der sie mehr besaß als sie wollte, hatte sie geschwiegen. Jetzt fand sie endlich den Augenblick, so recht harmlos plaudernd hinzuwerfen: „Früher sagten Sie von *Ihrer Frau*, sie sei ganz aus Gummi."

„Ja, das war sie wohl; aber jetzt — zu stark aufgeblüht!"

„Und sonst, Meister, geht es gut? immer weiter gut? Frau Fritze macht Ihnen keine böse Stunde?"

Eine drollig diabolische Freude entwickelte sich auf Jungbluts ausdrucksvollem Schauspielergesicht; das hatte er noch aus seiner Spielopernsängerzeit, solange sie auch vorüber war. Er blieb stehn, funkelte sie an: „Mädel, das war Ihr größter Tag! Die Hundepeitsche damals, die hat wunderbar gut getan! — Nein, nein, keine böse Stunde mehr; die sind wie aus der Welt. Haben Sie je ein Lamm gesehn? Der Fritze fehlt nichts als ein blaues Band um den Hals. Es gibt doch Wirkungen — man glaubt es nicht! O, ich war ein ahnungsloser Mensch; ich könnt' auch sagen, ich war ein Esel. Nahm die Frau so einfach wie ein Schicksal hin: die ist nun mal so, da ist nichts zu machen, trag deinen Hausjammer mit Geduld! — Bis ein Mädel mit den sanftesten blauen Augen über den Ozean herüberkam und in einer herrlichen dramatischen Empörung, als Primadonna mit der Peitsche —"

Er blieb wieder stehn, auf den Goldknopf seines Stocks gestützt. „Und zu Ihnen ist die Frau immer noch so sanft, hold und gut?"

„O ja; wunderbar!"

Jungblut wurde tiefsinnig; er sah mit Fernblick in die Luft. „Das ist doch des Teufels: man weiß nie so ganz, was in einem Menschen steckt. Den einen kann man nur mit Liebe kurieren, alles andre ist Gift; und für einen andern ist nur die Peitsche gut! —

Ich muß Ihnen übrigens noch was sagen, Mary; das geht all diese Tage in mir herum, und mit wem soll ich darüber reden; für so was hab' ich niemand als Sie! — Eben diese Fritze nämlich. Seit Edmund Pinelli so schauerlich zerrüttet ist — hoffen Sie noch was? ich nicht! — seitdem ist noch eine zweite Veränderung über sie gekommen — die ist wunderlich; man weiß da nicht, was man denken soll. Ihr — ihr graut jetzt vor Edmund. Sie mag nicht von ihm reden hören. Neulich fragte sie einer, ob sie ihn sehen möchte; da hat sie sich geschüttelt — ihn mit beiden ausgestreckten Armen gleichsam abgewehrt — ‚um Gottes willen, nein, nein, nein!'" — Jungblut ging langsam weiter, als möchte er von der Sache nicht mehr reden, blieb dann aber wieder stehn: „Ja, und nicht bloß, daß ihr vor ihm schaudert — es ist alles so sonderbar. Manchmal hat sie sozusagen Zerknirschungen; ich weiß kein anderes Wort. Sie wirft sich allerlei vor, so unbestimmt, man versteht es nicht; fängt man an zu fragen, dann hat sie freilich nichts gesagt, hat's nicht so gemeint. Plötzlich kriegt sie aber so abergläubische Augen, guckt den Himmel an, starrt in die Luft — fürchtet sich vor irgendwas. Und wird dann zutunlich, anschlußbedürftig, kommt zu mir . . ."

Jungblut warf einen fragenden Seitenblick auf Mary. Sie tat, als bemerkte sie das nicht, und ging schweigend weiter.

Zögernd, mit schweren Schritten ging er ihr nach, eine Weile still; so im Gehen aber fing er an zu murmeln: „Ich weiß nicht — ich versteh's nicht. Hat sie ihn

wirklich zu gern gehabt? — Diesen Edmund Pinelli, mein' ich. — Sie kokettierte mit ihm; na, das hat sie nun einmal, das tat sie mit vielen. Sie war eitel und stolz auf ihn. Ist's denn mehr gewesen? — — Sie sagen aber auch kein Wort. Sie gehn so unschuldig wie ein Veilchen weiter. Ich erzähl' Ihnen das, weil Sie meine Freundin sind! Na also — was denken Sie?"

„Lieber, guter Meister," erwiderte Mary. „Sie müssen mich verzeihn: von so schwierigen Sachen versteh' ich nichts."

„Na ja, wie ich sagte: das Veilchen. Mit den Veilchenaugen. — Auf diese Weise erfährt man nichts. Erfährt man nichts! — — — Vielleicht ist's so besser. Zu viel Wissen macht das Leben schwer. Vielleicht sollt' ich mir einfach sagen: sei froh, daß sie solche — Zerknirschungen hat. Da wird sie immer kleiner, das tut ihr gut. Und gewöhnt sich das Kokettieren ab! — — — Hm! — Und dann. — Vielleicht ist für jeden eine Lehre drin. Vielleicht sollt' ich mir auch noch sagen —"

Er murmelte noch etwas, davon war aber nichts zu verstehn. Nach einer Weile fragte Mary: „Was meinten Sie?"

„Was ich meinte?" — Jungblut machte ein verkniffenes, dann sich zögernd aufschließendes, beinahe verschämtes Gesicht; so hatte sie ihn noch nie gesehn. „Ach, Sie unschuldiges Kind. Das verstehn Sie vielleicht wieder nicht. — Ich meine nur: man wird schließlich selber nachdenklicher und — vorsichtiger, wenn man

so einen erbärmlichen Untergang wie den des Don Juan Pinelli erlebt! — — Da sind wir ja wohl schon vor der Villa Behrend. Ja, richtig; da steht die Selma im Garten. Die sieht auch so aus, als hätte sie viel nachgedacht, mehr als uns gut ist. Ach du lieber Gott!"

* * *

Selma verlor ihre Bläße, als sie Mary mit Jungblut in die Gartentür treten sah, die Freude, die geliebten blauen Augen zu sehn, rötete ihr die Wangen; aber wie viel sie gelitten hatte, sah man doch sofort. Eben diese Wangen waren abgemagert, die Nase herrschte noch mehr als sonst und fast zu sehr im Gesicht; die tiefliegenden Augen waren tiefer eingesunken, alles, was das Gesicht bedeutend machte, hatte zugenommen, die mädchenhafte Schönheit hatte gleichermaßen verloren. Eine rührende Schwermut lag aber auf den edlen Zügen, die sie sehr verklärte. Sie hatte an Mary geschrieben, sie sei angegriffen, bleibe einige Tage zu Hause, um wieder kräftig zu werden; die Freunde werde sie aber gerne sehn. Sie ging den beiden entgegen, nickte ihnen freundlich zu und gab ihnen die Hand; sie sprach noch kein Wort. Mary begann zu reden; sowie Selma die liebe Stimme hörte, faßte sie die Freundin mit beiden Armen und zog sie an ihre Brust.

„Ach, ihr wißt ja noch nicht," sagte sie dann selbst. „Nun ist's abgemacht: Pinelli ist in einem Irrenhaus. Sie sehn es als progressive Paralyse an; was wir Laien so oft Gehirnerweichung nennen. Sie fürchten, es ist

hoffnungslos. Aber ob ein langes oder kurzes Leben, das weiß noch kein Mensch!"

„Und er selbst?" fragte Jungblut. „Wie ist er?"

„Anders als ich dachte; nach dem, wie ich ihn in der schrecklichen Nacht gesehen hab'. Unerwartet ruhig, sagte mir der Arzt, der Professor; oft stumpf, wie schon die Tage vorher in der Heilanstalt; selten aufgeregt, und dann niemals lange. Als wär' es ein erschöpfter Mensch!"

Selma führte ihre Gäste zu dem Tisch und den Sesseln unter der alten Tanne, ihrem Lieblingsplatz; dort hatte sie die Geschichte von Katharina von Schwarzburg und dem Herzog von Alba gelesen, dann durch Lorenz von Walli gehört; wie lange war das her! Wie viel Schatten lag seitdem auf ihrem Leben! — Sie zog Mary auf den nächsten Stuhl neben ihrem nieder und nahm ihre Hand. „Ach du Goldene, gut, daß du da bist; ich muß dir was sagen. Es droht mir was — es ruft mich was. Ich war so froh in meinem Krankenhaus; ich hab' nun auch meine Schriftstellerei so schön angefangen, sie drucken mich in der ‚Frau' und sonst, nennen mich 'ne ‚Hoffnung'. Da soll ich nun wieder heraus und —"

„Und was sollst du denn?" fragte Mary, da Selma nicht weitersprach, nur die Hände auf ihrem Schoß ineinanderrang.

„Er, der Arme, er wünscht es so. Es ist wie ein fixer Gedanke in ihm — ach, nicht erst seit gestern, schon wochenlang —; ich, ich soll ihn pflegen; dann wird er ganz gewiß gesund. Er hat mir's geschrieben, rührend,

abbittend, er sagt es zu den Ärzten, zu jedem, der zu ihm kommt —"

Jungblut unterbrach sie, seine Feueraugen erhitzten sich. „Und was sagen Sie? Sie denken doch nicht — ich bitte um Vergebung — Sie sind doch nicht ganz verrückt?"

„Ach nein, ich bin nicht verrückt. Mir graut ja vor dem bloßen Gedanken; brauch' ich das zu sagen? Zieht mich denn irgendwas zu ihm? Stößt mich nicht alles von ihm hinweg? — Nur daß ich mir sage —"

„Aha! Sie sagen sich was. Da kommt wieder das ewig Weibliche, euer Mitleid, euer Opfersinn, der euch alle toll macht!"

Selmas Züge zuckten nervös erregt: „Bitte, lieber Freund, eifern Sie nicht so. Ich sage ja noch nicht: ich will's, ich will's. In mir spricht nur etwas —"

„Und wie denken Sie sich so ein Irrenhaus?" fiel ihr Jungblut wieder ins Wort. „Da wird man doch nicht eine junge Dame hineinnehmen, eine Kommerzienratstochter aus dem Grunewald, damit sie einen von den Patienten kuriert!"

Selma lächelte müde: „Sie werden so dramatisch. Ob es da nicht doch, vielleicht, eine Ausnahme gibt, das wissen Sie ja noch nicht. So wenig wie ich! — Mir gehn aber so viel Gedanken nach; — das ist doch erlaubt. Wenn nun vielleicht ich vor allem daran schuld bin, daß der Unglückliche so gräßlich, so jammervoll krank geworden ist? — Bitte, vernichten Sie mich noch nicht; von moralischer Schuld hab' ich nicht gesprochen. Aber wenn das Schicksal, daß er an mir — — daß ich —"

„Daß Sie so vernünftig waren, nicht auch wie so viele andre vor ihm in den Staub zu sinken. Wenn ihn d a s verrückt gemacht hat, dann lassen Sie ihn nur, wo er ist!"

„Ach, so mein' ich's nicht. — Mary! Mein Herz! Was sagst d u? Verstehst du, daß mir davor graut — ich kann dir nicht sagen, wie — daß aber ein Gefühl von Mitschuld — oder nenn's wie du willst — — und daß eine Stimme in mir sagt, immer wieder sagt: bring dich nur zum Opfer! Tu's! Vielleicht pflegst du ihn wirklich gesund! — Verstehst du das?"

Mary, mit tief ernstem Gesicht, antwortete sanft: „Ich weiß nicht."

Jungblut schüttelte seine langfingerige Hand: „Die hat heut ihren Tag, da weiß sie nichts. I ch kann Ihnen nur wünschen: erhalten Sie sich das Grauen, lassen Sie sich recht gründlich grauen, grauen Sie sich gesund!"

„Ungefähr so was hab' ich ihr a u ch gesagt," sprach eine Baßstimme hinter Jungblut; sie wendeten sich alle hin. Lorenz stand an einer Föhre, er war unbemerkt in den Garten eingetreten und hatte schon eine Zeitlang mit andächtiger Erbitterung zugehört. Er nahm zum Gruß seinen Hut ab, strich sich über das Haar und den kahlen Gipfel; „ja, wie sagt der alte Schiller: Seid ihr nicht wie die Weiber und so weiter; — bitte um Entschuldigung. Ich hatte schon gestern abend so ein Gespräch mit dieser hochherzigen Opferpriesterin; all' mein Abreden und Sorgen hat nichts genützt!"

Übrigens Sorgen, Sorgen, dachte er und erheiterte

sich; ich hab' a u ch eine innere Stimme, die sagt mir: sorg' dich nicht so sehr, es wird nicht so schlimm! Wie nutzlos sorgt sich oft der Mensch; — das könnt' auch von Schiller sein. Wie hatt' ich mich gefürchtet, wenn ich an meine Unzertrennlichen dachte: ja, auf der Reise ist's gut gegangen, aber wenn sie den Edmund in Berlin wiedersehn? Und nun ist er eine lebendige Leiche. Gefahr gibt's nicht mehr!

„Ich will Ihnen noch was sagen, liebe, gute Selma," fing Jungblut noch einmal an; „dann geh' ich, denn von so 'nem rabbiaten Kerl haben Sie offenbar genug. Aber da Sie davon sprachen, wer ‚schuld ist' — ich glaub', Ihr Krankenhaus ist daran schuld, daß Sie dieses Opfer für möglich halten, daß Sie diesen Kampf kämpfen! Seit Sie Kranke pflegen gelernt haben, hat sich Ihre Seele, die immer ins Heroische strebt, an dieses Schlachtfeld gewöhnt; wie die alten Germanen sich ihren Himmel als Walhalla träumten, aus der sie jeden Morgen beim Hahnenruf zum Kampf miteinander ausziehn, so denken Sie sich nun wohl Ihren Himmel auf Erden als ein Krankenhaus, in dem Sie bis an Ihr seliges Ende barmherzige Schwester sind. Kurz, sich für andre zunichtleben, und wenn's auch vorderhand nur für e i n e n ist!"

„Sagten Sie noch was?" setzte Jungblut nach einer Weile hinzu, da Selma schwieg. Sie lächelte auf die Frage nur; ohne jeden Groll oder Unmut, aber unbekehrt. „Na, dann leben Sie wohl und wohler; wir gehn; Mary und ich werden zu einer Prüfung im Gesang erwartet. Ich wollt', ich könnt' Ihnen einige

männliche Blutstropfen — — denn ein richtiges Frauenzimmer sind Sie d o ch, durch und durch. Aber das wollen Sie wohl auch sein. Guten Tag!"

Er küßte ihr die Hand, sah sie wie mit einem grimmigen und einem verehrungsvollen Auge an. Er und Mary grüßten und gingen.

* * *

Lorenz stand noch immer, wenn auch nicht mehr an seinem Baum; er betrachtete das edle Profil der blassen Selma, die den Davongehenden nachsah, und dachte mit beengter Brust: kann man denn so 'nem herrlichen Geschöpf nichts zu gute tun? — Wenn er schon von Walli und ihrer Zukunft reden könnte; aber so weit war's noch nicht. Von der kam er eben, aus der für sie gemieteten kleinen Wohnung; er hatte ihr Inserate für Zeitungen aufgesetzt, Ankündigungen von Sprachstunden, er lief nun herum, ihr eine Fremdenpension nach bewährten Mustern einzurichten. Er hoffte: es gelingt! Aber nur nicht zu früh gakeln; das Ei war noch nicht gelegt! — Nein, von Walli nichts; aber das a n d r e, das ihn diese Nacht so lange munter gemacht hatte; das so merkwürdig zu Jungbluts letzter Rede stimmte: weg mit den K r a n k e n h a u s-ideen aus Selmas Kopf! — Sie ging eben den Gartensteig entlang, von der Tür zu ihrem alten Platz zurück; dort setzte sie sich nieder, stützte einen Arm auf den Tisch und starrte in das Gebüsch hinein, in dem sich der allererste Hauch von herbstlicher Verfärbung rührte. Ein großartiges Profil! dachte Lorenz. Ein Menschenkind,

aus dem viel werden kann; man weiß noch nicht, was. Es kann wohl auch was Unkluges, Törichtes draus werden; „großzügig", wie man jetzt sagt, gewiß, aber unvernünftig. Ach Gott, wenn man sie anderswohin führen könnt', ohne daß sie's merkt!

„Was haben Sie da?" fragte Selma, die nach einer tiefen Stille aus ihren Phantasien erwachte. „Eine Photographie?"

Lorenz nickte, mit seinem unschuldigsten Gesicht, das Bild höher haltend, das er eben aus seiner Brusttasche gezogen hatte, und kam damit langsam zu ihr. „Ja; Kabinett; nicht schlecht gemacht. Ich hab' Ihnen ja von meiner kleinen Freundin Eva Traugott erzählt —"

„Die die interessante Mutter hat —"

„O ja, eine interessante Frau. Und Sie meinten, Sie möchten einmal ein Bild von dem Mädel sehn —"

„Und nun haben Sie mir's mitgebracht!" Mit einem matten, aber freundlichen Nicken dankte sie ihm: „Sie sind immer gut. Ich hab' zwar im Augenblick wenig Sinn für — — aber geben Sie her!"

Lorenz überreichte ihr die Photographie, sagte nichts dazu. Selma blickte so hin; allmählich erwachten ihre Augen. „Wie eigen, so ein Kind zu sehn, das — das schon ganz ein Mensch ist. Verstehn Sie, wie ich das meine? Es liegt vielleicht in dem Humor, der so drollig, so eigentümlich auf dem ganzen Gesichtchen lebt. — Aber auch was Ernstes, Wille und Charakter. — Wohl ein originelles Geschöpf!"

„Ja, sie ist originell, das ist sie," erwiderte Lorenz, mit seinem ruhigen Baß, der Selma wohl tat; das

wußte er schon lange. „Die Mutter ist weniger originell; aber, wie ich Ihnen schon früher sagte, eine vortreffliche Frau! — Wie verständnisvoll gucken Sie das Gesichtchen an; man sieht, daß Sie sich auf Kinder verstehn. Die kleine Tiermalerin; ich nenne sie die Rosa Bonheur von Berlin; dann lacht sie. Ich hab' ihr das auch in ihr Stammbuch geschrieben. ... Was die alles lernt! Und wie sie lernt! Ein Vergnügen, dem zuzusehn! Die beste Schülerin; das heißt, nicht der sogenannte Musterknabe, nein, aber ein Gehirnchen, wie fürs Lernen und Vorwärtsgehen gemacht. Was die alles fragt; was sie für drollige, putzige, feine Bemerkungen macht. Wenn ich so was höre, muß ich immer denken — ich bin ja ein ungelehrter Mann, ich komme nicht in Betracht — aber ich muß denken: könnt' ich doch ihr Lehrer sein! — Überhaupt — alle Wetter auch — der Lehrerberuf. Ich sag' mir oft: über den geht nichts. So einen kleinen, gottbegabten Menschen formen zu helfen — auf der Welt das beste Helfen, das es gibt!"

Selma hatte vergessen, was ihr auf der Seele lag, ihre Wangen färbten sich; sie nickte vor sich hin, dann ihm zu. „Hab' ich auch schon oft gedacht, Lorenz. Schon als junges Ding gedacht. Ich bin ja schon für meine Puppen Lehrerin gewesen; dann für ein kleines Nachbarskind, das ich mir förmlich eingefangen hatte. Bis ich dann auf andre Gedanken kam; andre Ideale! Meine Persönlichkeit ausbilden — mich ausleben — so sagt man ja jetzt. Und dann, Sie wissen ja, meine neue Liebe, das Krankenpflegen —"

„Sehr schön! sehr schön!“ fiel Lorenz ihr mit edlem Eifer ins Wort. „Wer dagegen spricht, ist kein Mensch! — Aber, hol' mich der — — verzeihn Sie — ich will nur sagen: so ein gesundes, blühendes, aufstrebendes Leben zu pflegen und zu führen, scheint mir doch noch schöner! — Wenn diese kleine Eva ihre Schulgeschichten erzählt —“

Er brach im nächsten Wort in der Mitte ab: seinem Späherblick kam auf Selmas Gesicht allerlei entgegen, das er nun herunterlas. Ihre gelblichen Augen hatten schon lange nicht so frisch und so froh geleuchtet, wie in diesem Augenblick. Auf ihren Wangen blühten Röschen auf; und wie es dann so geht, die Wangen schienen sich zu füllen, das ganze Antlitz schien nicht mehr so mager, wie es war. Sie nahm das weggelegte Bild wieder in die Hand und betrachtete es minutenlang. Sie war still wie er. Endlich sagte sie: „Ja, wie lieb. — Sie sollten sie mir doch einmal bringen, lieber Freund.“

„Wen? Das Evchen?“

„Ja.“

„Recht gern. Die wünscht sich ja nichts glühender, als Sie kennen zu lernen. Ich hab' ihr viel von Ihnen erzählt —“

„Mögen schön übertrieben haben!“

„Das glaub' ich nicht. Und die Mutter lechzt auch nach Ihnen. Sie sprechen ja beide von Ihnen, so oft ich komme. Ja, und was Sie der Mutter sein könnten, das ist nicht zu sagen! Wissen Sie, was ich an Ihrer Stelle täte?“

„Was denn?"

Er sah auf seine Uhr und nickte: „Richtig! Jetzt kommt sie aus der Schule. Das Evchen. Liebe, Gute — Sie verhocken sich hier, verwühlen sich in Ihre Gedanken; das macht nicht gesund. Sie sollten neue Menschen sehn! Ihren Hut sollten Sie nehmen, bei dem schönen Wetter, und mit mir hinfahren; da kämen Sie aus dem Grunewald und aus sich selber heraus!"

Selma drückte sich in ihren Sessel, wie vor ihm zurückweichend: „Ach, Sie wollen immer was. Sie sind unausstehlich. Ich bin so müde. Ich weiß nicht, was ich will, und mag auch nicht wollen. Mag mich nicht entschließen!"

„Ist auch gar nicht nötig," entgegnete Lorenz. „Dafür hat man Freunde!" Er kannte die kleine weiße Scheibe an dem Tannenbaum, die mit einer Glocke in der Villa zusammenhing; er trat hin und drückte darauf. Nach ein paar Sekunden erschien Selmas Jungfer in der Haustür und dann auf dem Kiesweg. „Liebe Emma," sagte Lorenz in tiefem Ernst, „bringen Sie dem Fräulein einen Hut, sie will in die Stadt!"

* * *

Es war ein Septemberabend, die Hängelampe brannte in Wallis neuem Wohnzimmer; Lorenz hatte ihr schöne Photographien geschenkt und selber an die Wand genagelt, er stand neben ihr, die in ein Zeitungsblatt auf dem Tische sah. „So," sagte er, „nun bin ich fertig! Das heißt — liebe Walli — ich bin eigentlich schon ziemlich lange fertig; ich hab' Ihnen das auch

gesagt. Sie hörten's aber nicht, Sie hatten wieder Ihren ‚Träumerischen', wie Sie diesen Zustand benennen. Wenn Sie nun gefälligst einen Ihrer geschmackvollen Blicke —"

„Auf die Wand werfen wollen," ergänzte Walli. „Ja, ja. Ich versteh' schon." Mit trägen Bewegungen richtete sie sich auf, drehte sich herum und schaute an den Wänden hin. Liebevoll und mit Bedacht verteilt hingen da Landschaften vom Rhein, von Italien, und Bilder aus den Berliner Museen; auch einige humoristische Szenen aus dem Leben, da Lorenz von ihr gehört hatte, daß sie so was liebte. Sie nickte. „Das haben Sie sehr hübsch und sehr lieb gemacht. — Wie Sie a l l e s machen. — Sie sind überhaupt ein Mustermann; Sie gehörten in eine moralische Erzählung für die reifere Jugend: In Amsterdam lebte vor Zeiten ein edler und so weiter!"

„Ich bin durchaus kein Mustermann," versetzte Lorenz, durch Wallis spöttischen Ton etwas gereizt und verdrossen; „ich hab' Ihnen die Bilder nur hingehängt, weil Mademoiselle keine Lust hatte. Ich dachte, es würd' Ihnen Freude machen; aber da Sie die Bilder alle liegen ließen —"

„Nu ja, mir war's einerlei; oder besser: schnuppe, wurscht. Mir ist a l l e s so — — Aber ich dank' Ihnen, ich dank' Ihnen. Sie sind wirklich der geborene Onkel, der rührende. Und wenn man ein ‚trauliches Heim' hat, wie Sie neulich sagten. ... Ich kenne ja auch die Verse von dem alten Goethe: Ach, wenn in unsrer engen Zelle —"

Sie sprach nicht weiter, sie warf sich in eine Sofaecke und pfiff einen Gassenhauer.

Lorenz runzelte seine rötliche Stirn, machte aber gleich wieder sein sanftes Gesicht. „Sie können sich ja pfeifen, was Sie wollen, Walli. Ich hab' nur gedacht —"

„Was denn?"

„Sie würden mit einem gewissen fröhlichen Lebensmut sagen: so, die Bilder haben wir; grade so wird nun auch alles andre kommen! Ein Schüler und eine Schülerin sind a u ch schon da; niedriger Preis für die Stunde — das schadet nicht. Mit der Zeit, da wachsen die Preise, das haben sie so an sich; nur Geduld, liebe Seele. Überhaupt — Geduld! Erst etwas Gras wachsen lassen über die Vergangenheit; dann wird alles kommen!"

„Wird kommen," murmelte Walli, in ein Kissen hinein, das sie spielend vom Sofa genommen und sich eine Weile vors Gesicht gedrückt hatte. „Wird kommen."

„Was sagen Sie?"

„Nichts. Ach, nichts. — — Geduld —!"

„Nun ja, natürlich Geduld. — Ich wollte Ihnen noch etwas sagen, Walli; eine große Bitte; aber Sie machen mir nicht den Eindruck, daß Sie in der richtigen Stimmung sind. Da muß man also wieder bis zum nächsten Posttag warten —"

„Nein, nein," unterbrach sie ihn. „Heute geht die Post." Sie warf den Kopf in die Ecke zurück. „Blasen Sie nur los!"

„Sehn Sie, gute Walli. Da wir nun so weit sind — da Sie sich aber einsam fühlen; das ist ja auch

natürlich — — wir sind ja in Berlin, wir haben nicht weit bis zum Grunewald. Wenn ich Sie und Ihre Schwester Selma jetzt zusammenbrächte —"

Die träge Walli sprang auf, als stürzte eben die Decke ein. „Meine Schwester —!" rief sie. Ein Schauder zitterte über die schlanke Gestalt. „O, ich hab' gedacht, das wird kommen. — Ich kann nicht! Ich kann nicht!"

„Walli! Ihre einzige, liebevolle, seelengute Schwester. Mit der können Sie nicht —"

„Noch nicht. Nein, ich kann's noch nicht. Gott, es mag ja kommen — es wird ja — aber jetzt noch nicht!"

„Bitte, setzen Sie sich wieder hin; fassen Sie sich, Walli. Sie haben ja bei all Ihrem heißen Blut doch auch einen klaren Kopf und einen tapferen Sinn! — So, da sitzen Sie. Ihr Weg in die Welt zurück geht ja doch über und durch die Schwester; das wissen Sie so gut wie ich. Wenn Sie nur erst mit d e r wieder einig sind! — Ich setz' mich a u c h. Ich denke mir's so: Sie und Selma sind wieder verschwistert — gut — dafür steh' ich Ihnen. Sie beide r e i s e n erst eine Zeitlang zusammen; vielleicht ich mit — wenn Sie mich wollen. Dann kommen Sie zusammen nach Berlin zurück. Man sieht Sie wieder in der Villa, im Elternhaus; denn Ihre Mutter, diese zarte, edle — — leider noch kränklich — aber herzensgut — an der wird's nicht fehlen. Und dann so allmählich —"

Walli fuhr wieder empor, sie hatte die Hände so lange ins Sofa hineingewühlt, sich festgehalten; aber die Nerven gehorchten nicht mehr. „Hören Sie auf!"

stieß sie fast ohne Stimme hervor. „Bitte, hören Sie auf! Ich kann's nicht mehr hören!"

„Was ist?" fragte er verblüfft.

Ihre Kehle gewann wieder Kraft, sie rief: „Ich werde toll! wild! verrückt! — Geduld, sagen Sie. Und dann! Und dann! Und an der herzensguten Mutter wird's nicht fehlen. Aber an der Tochter wird's fehlen!" Sie griff sich mit beiden Händen an die Brust, daß sie fast ihr Kleid zerriß: „An mir! An mir!"

Ehe Lorenz etwas erwidern konnte, fühlte er sich an beiden Schultern gefaßt und sah Wallis Züge nah vor seinem Gesicht, mit anderm, flehendem Ausdruck; „ach, Sie allerbester Mensch!" stieß sie nun ebenso jäh heraus. „Gehn Sie lieber fort. Ich bin heut meschugge. Nerven, Nerven! Dieses andre Leben; bedenken Sie, verstehn Sie. Diese gräßliche Einsamkeit —"

„Aus der sollen Sie ja heraus!" warf er in ihre sprudelnde Rede hinein.

„Ja, aus der soll ich heraus. Es wird auch. Sie sagen ja, das wird alles kommen. Aber heut — aber heut kann ich nichts mehr hören. Es liegt mir eine ganze Welt auf der Brust. Ich hab' Todesangst. Ich möcht' aus dem Fenster springen. Morgen, morgen, morgen!"

Sie drückte gegen seine Schultern, sie streichelte ihn mit bis zum Zittern aufgeregten Händen, sie drängte ihn zur Tür.

„Ja, ja," sagte er; „dann geh' ich ja. Sie wunderliches Mädel — — wenn ich nur begriffe —"

„Sie himmlischer Mann, verzeihen Sie. Lassen Sie mich heut in Ruh!“

Lorenz nahm seinen Hut und ging. Als er draußen war, seufzte sie erleichtert auf; atmete mit offenem Mund, legte den Kopf zurück, so weit wie sie konnte. Sie machte schleifende Schritte an den Wänden hin, deren Bilder sie anstarrten wie fremde, unheimliche Traumbilder, die man nicht versteht; trat ans Fenster und sah in die Nacht hinaus, auf die Scheiben pochend. Als täte ihr das ein andrer, so schüttelte sich ihr Kopf, Walli Hollands Kopf: „Ich kann nicht! Ich kann nicht!“ — Auf einmal saß sie an ihrem Schreibtisch, als hätte eine Stimme gesagt: setz dich hin! Und wie wenn ihr jemand diktierte, schrieb sie mit fester Hand, ohne zu stocken:

„Allerbester Mensch! Wie werden Sie mich nun verachten; das weiß ich. Alles, was Sie für mich getan haben, und noch tun wollen, das werfe ich ins Wasser; und mich hinterdrein. Ich kann so nicht! Wie sagten Sie mir neulich, am ersten Tag, am Kanal: es ist ja mit natürlichen Dingen zugegangen, daß Sie so gelebt haben, die Natur hat es so gemacht. Ja, die hat mich eben zur Dirne gemacht. Ich bleib' eine Dirne. Mir ist nicht zu helfen!

„Und da sitz' ich nun und die Tränen kommen, weil ich mich selber verachten muß. Alle Sehnsucht, die ich hatte und habe, nach dem Unaussprechlichen — Worte gibt's da nicht — nach dem Schönen, Guten, Himmlischen, oder wie — all die Sehnsucht hilft mir nicht. Ohne einen Tropfen von meinem Glück kann ich

doch nicht leben. Zu eurem Glück bin ich nicht geschaffen. Vielleicht überhaupt nicht zum Glück; solche Menschen gibt's ja. Also sterben, sterben. O wie hab' ich mich letzte Nacht nach dem Tod gesehnt. Wenn nur das Sterben nicht wäre, vor dem mir so graut. Aber das endet ja auch. Ein Sprung ins Wasser, dann ist's bald vorbei. Und dann hab' ich Ruhe!

„Ich möchte Ihnen so von Herzen danken, für all Ihr Helfen, und kann's nicht. Ich küsse Ihre Hände. Verachten Sie mich doch nicht zu sehr; haben Sie ein bißchen Mitleid, wenn ich tot bin. Sagen Sie meiner Schwester nichts. Es ist dunkle Nacht; wie gut. Da wächst mir wohl der Mut. Ich will gehn und sterben!"

Sie unterschrieb ihren Namen nicht; wozu? dachte sie. Es gab ihr so ein besseres Gefühl: als wäre sie schon richtig tot. Sie schloß den Brief, schrieb die Aufschrift, an Lorenz, und ließ das „Aktenstück" — ihr letztes — auf dem Tisch. Nur geschwind noch Hut und Schleier, und fort! Es jagte sie, sie vergaß die Hängelampe auszulöschen; die Treppen hinunter, über den Hof auf die Straße, auf der Straße halb laufend weiter, so rasch wie sie konnte — um nicht zu spät zum Wasser zu kommen, um noch Mut und Kraft zu haben, wenn sie auf der Brücke stand. Der Weg war nur gar so weit; oder schien's nur ihrer bangen Ungeduld so? Als sie an die Spree kam — sie wohnte nun fern vom Kanal; ihr noch alles fremd — und auf die hohe Brücke trat, sie wußte ihren Namen nicht — kann man denn hier auch sterben? dachte sie beklommen. Von hier

oben hinunter? in das schwarze Wasser? Da stürzt man ja wie ein Klotz hinein?

Sie schüttelte den Kopf. Ihr fuhr durch den Sinn: früher hatte sie zuweilen gesehen, daß Leute aus den langen Kähnen ans Ufer stiegen und auf steinernen Treppen herauf; oder umgekehrt. Ihre Augen suchten, beim Laternenlicht entdeckte sie so eine Treppe, die hinunterführte, bis zur Spree hinab. Walli, Walli, sei nicht so feig, sagte sie zu sich; von da unten ist's ja kaum mehr ein Sprung, du läßt dich hineinfallen, gibst vorher den Atem weg: dann versinkst du gleich! — Das hatte sie einmal von einer andern, mit dem „Abfahren" liebäugelnden Dirne gelernt. Sie ging bis zur Treppe und stieg rasch hinunter. Langsam, fast unmerkbar floß das schwarze Wasser vorbei, dann und wann am Bollwerk leise gurgelnd; als wär' es der schwarze Tod in Person, der vorüberzog, auf das junge Fräulein wartend, das da stand und stand: „Warum kommst du nicht? Auf was lauerst du noch? Ein so großer Spaß ist ja doch das Leben nicht. Bei mir find'st du das schönste, was es gibt: tiefe, tiefe Ruhe. Hier gibt's keine Schande, keine Reue, keine besseren Menschen, keine Predigten; das reine Paradies!"

Ja, ja! dachte sie und blieb doch stehn. So hatte sie auch einst beim Zahnarzt lange vor der Tür gestanden; wütende, verrückt machende Schmerzen hatten sie die Treppe zu ihm hinaufgetrieben: heraus, heraus mit dem Zahn! Aber die Angst vor der Zange, die vertrieb den Schmerz; na, was will ich denn noch? dachte sie. Tut ja nichts mehr weh! Und ohne auf die Klingel zu

drücken, in glückseliger Feigheit schlich sie wieder davon... Was sollte sie jetzt beim Zahnarzt Tod? Das Leben, das Leben! Es war nicht immer schön, aber es war doch was. So jung und schon aus der Welt! Und ihre blühende, schöne Gestalt — ja, ja, die war schön — wie eine tote Katze dahinschwimmen; keiner freut sich mehr an ihr, keiner küßt sie mehr. Nur noch Ekel und Grauen! — Sie hatte einmal als Kind ein ertrunkenes Pferd gesehn, das war viele Stunden später wieder nach oben gekommen, mit furchtbar aufgeblähtem Leib, schrecklich anzuschauen. Wenn so Walli Holland, Walli Behrend — —

Es durchschüttelte sie. Ihr wurde schlecht. Nur nicht das schwarze Wasser mehr sehn! Sie stieg die Treppe hinauf.

Es war, als käme sie aus der Unterwelt in die Welt zurück. Auf der Uferstraße schlenderte sie leise taumelnd weiter; wohin? Einerlei, wohin; nur von diesem Grauen weg, das ihr noch in allen Gebeinen lag. Freiheit! Noch nicht sterben! — — Ein Herr ging vorüber; blieb stehn, ging dann weiter; kam dann wieder zurück. „Walli!" sagte er. Wie aus einer Schlaftrunkenheit erwachend blickte sie ihn an. Woher wußte der —?

Ach ja, Walli Holland! dachte sie. Von der wissen viele!

„Weiland!" stammelte sie auf einmal zwischen ihren bebenden Lippen; in denen steckte das Grauen noch. Sie erkannte die grauen Augen, die dichten Brauen, das bartlose Theatergesicht. Sein schwarzer,

weicher, tief eingedrückter Hut war zurückgeschoben; seine bunte Krawatte hatte sich aufgelöst; betrunken, wie sie ihn wohl schon gesehn, war er aber nicht. Mit seiner warmen Schauspielerstimme sagte er verwundert: „Walli, wie kommst du hierher? — Ja, und was ist mit dir? Du schlotterst ja? Deine Zähne klappern?"

„Ach, das tut nur so!" antwortete sie und versuchte ein herzhaftes, fideles Lachen; es klang aber noch ganz vertrackt, da die Lippen flogen. „Ich — ich bin wieder auf der Welt!"

„Ja, was heißt das, Mädel? Wollt'st du sie verlassen?"

„So ein bißchen; ich hab's probiert. Wie ihr beim Theater eure Stücke probiert! Es ist aber nicht —"

„Was das für eine komische Art zu sprechen ist; mit dem Lippenzittern. Aber Mädel! Walli! Im Ernst! Du hast aus der Welt gewollt? In das Wasser da?"

„Es ist nicht gegangen. — Ich konnte nicht!"

„Ach was, dummes Zeug. Weg vom Wasser; was hast du dann? — Ich leb' auch noch, siehst du; und hab' auch einmal gemeint: so, nun hab' ich genug!" — Er strich ihr mitleidig über das seidige Haar: „Hast du Hunger?"

„O nein."

„Warst du zu einsam?"

„Ja."

„Kenn' ich, Walli. War ich auch; und das ist des Teufels! — Wenn aber zwei zusammen gehn, sind sie nicht mehr einsam; was? — Zum Abfahren bist du noch viel zu jung; und ich auch. Du stattliche

Perſon; ſeit dem Abend im Café Bauer nicht mehr geſehn. Soll ich dir was ſagen?"

„Ja."

„Nimm meinen Arm. Wir ſind ja alte Freunde. Und beide etwas meſchugge; was? Und beide etwas ſchief gegangen; — wir lachen aber doch die Welt noch aus! — Willſt du mit mir gehn?"

Sie ſagte nichts, ſie nickte nur. Sie zog ihn vom Spreeufer weg.

Sechstes Buch

Doktor Konrad Hofer war eine Septemberwoche verreist gewesen, um vor einigen großen Versammlungen über seine Kulturreformen und Ideale zu sprechen; für den Freitag abend hatte er sich noch auf einige Stunden angemeldet, Mary wartete nach ihrem einsamen Abendessen mit Ungeduld auf ihn. Sie hatte sich wohl schon gewöhnt, ihn so zu erwarten, Ungeduld war überhaupt eines ihrer Erbteile; heut fiel es ihr aber doch auf, wie sehnsüchtig sie am Fenster stand oder nach der Tür schaute. Ach, es ist doch zu dumm, dachte sie, sich in einen Menschen so hineinzuleben; wo bleibt da die Freiheit? In den ersten Zeiten, da war's doch schöner; — oder war es nicht? Als es mich so glücklich machte, nur an ihn zu denken, ihn mir vorzustellen, mich an seine schönen, tiefen Worte zu erinnern — und mir zu sagen: danach will ich leben! Oder wenn ich in den Zeitungen las, wie begeisternd er da oder dort gesprochen hatte, wie sie ihm zugejubelt, ihn gefeiert hatten; und ich saß dann da und wunderte mich: der Mann ist mein Freund! und ich setzte mich wohl auf den Tisch und dachte: ich bin das stolzeste,

glücklichste Mädchen in Berlin! — Jetzt will ich immer, er soll h i e r sein, er soll mir was sagen, ich will ihm in die Augen sehn. Ach, die dumme Sehnsucht. Was ist Sehnsucht? Wenn man in einem Kerker gefangen sitzt!

Sie nahm ein Blatt Papier, eine Feder, und schrieb mit großen Buchstaben „Freiheit! Freiheit!" hin. Aber im Schreiben horchte sie schon wieder nach der Tür.

Endlich klopfte es wirklich (nicht nur in ihrem nervös gewordenen Ohr) und die Tür ging auf. Konrad Hofers große, breitbrüstige Gestalt mit dem geliebten edlen Kopf und den schwarzen Augen trat ein, er lächelte ihr zu. Sie wollte ihm entgegenfliegen, blieb dann aber doch stehn, sie wußte nicht warum. Hofer kam mit seinen leichten Schritten zu ihr, schloß sie in die Arme. „Liebe, teure Freundin!" sagte er mit strahlendem Lächeln. „Da bin ich wieder; von der Seefahrt wieder auf dem festen Land!"

Sie nahm einen Lorbeerzweig vom Tisch, den sie mit einem goldenen Faden umwunden hatte; in ihren „innigsten Augen" leuchtete die Freude. „Es ist nur ein Zweig, liebster Freund; er soll an deine Brust stecken, dafür war ein Kranz zu groß. Und du willst auch keine Kränze, du stolz bescheidener Mann!" Sie ergriff seinen Rock und bohrte den Zweig in ein Knopfloch hinein; „so!" sagte sie dann wie ein Kind.

„Wofür m i r denn Lorbeer?" fragte er und lächelte.

„Wofür? Für alles Gute, was du wieder zu den Menschen gesprochen hast, und für all den Beifall und all die Begeisterung."

„Woher weißt du das?"

Sie deutete auf den Tisch, wo ein ganzer Haufe von Blättern mit angestrichenen Stellen lag. „Aus den Zeitungen, du kommischer Mensch. Ich hab' doch gelesen."

„Ach die Zeitungen, du süßer Mensch! Da wird so oft Purpur aus Rosen gemacht, wie Nachtschwarz aus Abendgrau. Da kommen junge begeisterte Verehrer oder auch schwärmerische alte Esel, die gedruckt sein wollen, und blasen wie die Trompeten vor Jericho!"

Mary verzog ihre weich holden Züge ein wenig: „Ihr seid oft auch gar so kritisch, ihr Deutschen, und zweifelt an alles. Hast du wieder viel Erfolg gehabt, oder nicht? Sag, du kalter, ablehnender Mann. Hast du wieder auf die Menschen gewirkt, oder nicht?"

„Gewirkt, gewirkt!" rief er und warf sich in einen gepolsterten Stuhl. „Ich bin so glücklich, wieder zu Haus zu sein — denn dies ist mein Zuhaus — darum nur nicht streiten! Nur drei Worte, du Yankeemädel: was ist Wirken? Wie weit oder wie tief wirkt wohl so ein Mensch? Da sitzen tausend Menschen im Saal, oder auch noch mehr. Die haben alle ihre fünf, sechs Schuh, haben tausend Bücher gelesen, mit tausend Menschen verkehrt und gelebt, tausend und abertausend Gedanken, Gefühle in sich aufgenommen. Selbst der sechzehnjährige Junge da auf der letzten Bank — der sich Jüngling nennt — er hat schon eine W e l t im Kopf; und daran hat er vielleicht schon genug. Liebe, süße Mary — und kämst du auch mit deinen blauen Augen und hättest den ganzen Himmel drin — die tausend

Menschen nehmen ihn nicht; es ist nicht mehr so viel Platz in ihnen. Es ist auch schon zu viel Unhimmlisches drin. Sei du froh, wenn sie e i n e n von deinen blauen Himmelstropfen auffangen und noch in ihren Becher tun; dann hast du ‚gewirkt'!"

„Aber — Konrad Hofer. Was wird dann aus der Welt? Wie soll da die Menschheit in die Höhe, auf den Gipfel kommen?"

Hofer lächelte: „Sie hat ja Zeit. So 'ne Jahrmillion — sie sind ja da — man braucht sie nur zu nehmen. Und dazu nimmt man einen großen Ozean voll Geduld! — Da gibt's freilich auch viele, Tausende, die haben keine Geduld. Die säen heute eine Revolution, wollen morgen ernten; werten im Handumdrehn alle Werte um, erklären, was gestern ein Helm war, heut für eine Nachtmütze, und betrinken sich in dem Gefühl: wir erneuern die Welt! — Ihr großen Kinder, gießt Wasser in euren Wein. Wer hat denn einen Gedanken, den noch keiner hatte? Die alten werden nur neu aufgeputzt; oder aus der Rumpelkammer geholt, wenn man sie vergessen hatte; oder mit einer Kraft gepredigt, die ihnen ein neues Leben gibt. Schaff dir diese Kraft! sag' ich mir drum immer. Dann wirkst du in die Menschen! In Fässern mit jungem Wein setzt sich Weinstein an, Schimmel an verwahrlosten Speisen, Philistertum in verkümmernden Seelen; diese Seelen zu reinigen, das ist unser Beruf. Und dann in diese und die noch unverdorbenen neuen Inhalt säen; neu, weil wir ihn neu erleben, als Kinder unserer Zeit!"

Mary nahm seine Hand, die Augen voll Liebe und

Dankbarkeit. „In meine Seele haſt du viel geſäet; ach, ich wollte, du erntetest auch einmal recht viel. — Wie ſehr wenig habe ich dich in meinem Leben geſehn, und wie ſehr, ſehr viel biſt du mir jetzt! — — Aber wie gut, daß du wieder hier biſt. In dieſen ſieben Tagen, daß du fort warſt, da ſind zwei geweſen, da war ich furchtbar allein! Ich meine ſo: ich hatte überhaupt auf der ganzen Welt keinen Menſchen mehr; niemand, der mich gern hat, dacht' ich, niemand, niemand. Ich ſehnte mich ſo nach einem Freund! und ihr wart alle fort, hattet mich verlaſſen. Wo du warſt, das weiß ich nicht. Es gab dich nicht mehr. Und ſelbſt meine Mutter war nicht da, ſie hat mich nicht mehr geliebt!"

„So eine Selbſtquälerin?" — Er zog ſie auf ſeinen Schoß; ſie ſank etwas verwundert, doch willig hin. „Ich bitte dich, glaub' an mich; ich bin immer da. In mein Leben iſt mit dir eine neue Poeſie gekommen; daß ſie aus dem Dollarland kommen würde, hätt' ich nicht gedacht! — Ohne dich zu leben? Ich kann's nicht mehr denken. Wenn ich ſo einen Saal voll Menſchen vor mir habe, mir das Herz gegen ſie aufgeht, meine beſten Gefühle und Gedanken heraus-ſtrömen, als kämen ſie von ſelbſt — und ich ſtaune: wie fließt das ſo? wer entladet mich ſo, als wär' ich nur ein Gefäß? — dann durchzuckt mich wohl: das iſt mein kleiner Genius, mein blauäugiger, der das macht! der mit dem goldgelben Haar! Und ich ſuch' dich förmlich, als ſäßeſt du da irgendwo unter den Menſchen, vielleicht ganz, ganz hinten, und zauberteſt von da in

mich hinein. — Ich kann nicht mehr ohne dich leben, Mary!"

Sie küßte ihn auf Stirn und Haar; das tat sie zum erstenmal; sonst hatte sie nur den Kuß auf ihren Mund ihm zurückgegeben. „Wärst also auch ein Gefangener, du? — Und willst nun doch so bald wieder hinaus, in die weite Welt!"

Er lächelte: „Diese Welt ist sieben Bahnstunden weit. Und ich will nur hinaus, um zu säen. Und in einer Woche bin ich wieder hier."

„Hier in diesem Zimmer."

Er nickte: „Zu Haus!"

„O ja, geh nur säen. — Wie schön wird's dann sein, wieder in die tiefen, wahren, schönen Augen zu schauen. — O vergesse mich nicht ganz; ich vergesse dich nie!"

„Glaubst du an mich noch immer nicht?"

„Man glaubt und glaubt n i c h t. — Manchesmal fühle ich, als ob es nur ein Traum wäre, daß ich dich kennen gelernt habe. Ich muß aber doch mein Leben lang hoffen, daß du nicht g a n z umsonst mich kennengelernt hast;" sie sah ihn rührend verzagt und verloren an: „denn es ist doch eigentlich nicht e i n Grund, daß du mich nicht vergessen solltest!"

„O Kind!" sagte er und küßte sie: „Was bist du für ein Kind! — Nun wär's aber gut, daß du mir ein paar Lieder sängst; ich hab' mich so oft nach deinem Gesang gesehnt. Und dann, zur Vergeltung, hab' ich dir etwas mitgebracht. — Sing nur, was du willst! Deine liebe Stimme kommt für mich vom Himmel her."

„O Kind," parodierte sie ihn, ohne ihn zu küssen; „was bist du für ein Kind!" — Sie ging zum Klavier, setzte sich und sang. Es waren neuere Lieder, die sie erst gelernt hatte; sie legte ihre ganze Seele hinein, für ihn. Er hörte in tiefer Andacht zu. Dann kam sie zu ihm zurück, mit einem neugierigen Evalächeln: „Und was hast du mir mitgebracht?"

Er griff in die Brusttasche und zog einige zusammengefaltete Zeitungsblätter heraus: „Schöne Sachen, Mary. Die hat deine Freundin Selma Behrend mir nachgeschickt; ich sollte ihr sagen, was mir davon gefällt und was nicht. Aufsätze über Frauenrechte und Frauenpflichten; über Kinderseelen; auch ein paar soziale G e d i c h t e sind dabei; alles Selmas Werk. Sie schrieb mir: Mary kennt's noch nicht."

„Nein; ich w u ß t e nur davon, ich hab's noch nicht gelesen. Und was gefällt dir, was nicht?"

„Laß mich vorlesen," antwortete er nur. „Setz dich aufs Sofa, hör zu!"

Mary saß in einer Sofaecke nieder, sie schloß die Augen, sie wollte einmal nichts als hören; den Geist ihrer liebsten Freundin durch ihres liebsten Freundes Stimme hindurch. Ihr ward wieder himmlisch wohl zu Mut, auf diese edle, warme Stimme zu lauschen; und eigentlich noch mehr als je. Wie traumhaft dies alles: Selmas Feuerseele zum erstenmal aus bedrucktem Papier zu ihr sprechend — und der Vorleser ein so geliebter Mann — ein herrlicher, vergötterter — und ihr so bald so unbegreiflich nahe ans Herz gerückt. Und das alles deutsch; in Berlin; so fern von

ihrer Heimat. — Heimat! War die mehr dort oder hier?

Erst als er geendet hatte, schlug sie wieder die Augen auf. Konrad Hofer kam und setzte sich zu ihr. „Nun frag' ich dich," sagte er. „Hat deine Selma dir's recht gemacht?"

„O wie schön ist die deutsche Sprache, wenn du sie sprichst."

„Ist das eine Antwort? — Wie dir das alles gefallen hat?"

„O, ich weiß jetzt, was du tust: du machst eine Deutsche aus mir. — Du hast gemeint einmal, erinnerst du, daß ich mehr deutsch wie englisch bin. Wie deutsch ich fühle in vielen Dingen — und immer mehr, seit du mit mir bist — ob du das weißt? — Ach, aber ich spreche und ich schreibe so schlecht, so schlecht; und du schreibst mir so herrliche Briefe, du!"

Er nahm ihre Arme und drückte sie; aber ritterlich, nicht zu sehr. „Sweet-heart, sag mir endlich: kann Selma Behrend schreiben, oder kann sie's nicht?"

„Sie schreibt so schön, wie du es sprichst. Sie denkt es so gut, wie du es sagst. — Aber nein: daß du es so sagst, das heißt ja doch: Selma Behrend kann es; Selma Behrend hoch!"

Er zog sie an seine Brust, in verliebter Heiterkeit: „O Gott, wie du weise bist. Ein salomonischer Richterspruch! — Ja, Selma kann es. Eine junge Feder, aber schon so voll Kraft und Kunst. Und so groß im Ton!"

„Weil sie eine große Seele ist; nicht wahr?"

„Ja, beinahe so groß wie du. — Man muß sie auch beinahe so lieben wie dich. — Doch da das nicht sein kann —"

Er umschlang sie fest; sie fühlte die Innigkeit seines Drucks, schmiegte sich ganz an seine Brust. „Kann das nicht sein?" fragte sie mit einem süßen Neckgefühl, das dann wie ein Hauch verging. Er schüttelte den Kopf; seine Haare berührten dabei ihre Wange. Seine Lippen folgten. „Mary!" hauchte er. „Das kann mir nichts auf der Erde sein, was mir deine liebende Freundschaft ist. So eine Insel ist es im Strom der Welt. Eine Märcheninsel. — Fühlst du das auch so, Kind? Macht's dich auch so glücklich?"

Sie hatte wieder die Augen geschlossen, um es ganz zu fühlen; „o du!" sprach sie an seine Wange hin. „Deine liebende Freundschaft ist mir wie ein Amulett, was man am Hals trägt und was Glück bringt. — Wenn ich so daliege, die Augen zu, dann erscheint manchmal plötzlich dein wunderbares Gesicht, — mit einem Glauben an alles Schöne, Gute. Oder wenn ich an dich denke, dann bet' ich: Gott, laß ihn mir, nimm ihn mir nicht, mein Bestes auf der Welt! Denn wie sollt' ich auch —"

Die Uhr auf dem Spiegelkasten schlug zehn. Sie horchte. Sie seufzte leise. Einige Augenblicke waren beide still. „Zehn!" murmelte er dann. „Ich muß gehn!"

Sie seufzte noch einmal, fast unhörbar. Darauf wiederholte sie: „Du mußt gehn. — So geh!"

Sie wollte sich aufrichten; er hielt sie fest. „Liebe,

Gute, Süße! — Ach, du mein Segen, mein Glück! — Ich hab' eine Bitte; willst du mich anhören? so lieb und gut, wie du bist? — Wie hold liegt sie still. — Mary! Laß mich bei dir! — Warum sollt' ich nicht? Fühlst du nicht selber, wie eins wir sind? daß uns nichts mehr trennt, daß wir alles miteinander teilen, so wie Mann und Frau? — Heiraten in der alten Form wollen wir beide nicht. Viele wollen's nicht. Die sagen wie wir: was ist uns der Standesbeamte und der Priesterspruch? Das sind alte Zeiten. In der neuen, die nun begonnen hat — der deine Seele zustimmt wie ich — da bestimmen die Menschen, die durch Denken und Empfinden und Wissen berufen sind, frei und allein über sich, wählen den Gefährten, treten mit ihm den Weg in die Zukunft an — die wir alle nicht kennen, denn wir kennen uns selber nicht. Wir wissen aber, was h e u t e ist, was wir heute fühlen, was wir heute brauchen. Und wir hoffen und wünschen, es bleib' immer so! — Das ist u n s e r Denken. Das ist die Ehe der neuen Zeit."

Mary lag an seiner Brust, wie im Traum. Eine Weile schwieg sie, die Lider an die Wimpern gedrückt. „Warum sagst du mir das alles heut?" sprach sie endlich leise. „Warum gehst du nicht?"

„Ach, Mary!" — Er küßte sie mit einem zarten, fragenden Kuß. „Laß mich, wo ich bin. Als meine Frau; vor Gott."

Sie erzitterte. Doch sie überwand es, lag dann wieder still.

„Mary; geliebte. Du vertraust mir; nicht?"

„O ja. Ganz. Läg' ich sonst hier so?"

„Und willst mein sein, Mary?"

Sie sah zu ihm auf. Inniger hatten ihre Augen wohl noch nie geblickt. „My dearly loved friend! — Nein, du bist mehr. Mein Leben bist du. Mein Himmel. Meine Welt. — — — Willst du heut nicht gehn? Dann bleib!"

* * *

Die Lampe brannte noch; es war tiefe Nacht. Hofer kniete neben Mary, die auf dem Sofa lag; er küßte ihre Hände, ihr Kleid, ihre Füße, er sprach süße Worte zu ihr hinauf. Sie starrte gegen die Decke; dann, als er sie um ein freundliches Lebenszeichen bat, lächelte sie ihm zu, wie aus tiefem Traum. „Mary!" sagte er plötzlich. Er drückte ihre beiden Hände fest an seine Brust, an sein Herz. „Mary!" wiederholte er.

„Konrad?" hauchte sie.

„Ich bitt' dich, werde meine Frau. Heirate mich."

Mary hob den Kopf. Hatte sie falsch gehört? Oder nicht verstanden?

„Heirate mich," wiederholte er. „Wie die andern, weißt du. Vor aller Welt. Vor dem Standesamt. — Frau Mary Hofer."

Sie richtete sich auf, schaute den noch immer Knieenden lange wie nicht fassend, nicht begreifend an. Sie sah ihn aber lächeln, und so, wie noch nie. Allmählich, langsam erblühte etwas rätselhaft Süßes auf ihrem rosenwangigen, horchenden Gesicht. „Was ist über dich gekommen?" fragte sie. „Warum sprichst

du so? Vorhin — am Abend — auf diesem Platz hast du gesagt: Was ist uns der Standesbeamte? Das sind alte Zeiten —"

„Ja, das war vorhin." Er zog ihre Hände an seine Lippen, mit einem dankbaren Blick; dann sagte er mit seiner weichsten, wärmsten Stimme: „Jetzt ist's anders, Mary. Ich — hab' dich zu lieb. Wenn dich meine Jahre nicht schrecken, so bitt' ich dich jetzt von ganzem Herzen: werde meine Frau!"

Mary zog ihm ihre Hände weg. Sie stand auf, kniete zu ihm nieder, warf sich so an seine Brust. Als käme auf einmal ein andrer, unbekannter, innerster Mensch aus ihr hervor — der lange nicht geredet hatte — so sprachen nun ihre Augen zu ihm. „O du mein alles!" sagte ihre Stimme. „O wie dank' ich dir! O wie lieb' ich dich!"

* * *

Selma saß am nächsten Nachmittag in Frau Julie Traugotts Wohnzimmer, am runden Tisch; Eva saß mit ihr auf demselben Stuhl, halb auf ihrem Schoß; so hatte sie sich nach und nach an sie hingespielt. Auf dem Tisch vor ihnen lagen Evas Mal- und Zeichenbücher; sie hatten sie miteinander studiert, heut zum zweitenmal. In der Tür zum Arbeitssaal stand Frau Julie; sie konnte es nicht lassen, von Zeit zu Zeit entschlüpfte sie einmal der Schneiderei, um ein paar Blicke auf das holde Bild zu werfen: Selma Behrends großer, edler Kopf neben ihrem Kind. Wie alte gute Freunde. Wie war das gekommen? Auch durch diesen

Lorenz; diesen schnurrigen Mann mit der schiefen Nase, dem viereckigen Gesicht, dem knarrenden Baß. Diesen „Menschenfischer", der sich in alles mischte, was ihn nichts anging. Der aber so gut zu reden wußte; daß man lachen mußte; und man konnte auch vor Vergnügen lachen, wenn man an ihn dachte. ...

Ihr Gesicht lachte, wenn auch ohne Laut. Sie freute sich geschwind noch einmal an der kleinen Gruppe, dann war sie wie ein Eidechse, die in ihren Felsspalt schlüpft, aus der Tür.

„Ich weiß auch noch eine Schulgeschichte," sagte Eva, indem sie sich fester an Selma drückte; „da Sie doch aus unsrer Schule alles wissen wollen. Soll ich das erzählen?"

Selma hielt sie an der Schulter, damit das quecksilberne Ding nicht vom Stuhl fiele; „o ja," antwortete sie. „Aber nun sag nicht mehr Sie zu mir; ich mag's nicht mehr hören. Wir sind Kameraden; ich bin Schriftstellerin, du bist Malerin."

Eva lachte laut.

„Also erzähle deine Geschichte. Und nenne mich gleich einmal du!"

Eva schmiegte sich näher zu Selmas Kopf, mit verliebtem Blick; ihre kirschroten Lippen machten erst dicht vor Selmas linker Wange Halt. Mit spitzbübischem Ernst fing sie an: „Also will ich dir —" Bei diesem ersten Du drückte sie ihren Mund auf die Wange, zum Kuß.

„Ja, ja," sagte Selma, „so ist's recht!" Sie nahm den Kopf des Kindes zwischen ihre Hände und küßte sie auf den Mund.

Eva atmete vor Glück so tief, als wäre sie am Ersticken gewesen. „Also ich will dir die Geschichte erzählen," fing sie wieder an; „es ist aber schon lange her, denn ich war damals noch eine Klasse tiefer. Da war so 'ne Kleine, weißt du, mit zwei semmelblonden Zöpfen; die ist nun nicht mehr da, sie sind fortgezogen. Die hatte die Geschichtsstunden so gern, aber sie war komisch; — und eigentlich ist die Geschichte d u m m, und g a r n i c h t s," unterbrach Eva sich selbst. „Soll ich sie doch erzählen, du, du, du?"

„Ja, erzähle sie."

„Also die Lehrerin hatte in der letzten Stunde aus dem Geschichtsbuch etwas vorgelesen, über den großen Hannibal; und sie hatte auch vorgelesen: ‚Er war unempfänglich für die Genüsse des Lebens.' In der nächsten Stunde fragt sie dieses komische Trautchen danach: na, wie war denn das? Da sagt Trautchen mit ihrem frommen Gesicht: ‚Und Hannibal brauchte nicht v i e l zu essen, und es war ihm ganz gleich, w a s er aß.'"

Selma lächelte; sie lachte nicht. Eva blickte sie wie ein Vogel mit schiefem Kopf von der Seite an: „Nicht wahr, die Geschichte ist man dumm!"

Selma lächelte von neuem. „Erzähl nur noch m e h r so was."

„Von demselben Trautchen? — Wir hatten vorher Epaminondas und Pelopidas; und die Lehrerin erzählte uns, daß Epaminondas wohl ein vornehmer Mann war, aber arm; so arm, daß er nur e i n e n Gehrock oder Chlamys hatte, und wenn der in der

Wäsche war, konnte er nicht ausgehn. Und Pelopidas war reich und sein Freund und hätte ihm gerne geholfen; aber nein, dazu war Epaminondas zu stolz, er nahm auch nicht einen Pfennig an, er blieb der arme Mann mit dem einen Rock. Und Trautchen saß da, wir sahn es alle: einen dicken, dicken Kopf kriegte sie vor Traurigkeit, Epaminondas tat ihr so furchtbar leid. Und endlich hält sie's nicht mehr aus, hebt den Finger hoch und sagt: ‚Aber konnte ihm denn Pelopidas nicht mal was zum Geburtstag schenken?'"

Selma lachte diesmal; nicht sowohl über die Geschichte, als über Evas Vortrag und Mienenspiel. „So, nun erzähl noch eins; dann mußt du deine Schularbeiten machen und ich muß gehn."

„Ach, da weiß ich noch eine vom Trautchen; da waren wir aber nicht mehr in der alten Geschichte, da waren wir bei dem Vater vom alten Fritz, dem Soldatenkönig. Und die Lehrerin hatte uns viel von ihm erzählt, auch von seinem Tabakskollegium; und das war sehr lustig. Und in der nächsten Stunde fragt sie das Trautchen: ‚Der König hatte nur wenige Leidenschaften, nicht wahr; welche hatte er?' — ‚Die Jagd,' sagt das Trautchen. — ‚Ganz richtig; aber weiter keine?' Und sie meint das Tabakskollegium. Da wird Trautchen auf einmal hell und kriegt ein furchtbar kluges Gesicht und sagt: ‚Ach ja, er mochte gerne Skat spielen!'"

In der Tür zum Vorzimmer stand jemand und lachte; sie hörten beide an dem gemütlichen Baß, daß es Lorenz war. Er hatte schon von draußen Evas

laute, heitere Stimme gehört und war leise eingetreten, um doch auch mit dabei zu sein. Wie erfrischend war es, Selma in dieser Gesellschaft und so aufgeblüht, verjüngt, lebensfroh zu sehn; nach ein paar Wochen ein verwandelter Mensch. Sie kam fast alle Tage hierher, sie war lieb und gut mit Frau Julie, sie hing schon fast wie er an dem Kind. Er wiegte sich vor Freude hin und her, seine Hände reibend; na ja, dachte er, auf und ab! Bei der Walli bin ich jammerwürdig gescheitert, aber bei ihrer Schwester scheint mir was zu glücken!

Selma trat zu ihm; Eva kam mit und hing an ihrem Arm. „Nun, was haben Sie gehört, lieber Freund? Was hat Ihnen Professor Fischer erzählt?"

Lorenz zuckte die Achseln: „Nur das, was wir erwarteten. Daß Edmund genesen könnte, kein Gedanke mehr. Wahrscheinlich baldige Auflösung; — nun ja, dann nur bald! — Er schüttelte dann den Kopf, der Professor: so, wie Sie sich's gedacht hätten — ihn pflegen — das könnte und würde ihn nur aufregen, den Fall nur verschlimmern. Ich sagte ihm, Sie hätten es aufgegeben; das beruhigte ihn, das freute ihn. — Ich hatte doch recht, ihm das zu sagen? Sie sind diesen Traum auf immer los?"

Selma nickte stumm. Sie fühlte Evas warmes Körperchen, das Kind hatte sich in rührend ahnendem Verstehn mitfühlend an sie herangedrängt. Sie gab ihr einen Kuß. „Einen Abschiedskuß! Du an die Arbeit und ich nach Haus!"

Eva gehorchte und ging. „Ja, ich bin ihn los,"

ſagte Selma, vor ſich niederblickend. „Ich glaub', ich hatte die Großmannsſucht, wie ihr Männer das nennt. Ich wollte Übermenſchliches, Unerhörtes leiſten. Seit der ſchrecklichen Nacht — ach, vielleicht ſeit der ganzen Edmunderei war ich nicht ſo recht geſund!" — Sie lächelte gedankenvoll, die Hand auf ſeinem Arm: „Es iſt recht anſtrengend, Lorenz, wenn man ſo kompliziert auf die Welt gekommen iſt. Ich könnte Sie beneiden um Ihre herrliche Selbſtverſtändlichkeit. Aber Neid iſt häßlich. — Gott ſei Dank, nun fühl' ich mich ganz, ganz frei und — wie ſagen die Süddeutſchen — und pumperlgeſund!"

„Es iſt eine Wonne, ſo was zu hören," erwiderte Lorenz. „Wiſſen Sie — gelitten hatten Sie ja auch ganz genug. Und dann die neue Lebenswürze, die Ihnen geworden iſt —"

„Sie meinen das Evchen!"

„Nein, eben meint' ich die nicht. Hofer hat mir ſo vergnügt, ſo warm von Ihrer Schriftſtellerei erzählt. Erfolge, Beifall, Hoffnungen und ſo weiter. Ich denke mir, das muß eines der beſten Nährſalze ſein; leider kenn' ich es nicht, muß mich ſo behelfen."

„Das können Sie auch!" — Frau Julie trat eben wieder in die Tür, ſie machte Feierabend. Selma ging und gab ihr die Hand: „Liebe Freundin — lieber Freund — ich muß endlich fort. Auf Wiederſehn!"

Sie war ſchnell hinaus. Frau Julie ſah ihr nach. „Ein herrliches Geſchöpf. — Da haben Sie uns was Gutes gebracht!"

„Ja, liebe Frau Julie, das kann ich nicht beſtreiten.

So was bringt man nicht oft!" — Er sank in den breitesten und tiefsten Lehnstuhl, der im Zimmer stand, seinen Liebling, und schaute mit tiefstem Behagen umher. „Ich muß Ihnen aber sagen —"

„Was müssen Sie —? Warum hören Sie auf und gucken mich so — so geheimnisvoll lustig an?"

„Ach, ich wollte nur sagen: hier ist mir lächerlich wohl! — So ganz eingelebt. Die sinnige Hausfrau geht ab und zu, Eva ist wie m e i n Kind, ich kenne die Directrice und die Schneiderinnen; und ich sitze hier, als hätt' ich nun Feierabend und es wäre m e i n Geschäft. Wie damals, als ich noch die Fabrik hatte; eine märchenhaft ferne Zeit!"

Frau Julie räumte die Bücher vom Tisch, die das Kind hatte liegen lassen; sie blieb lächelnd stehn. „Na, es ist doch immer noch m e i n Geschäft. — Ich bin aber glücklich, daß es Ihnen hier so gut gefällt. — Übrigens, warum krauen Sie sich den Kopf? Das tun Sie immer, wenn Sie was im Sinn haben, sich was vorbereiten."

Lorenz starrte sie an, mit fast dummen Augen. „Wie kommen Sie darauf?"

„Wie ich darauf komme? Ich hab' es so beobachtet."

„Nein, die Frauen! die Frauen! — Unheimliches Volk — was ihr alles seht! — — D i e s ist übrigens doch nicht richtig —"

„Nicht?"

„Nein, meine Liebe. Heut gewiß nicht. Ich kraute mich nur, weil —"

„Na, da bin ich neugierig!"

„Weil ich an meine Schweſter Riekchen dachte; die macht mir etwas Kopfweh, verſtehen Sie. — Wird ſo — ſo ältlich. Kann gar nicht mit. Vielleicht iſt das ja auch körperlich, ich weiß nicht; 'ne richtige Eiche, das war ſie nie. Aber abwärts geht ſie!"

Julie hatte abgeräumt, ſie kam zu ihm, mit ihrem weichen Gang, der ihm ſo gefiel. „Entſchuldigen Sie; das finde ich alles nicht."

„Finden Sie ſie nicht ſehr gealtert?"

„Ich hab' ſie ja früher nicht gekannt."

„Da haben Sie wieder recht. Natürlich. — Ich bin nur ſchon ſo gewohnt, Ihnen alles zu ſagen —"

„Das ſollen Sie auch tun! Das freut mich."

„Ein ausgezeichnetes Frauenzimmer, das Riekchen; mir ſo zugetan; ich wär' ein ganz infamer Kerl, wenn ich ſie nicht lieb hätte. Aber — wenn man ſo ins Vergleichen kommt. Mir wird nicht mehr ſo wohl zu Haus, wie vordem; ſo — ſo fremd zuweilen. Hier dagegen, bei Frau Julie Traugott — — Ach, ſetzen Sie ſich doch auch mal hin; Sie gehn ſo herum. Hier, in dieſen vier Wänden, fühl' ich mich wie zu Haus!"

„Freut mich," ſagte Julie und ward vor Freude rot. Sie fühlte es und mochte es nicht zeigen; ſo ging ſie abgewandt zu einem Stuhl am runden Tiſch, rückte ihn hin, dann her, und ſetzte ſich langſam hinein.

Lorenz ſah ihr andächtig zu; er hatte all ihre Bewegungen gern, ſie waren ſo natürlich, ſo tatkräftig und dabei ſo angenehm beruhigend. „Ja, und was ich noch ſagen wollte," fing er wieder an: „mich beſchäftigt

dann noch etwas; bitte um Vergebung. Seit ich weiß, daß Sie Schulden haben —"

„Na ja, noch von früher her. — Aber woher wissen Sie das? — Nach und nach hab' ich fast alles abgetragen; nur noch kleine Reste."

„Ja, aber kein Kapital, kein Geld auf der Hand. Sie müssen alles bar zahlen, und wenn Ihre Kunden säumig sind — was sie gerne sind — so kommen Sie immer wieder in Verlegenheit."

„Mein Gott, woher wissen Sie das?"

„Das haben Sie mir ja selbst gesagt."

„Das hätt' ich Ihnen gesagt?"

„So gradezu, nein, das nicht. Aber ich bin ja doch auch nicht dumm. Ich hab' Sie nicht gefragt, denn gegen mich sind Sie furchtbar stolz und argwöhnisch; — erlauben Sie, daß ich das einmal bemerke. Aber ich habe so verloren von ähnlichen Fällen aus meiner Erfahrung gesprochen —"

„Nu guck emal!"

„Und da haben Sie dann einmal verständnisvoll genickt — oder zugestimmt — und ein andermal so ein kleines liebes Seufzerchen — das aber gleich wieder zu Ende war, denn Heldenmütter seufzen nicht. Na, aber so was versteht man doch! Man ist ja doch kein Huhn, man hat ein bißchen denken gelernt!"

Frau Julie war aufgestanden, sie trat vor ihn hin. Mit einem leise erregten, ernsten, reizenden Lächeln sah sie ihm sehr fest ins Gesicht: „Na, wenn Sie schon gar so klug sind, dann will ich Ihnen nur sagen: lassen Sie mich freundlichst in Ruh! Ob ich so dann und wann

meine kleinen Sorgen habe, oder einen unheldenmütterlichen Seufzer von mir gebe, das geht Sie nichts an. Ich werde damit fertig, ich bin eine Frau von heute, verstehen Sie; brauche gar keinen anderen Menschen dazu — und am allerwenigsten Sie!"

„Warum am allerwenigsten mich?"

„Weil Sie — — weil Sie der ewige ‚Helfer' sind; das ist mir schon schrecklich. Und weil ich einmal so romantisch, das heißt: so dumm war, von Ihnen etwas anzunehmen: die Reise, für das Evchen und dann auch für mich. Das liegt noch immer wie ein Druck auf mir —"

„Auf Ihrem Stolz!"

„Na ja. Soll ich keinen haben?"

„Auch gegen mich?"

„Ja, warum nicht? Mit Ihrer Erlaubnis: wer sind Sie denn? Wenn Sie auch noch so gemütlich und zuhausig in dem Lehnstuhl sitzen. Sie sind mir ein lieber, lieber Freund — und Sie sind ein herrlicher Mensch — wenn Sie von was anderm reden. Bitte, reden Sie mir nie von Geld!"

Lorenz stand auf, ging an ihr vorbei, ging hinter ihrem Rücken durch das Zimmer, von einer Tür zur andern und dann wieder zurück. Er murmelte so zwischen den Zähnen, daß sie nichts verstand. Endlich sprach er deutlich, kräftig: „Aber das ist doch wirklich —!"

„Was ist es?"

„Die verkehrte und verdrehte Welt! Sie haben Sorgen, weil Sie zu wenig Geld haben. Ich hab'

Geld. Ich möcht's Ihnen leihen. Dann hätten Sie keine Sorgen mehr —"

„Dann wäre ich Ihnen Geld schuldig — und das will ich nicht!"

„Warum wollen Sie das nicht?"

„Das geht Sie nichts an. — Warum lächeln Sie jetzt so komisch? Warum krauen Sie sich wieder den Kopf? Warum machen Sie ein so — —"

„Was denn?"

„Ein so spitzbübisch dummes Gesicht?"

Er machte ein noch dümmeres; das aber auch noch spitzbübischer ausfiel, ohne daß er's wollte. „Ist mir nicht bewußt!" gab er nur zur Antwort; sah dann auf den Fußboden, als suchte er was, ging wieder an ihr vorbei und so ganz verloren herum. Sie folgte ihm mit den Augen, stand still, drehte nur den Kopf. Das dauerte eine Weile; dann kam er und blieb vor ihr stehn. „Liebe Freundin! Frau Julie Traugott!"

„Hier bin ich."

„Was soll ich denn tun, damit Sie mein Geld nehmen? Soll ich Sie heiraten? Was?"

Ihr war, als hätte sie ein Schlag vor den Kopf, auf die Brust getroffen. Zum erstenmal hörte sie von diesem Mann, was ihr als unmöglich erschienen wäre, ein taktloses, plebejisches Wort. Und er stand so da, so ruhig, so fast vergnügt, er fühlte es nicht! — All ihre Heldenmutterkraft zusammennehmend, sagte sie so kalt, daß es ihn doch beinahe überlief: „Herr Lorenz!"

Er fand aber sein Lächeln wieder; er fand seinen Mut. „Liebe, gute Frau! Hören Sie den Herrn

Lorenz nur noch eine Minute etwas freundlich an! Ich will Sie ja eigentlich *seit einer Stunde* fragen: Wollen Sie mich heiraten? Hatte nur die Courage nicht. Jetzt hab' ich's endlich glücklich heraus! — Versteinern Sie nur nicht. Ich will ja nicht ‚helfen', fällt mir nicht ein. Auch nicht, weil ich in Ihr Evchen verliebt bin. Auch nicht, weil mir's hier so gemütlich ist. Nein, nein, nein, weil ich einfach — — Es gibt für mich keine Frau wie Sie! Ich hatte noch nie eine so lieb wie Sie! — Ach, Sie wollen ‚Selma Behrend' sagen; ich seh's Ihnen an. Die ist mir seit lange, lange — so eine Art Ideal gewesen — und ist's noch. Bleibt's immer. Vor der war ich immer wie ein Ritter vor seiner Königin. Das ist hier ganz anders. Das *Herz*. Das ganze — der ganze Mensch. Frau Julie! Ich wollte nie mehr heiraten, nie. Da hab' ich auf einmal — in Partenkirchen — durch die kleine Eva — da hab' ich die Frau gefunden, die eine, welche — —! — Wenn ich Ihnen nicht gar zu garstig bin, oder zu veraltet, oder sonst zuwider, dann haben Sie ein bißchen Erbarmen mit mir und werden Sie meine Frau!"

„Ach, was reden Sie da von garstig?" gab Julie zur Antwort. „Ein so seelenguter Mensch, ein so herrlicher Mensch, der ist doch nicht garstig. Aber *verrückt* sind Sie. Ich, eine alte Frau! Mit einem bald vierzehnjährigen Kind! Und so dick geworden —"

Lorenz legte bittend die Hände aneinander. „Ach, sagen Sie *das* doch nicht. Das Wort war mir immer

zuwider; eine Silbe von vier Buchstaben, die wie s e ch z e h n klingt — die einen ganz entsetzlichen Umfang hat! Sie sind himmlisch abgerundet; mir wird immer so wohl, Sie anzusehn. Wenn Sie mir gut sein könnten — — Frau Julie! Geliebteste Frau!"

Sie lief zur Tür.

„Frau Julie! Wo wollen Sie hin?"

An der Tür blieb sie stehn, die Hand auf dem Drücker, und sah noch zurück, mit feuchtem Blick. „Mein Gott — ich kann Ihnen doch in diesem Augenblick keine Antwort geben. Wie haben Sie mich überrascht! Das ist wie ein Gewitter! Ich bin ja doch nicht die Shakespearesche Julia. Ich muß mit mir allein — mit mir und mit meinem Gott — — Ich noch wieder heiraten! Ein Märchen aus Tausendundeine Nacht. Morgen hören Sie —! Gute Nacht!"

Sie war aus der Tür.

* * *

Auch der O k t o b e r dieses Jahres hatte noch milde, septemberliche Tage; so einer leuchtete vom lichtblauen Himmel und vom Humboldthafen herein, als Lorenz seine lieben Freunde um sich versammelt hatte, um seine Verlobung mit Frau Julie Traugott zu feiern: denn alle Feste feierte man bei i h m, das war abgemacht. Beim Festmahl, das Schwester Riekchen angeordnet und Renate und Josephine mit Blumen und Bechergewinden geschmückt hatten, saß der selig lächelnde Hausherr zwischen der Braut und dem Evchen; ihm gegenüber Riekchen zwischen dem

soeben verheirateten Paar: Konrad Hofer und Mary Evans; die andern, Selma und ihre leidlich genesene Mutter, Adam und Fritze Jungblut, Renate und Josephine saßen weiter nach rechts und nach links. Jeder hatte auf seinem Platz eine originelle Karte gefunden, humoristisch symbolisch von Josephine gezeichnet (auch Eva hatte geholfen) und von Renate mit „genial" hingeworfenen Versen versehn. Die beiden Freundinnen saßen sich nun gegenüber, in ihren schönsten Feiertagskleidern und mit ihren Lieblingsblumen geschmückt; sie feierten heut im stillen ihr eigenes Fest, das Fest ihrer wiedergewonnenen Einigkeit und Glückseligkeit. Zuweilen tauschten sie strahlende Blicke — wie junge Mädels — oder winkten sich mit den beringten Händen, oder tranken einander zu.

In Lorenz hatte es schon lange gemaikäfert, wie er das ungeduldige Warten und Zeitzählen vor dem Auffliegen einer Tischrede nannte; er stand endlich auf. Ein strafender Blick von Riekchen flog hinüber, der es noch zu früh war; aber Lorenz war nicht mehr einzuschüchtern, er hatte jetzt eine andere Anstandspriesterin, und die saß neben ihm und lächelte und nickte. Er klopfte mit dem Messer an sein Glas. „Liebe, hochverehrte Versammlung! Mein erstes Hoch gilt mir selbst, oder eigentlich meinem gottgesegneten Verstand: daß ich diese Frau, da sitzt sie, gefunden und begriffen und so frech gewählt habe. In einer schlaflosen Nacht, nach meiner Werbung, hat sie sich gesagt: ‚Diesem armen Helfer muß geholfen werden; er selber

kann sich nicht mehr aus noch ein helfen, das muß eine gute Frau tun; eine von denen, die die Engel auf Erden sind!' Und so —"

„Hab' ich mir nicht gedacht," fiel Frau Julie ihm in die Rede; „nicht ein Wort!"

„Silentium!" rief Lorenz, mit dem Messer abwinkend, mit dem er ans Glas geklopft und das er aus Zerstreuung oder Aufregung noch in der Hand hatte. „Du hast von morgen an immer das Wort, besonders das letzte, aber heut noch nicht! — Friedrich Lorenz und Frau Julie Traugott, zukünftige Lorenz, empfehlen sich als Bekleidungsgeschäft, so lange, bis sie sich als Vermählte zur Ruhe setzen; bitten um geneigten Zuspruch, um die alte Freundschaft, und jetzt und immer um freundliche, häufige Bewohnung ihrer Plätze an unserem Tisch!"

Allgemeine Zustimmung kam von allen Plätzen; laut und mit Handschwenken von Jungblut, der rasch und schon mit einigem Erfolg getrunken hatte.

„Meine Freunde!" fuhr Lorenz fort. „Gutes Beispiel haben uns zwei schon Vermählte gegeben, sie sitzen da jetzt um Riekchen herum; denen es gar verwunderlich ergangen ist. Sie waren im Sinn der neuen Zeiten der Meinung und willens, beide sich nie in der alten ordinären Weise zu vermählen; aber da die liebe Natur es so eingerichtet hat, daß die ganz Dummen und die ganz Gescheiten zur rechten Zeit sich selber widersprechen, so sind diese zwei, diese Göttermenschen, in den alten Abgrund der bürgerlichen Ehe fröhlich hineingestürzt! — Andre sind sich treu ge-

blieben: die Tochter dieser edlen Frau, unsre holde, jungfräuliche Selma —"

„Brava!" rief Jungblut. „Bravissima!" riefen Renate und Josephine.

„Unsre so herrlich wieder aufgeblühte Selma — durch deren neues Lebensglück auch die Mutter, glaub' ich, wieder gesund geworden ist —"

Frau Behrend nickte ihm fröhlich zu.

„Und ebenso sind sich treu geblieben die berühmten Unzertrennlichen, das lieblichste Freundespaar dieser neuen Zeiten. Sie haben uns aber verziehen, daß wir Mann und Frau werden wollen, und in hold weiblicher Großmut diese festliche Tafel geschmückt."

„Hoch! Hoch!" rief Jungblut, und alle riefen es nach.

„Adam und Fritze Jungblut — der Schreier da ist Adam — die beiden brauchten uns nicht zu verzeihen, sie sind selber im fröhlichen Ehejoch. Jeder in diesem lieben Kreis hat so gewählt, wie er wollte. Gegenseitige Duldung ist Eintracht! sagt der alte — ich weiß seinen Namen nicht. Ich bitte Sie, die Gläser zu nehmen; und da wir nun einmal in den neuen Zeiten leben, lassen Sie mich einen neuen Toast ausbringen: Wir Anwesenden leben hoch!"

Es überraschte die Gesellschaft nicht, daß Lorenz mit so einer Wendung schloß; sie hatten schon erwartet, daß etwas Unerwartetes kommen würde, nur in einer leisen Spannung: was? Die Gläser und die Stimmen klangen lustig durcheinander. Das Festmahl ging weiter; der Champagner kam, dem die ungeduldige

Rede des Hausherrn vorausgerannt war. Hofer sah alle Kelche mit dem edlen Schaum gefüllt und stand auf:

„Liebe und Hochverehrte! Rechts und links von Frau Riekchen, der geliebten Festmutter, oder, wie der geehrte Vorredner sich malerischer ausdrückte, um Riekchen herum sitzen zwei Angeklagte: meine Frau und ich. Sich nicht treu geblieben! Von ihrer Meinung abgefallen! — Gestatten Sie mir ein paar Worte zu unsrer Verteidigung. Wie der Baum wächst, so wächst der Mensch; langsam, aber fort und fort; selbst der ganz Dumme wächst, der Gescheite merkt's nur nicht. So ist denn auch mir allmählich klar geworden — und damit hab' ich nicht bis zur Hochzeit gewartet —: jede ‚neue Zeit' hat zwei Strömungen, die der noch Unerfahrene oder der ewig Unkundige so oft verwechselt, oder von denen er nur eine kennt. Die eine ist die obere Strömung, die kleinen Wellchen auf der Oberfläche; wenn der Zeitwind stärker geht, so schäumen und spritzen sie. Die sieht alle Welt; und die halbe oder manchmal fast die ganze Welt hält sie für die wahre, die große Strömung, in der die Zukunft der Menschheit schwimmt. Die andre ist die Unterströmung, die nicht Wellen macht, die nicht jeder wahrnimmt — die aber im Grunde die wahre, die tiefe, die dauernde ist. Was zu der gehört, in der weiterfließt, das bleibt und siegt. Das ist der große Weg, den die Menschheit wandelt. Die Schaumwellen aber haben ihre Zeit — und vergehn!"

Jungblut trank seinen neu gefüllten Champagner-

kelch aus; „aber diese Schaumwelle ist gut!“ rief er dem Redner zu. „Wenn sie auch vergeht!“

„So,“ sprach Hofer weiter, „so, meine ich, zeigt sich's auch an diesem Tisch. Die schäumenden Theorien von der ‚überwundenen Ehe‘, von der freien Liebe, in unserm Kreise haben sie nicht standgehalten; und ich bin heute innig überzeugt: mit Recht. Die untere, tiefere Strömung trägt die Ehe in mächtiger, unbezwungener Gelassenheit weiter fort; aus dem Willen der Natur entsprang die Ehe, und ich glaube, sie stirbt erst mit ihr. Aber die großen Gedanken, die schon lange vorgedachten und von Auserwählten vorgelebten, von der freieren, edleren, ebenbürtigen Entwicklung des weiblichen Geschlechts, die leuchten hell und siegreich an diesem Tisch! Insbesondere, wie in einer Priesterin, in der ‚jungfräulichen‘ Selma, die in der großen Menschenliebe lebt; die sich herzerhebend frei entwickelt, entfaltet hat und für die Leidenden, jetzt für die Werdenden das Banner der helfenden Liebe trägt. Ja, vor ein paar Stunden hat sie ihrer Mary und mir bekannt: sie ist über eine Brücke gegangen, die heißt Eva Traugott; sie will und wird als Lehrerin für die Kinder leben!“

Ein besonders freudiger Beifall rauschte um die Tafel. „Hoch! Hoch!“ und „Hoch soll sie leben!“ riefen und sangen sie so lange, bis Selma aufstand — Hofer hatte sie durch Zuwinken dazu aufgefordert — und sich zu einer Zwischenrede entschloß. „Ach, ihr Lieben, Guten,“ sagte sie, zuerst vor Rührung mit unsicherer Stimme, „wie dank' ich euch. Ja, da sitzt

Evchen, die hat's gemacht. Darin bleiben wir Frauenzimmer doch wohl Frauenzimmer: wir kommen weniger durch das Allgemeine, das Massenhafte, als durch irgend einen einzelnen geliebten Menschen auf unsern Weg. Ja, ich hab' mein Herz entdeckt! Es schlägt für die Werdenden! — Ich will aber nicht bloß auf dem Katheder vor den Schulbänken sitzen; schriftstellernd will ich mit andern, reiferen und besseren mitarbeiten für Schulreform, Kinderschutz, Kinderpflege und was sonst zu tun ist; damit die weibliche Jugend gleich so a u f w a c h s e, wie wir w e r d e n wollen!"

„Sie sollen leben, Selma!" rief Lorenz.

„Nein, ich nicht; aber ich weiß, wer noch leben soll. Es hat's ja nicht allein das Evchen gemacht, daß ich nun meinen Weg gehe; auch der da, der unausstehliche alte Helfer, hat's gemacht; in der schlauen, heimtückischen Weise, wie ihr ihn kennt. Aber ich dank' ihm doch. Ich bitt' euch alle, steht mir bei, daß wir auf ihn trinken; auf ihn und die zukünftige Frau Helferin!"

Es geschah, mit Jubel. Hofer schloß dann seine unterbrochene Rede mit einer heiteren Wendung: er fällte selber den Urteilsspruch, der ihn und seine Gattin von der erhobenen Anklage freisprach. Jungblut verwarf dieses Verfahren als despotisch und trank auf die Befreiung der Menschheit; es blieb unklar, ob von dem Übel des Despotismus oder von dem Übel der Ehe. Aber die Menge stimmte dem Richter zu und trank auf das Wohl der Angeklagten. Und in immer wachsender Heiterkeit ging das Festmahl zu Ende.

Man war aufgestanden, Selma trat durch das Musikzimmer auf den Balkon hinaus; die Luft war noch mild, nicht kühl. Eine schöne, graue, durchrötete Abendstimmung hatte sich verbreitet; die oktoberlich frühen Schatten des Dunkelwerdens kämpften mit dem letzten, weichen Glanz des Tages; elektrische Lichter entflammten hier und da, und rasch mehr und mehr. Die Züge der Stadtbahn, die auf ihrer langen Brücke über den Humboldthafen dahinzogen, erleuchteten sich, wie feurige Schlangen oder Riesenwürmer erglühend. In dem stillen Wasser da unten spiegelten sich die Wunder der neuen Zeit. Wohl dem, dachte Selma, der das alles frei und fröhlich genießen kann, der nicht unter der Erde ist — oder lebendig tot!

Sie lehnte sich auf die Brüstung, in Ernst und Wehmut versinkend.

Lorenz war ihr nachgegangen; er sah sie so und trat zu ihr. „Liebe Selma," murmelte er. „Ich weiß, an wen Sie jetzt denken. Edmund!"

Sie blickte auf und nickte. „Aber, ich muß es Ihnen ehrlich sagen: es ist nur noch Mitleid — das ganz gewöhnliche Mitleid. Daß es einst mehr war, ist mir wie ein Traum!"

„Der Traum hat doch lange gedauert, länger als ich dachte. — Aber was ich Ihnen noch sagen wollte: Hofer war schon vor dem Essen bei mir. Er hat Ihnen heute morgen von Wallis Verschwinden und meinem Fehlversuch erzählt. Daß Sie nun also davon wissen, ist nicht meine Schuld! Ich hätte wohl ewig den Mund gehalten; wollte Ihnen keinen neuen Kummer machen,

Sie hatten an dem alten genug. Aber Hofer, der darin anders denkt — und der Ihre Schwester einmal in der guten Zeit mit mir, und später zufällig mit Weiland gesehen hatte —"

„Der hat mir's gesagt. Lieber Lorenz, warum auch nicht? Neue Schmerzen konnte er mir damit nicht machen, lieber, guter Freund. Beinah umgekehrt: es macht ihr ja doch etwas Ehre, nicht wahr, daß sie wenigstens eine Zeitlang versuchte, wieder — heimzukommen. — Wissen Sie Neues von Weiland und ihr?"

Er schüttelte den Kopf. „Seit Hofer sie in Tegel zusammen gesehen hat, nicht mehr. — Sie werden aber wohl eines Tages wieder auftauchen — und ich glaube, der eine dann rechts und der andre links."

„Ja, das glaub' ich auch!"

Lorenz sah, wie wieder zwei dieser glühenden Stadtbahnzüge sich über dem Wasser des Hafens kreuzten. So könnten dann auch Weiland und Walli aneinander vorüberfahren, ging ihm durch den Kopf; so fremd, wie sich da oben die Sterne sind. Der Mann, den der Ruhm verdursten läßt, weil er zu viele Durste löscht, und das Mädchen, das nach der Liebe hungert, weil es vom Liebeln nicht lassen kann!

Dem guten Lorenz war aber nichts so zuwider und auch nichts so schwer, als Aufgeben, Verzichten; und irgendein Guckloch ins Rosenrote hatte er doch immer noch. Er legte eine seiner großen Hände auf Selmas schlanke, feine Hand; „übrigens, wer weiß?" sagte er. „Wer kennt so ein Menschenherz bis auf den Grund?

Vielleicht kommt dieſe Walli d o ch noch eines Tages zu uns, zu Ihnen zurück!"

Selma lächelte ihn wehmütig an. „Sie ſind und bleiben doch ein rührender Optimiſt!"

Drinnen im Zimmer begann Muſik, oder eine Art Signal auf dem Flügel. Dann ertönten Rufe: „Sich ſammeln! — Konzert! — Selma! Lorenz! — Wer Ohren hat, zu hören, der höre!" Die beiden gingen hinein. Jungblut ſtand am Klavier, er ſchwenkte ſein Taſchentuch zum Zeichen, daß er ſprechen wollte. Als dann Stille war, verkündete er, zwar mit einem abſonderlichen Glühen auf ſeinem gelblichen Antlitz, aber wie gewöhnlich Herr ſeiner Glieder und Geiſter: zur Feier des Tages habe er zwei Gedichte in Muſik geſetzt; die werde Mary die Ehre haben zu ſingen, und er die Freude, ſie zu begleiten. Die Geſellſchaft ſetzte ſich, oder ſtand herum. Mary hatte in einer Ecke, in ſüßer Verſunkenheit, mit Hofer die zukünftige, vertagte Hochzeitsreiſe entworfen; jetzt wollten ſie ihr neues Heim im Grunewald, in Selmas Nähe, einrichten und beziehn. Sie trennte ſich von ihrem Gatten — dieſe Worte dachte ſie, mußte ſelig lächeln — und trat ans Klavier. Jungblut präludierte, ſie ſang; Schillers Gedicht „Würde der Frauen":

Ehret die Frauen! ſie flechten und weben
Himmliſche Roſen ins irdiſche Leben...

„Ah!" rief Lorenz, als Mary die erſten und die letzten Strophen mit der vom Komponiſten verlangten Miſchung von Feierlichkeit und Neckerei vorgetragen

hatte und der Beifall verrauscht war; „jetzt fällt mir's ein! Das Gedicht von damals, im April!"

Selma nickte. „Das Gedicht, mit dem er gegen die Frauenbewegung aufmarschierte. Das hat er nun, um uns weiter zu bekämpfen, auch noch komponiert!"

Jungblut stand auf: „Sie werden staunen, Lehrerin der Jugend, Erzieherin der Zukunft, wie großartig unparteiisch ich in meinen Vertonungen bin. Das andre Gedicht, das ich mit Musik geschmückt habe, ist eine der wildesten Verherrlichungen eurer Freiheitsbewegung, vielleicht die allerwildeste; durch Zufall in meine Hand gelangt. Eine Freundin von Mary hat es gedichtet und ihr eine Abschrift geschenkt; und Mary hat es mir gezeigt. Und ich hab' versucht, es mit demselben Feuer zu vertonen, das in der jungen Dichterin glühte!"

Eine Ahnung schoß durch Selmas Kopf; Jungblut sprach und blickte so wunderlich. „Wie heißt das Gedicht?" fragte sie.

„Gar nicht. Es fängt an: O laßt mich nicht beiseite stehn —"

„Mein Gedicht!" rief Selma. „Das ist Raub! Das ist Diebstahl! Das ist Felonie!"

„Gar nicht," erwiderte Jungblut, unerschrocken lächelnd; „das ist einfach die neue Zeit! — Mary, fangen Sie an!"

Und Mary sang mit heiterem Mut, mit strahlender Begeisterung, von Jungblut mit jugendlichem Feuer begleitet:

„O laßt mich nicht beiseite stehn,
Ihr Kämpfer auf der Menschheit Höhn,
Um die des Schicksals Kugeln fliegen.
Ich bin kein Mann, doch männlich fühlt mein Herz;
Schande fürcht' ich, nicht Sturm noch Schmerz,
Ich will mit euch kämpfen und siegen!"

Als diese erste Strophe zu Ende war, trat Selma heran, mit drohenden und bittenden Händen: „So, nun ist's genug!"

Aber Mary, schwesterlich lächelnd, schüttelte den Kopf; und von allen ermutigt sang sie weiter, bis zu Ende, auch die letzte Strophe:

„Ein Panzer liegt um meine Brust,
Der heißt: frei sein, o höchste Lust!
Was fürcht' ich Leid und Gefahren?
Eisen mein Herz! Stahl mein Gebein!
Feuer mein Blut! Und muß es sein,
Will ich zur Hölle fahren!"

Ein Jubel wie ein Sturm ging durchs Zimmer und wollte nicht enden; Zurufe, Händeklatschen. Selma stand wehrlos da; endlich lachte sie. Der Jubel erneute sich, als die musikalische Eva in wilder Wonne auf einen Stuhl stieg und die letzten Verse singend wiederholte.

Druck der
Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger
Stuttgart und Berlin

Geh. = Geheftet, Lnbd. = Leinenband, Ldbd. = Lederband,
Hlbfrzbd. = Halbfranzband

Althof, Paul (Alice Gurschner), Das verlorene Wort.
Roman — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Andreas-Salomé, Lou, Fenitschka.
Eine Ausschweifung. Zwei Erzählungen — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— **Ma.** Ein Porträt. 3. Auflage — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— **Menschenkinder.** Novellensammlung. 2. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— **Ruth.** Erzählung. 4. Auflage — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— **Aus fremder Seele.** 2. Auflage — Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— **Im Zwischenland.** Fünf Geschichten. 2. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

Anzengruber, Ludwig, Letzte Dorfgänge — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— **Wolken und Sunn'schein.** 3.—5. Auflage — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50

Arminius, W., Der Weg zur Erkenntnis. Roman — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— **Yorks Offiziere.** Historischer Roman — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

Auerbach, Berthold, Sämtliche Schwarzwälder Dorfgeschichten. Volks-Ausg. in 10 Bdn. — Geh. M. 10.—, in 5 Lnbdn. M. 13.—
—„— **Barfüßele.** Erzählung. 38. u. 39. Auflage — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— **Auf der Höhe.** Roman. Volks-Ausg. in 4 Bdn. — Geh. M. 4.—, in 2 Lnbdn. M. 6.—
—„— **Das Landhaus am Rhein.** Roman.
Volks-Ausgabe in 4 Bänden — Geh. M. 4.—, in 2 Lnbdn. M. 6.—
—„— **Drei einzige Töchter.** Novellen. Min.-Ausg. 4. Aufl. — In Leinenband M. 3.—
—„— **Waldfried.** Vaterl. Familiengeschichte. 2. Aufl. — Geh. M. 6.—, Lnbd. M. 7.50

Baumbach, Rudolf, Erzählungen und Märchen.
15. u. 16. Tausend — Lnbd. M. 3.—, Ldbd. mit Goldschnitt M. 5.—
—„— **Es war einmal.** Märchen. 15. u. 16. Tausend — Lnbd. M. 3.80, Ldbd. M. 5.80
—„— **Aus der Jugendzeit.** 9. Tausend — Lnbd. M. 6.20, Ldbd. M. 8.—
—„— **Neue Märchen.** 8. Tausend — Lnbd. M. 4.—, Ldbd. M. 6.—
—„— **Sommermärchen.** 38. u. 39. Tausend — Lnbd. M. 4.20, Ldbd. M. 6.—

Bertsch, Hugo, Bilderbogen aus meinem Leben.
2. u. 3. Auflage — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— **Bob, der Sonderling.** 4. Auflage — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— **Die Geschwister.**
Mit Vorwort von Adolf Wilbrandt. 10. u. 11. Aufl. — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50

Böhlau, Helene, Salin Kaliske. Novell. 2. Aufl. — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Boy-Ed, Ida, Die sâende Hand. Roman. 3. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— **Um Helena.** Roman. 2. Auflage — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— **Die Lampe der Psyche.** Roman. 2. Aufl. — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— **Die große Stimme.** Novellen. 3. Auflage — Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—

Bülow, Frieda v., Kara. Roman — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

Burckhard, Max, Simon Thums. Roman. 2. Aufl. — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Busse, Carl, Die Schüler von Polajewo. Novell. — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— **Träume.** Mit Illustrationen von Kunz Meyer — Geh. M. 2.60, Lnbd. M. 3.50
—„— **Im polnischen Wind.** Ostmärkische Geschichten — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

Dove, A., Caracosa. Roman. 2 Bände. 2. Aufl. — Geh. M. 7.—, in 2 Lnbdn. M. 9.—

Ebner-Eschenbach, Marie v., Božena. Erzählung.
7. Auflage — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— **Erzählungen.** 5. Auflage — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— **Margarete.** 6. Auflage — Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—

Ebner-Eschenbach, Moriz v., Hypnosis perennis.
Ein Wunder des h. Sebastian. Zwei Wien. Gesch. — Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—

Eckstein, Ernst, Nero. Roman. 8. Auflage — Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—

El-Correï, Das Tal des Traumes (Val di sogno). Roman. 2. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Am stillen Ufer. Roman vom Gardasee Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Engel, Eduard, Paraskewüla u. a. Novellen Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Ertl, Emil, Miß Grant und andere Novellen Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Liebesmärchen. 2. Auflage Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Mistral. Novellen Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Fontane, Theodor, Ellernklipp. 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Grete Minde. 6. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Quitt. Roman. 3. u. 4. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Vor dem Sturm. Roman. 9. u. 10. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Unwiederbringlich. Roman. 5. u. 6. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Franzos, K. E., Der Gott d. alten Doktors. 2. Aufl. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Die Juden von Barnow. Geschichten. 8. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Judith Trachtenberg. Erzählung. 5. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Ein Kampf ums Recht. Roman. 2 Bände. 6. Auflage Geh. M. 6.—, in 1 Lnbd. M. 7.50
—„— Leib Weihnachtskuchen u. sein Kind. 3. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Ungeschickte Leute. Geschichten. 3. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Junge Liebe. Novellen. 4. Aufl. Min.-Ausg. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Mann und Weib. Novellen. 2. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Der kleine Martin. Erzählung. 3. Auflage Geh. M. 1.—, Lnbd. M. 2.—
—„— Moschko von Parma. Erzählung. 4. Aufl. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Neue Novellen. 2. Auflage Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Tragische Novellen. 2. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Der Pojaz. Eine Gesch. a. d. Osten. 6.—8. Aufl. Geh. M. 4.50, Lnbd. M. 5.50
—„— Der Präsident. Erzählung. 4. Auflage Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Die Reise nach dem Schicksal. Erzählung. 2. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Die Schatten. Erzählung. 2. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Der Wahrheitsucher. Roman. 2 Bände. 3. Auflage Geh. M. 6.—, in 2 Lnbdn. M. 8.—
Fulda, L., Lebensfragmente. Novellen. 3. Aufl. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
Gleichen-Rußwurm, A. v., Vergeltung. Roman Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Grasberger, K., Aus der ewigen Stadt. Novellen Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.20
Grimm, Herman, Unüberwindliche Mächte. Roman. 3. Auflage. 2 Bände Geh. M. 8.—, in 2 Lnbdn. M. 10.—
—„— Novellen. 3. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Grisebach, Ed., Kin-ku-ki-kuan. Chines. Novellenbuch Leinenband M. 4.—
Haushofer, Max, Geschichten zwischen Diesseits und Jenseits. (Ein moderner Totentanz) Geh. M. 5.—, Hlbfrzbd. M. 7.—
—„— Planetenfeuer. Ein Zukunftsroman Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Heer, J. C., Felix Notvest. Roman. 12. u. 13. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Joggeli, Geschichte einer Jugend. 12. u. 13. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Der König der Bernina. Roman. 34.—40. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Laubgewind. Roman. 13.—18. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— An heiligen Wassern. Roman. 31.—36. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Der Wetterwart. Roman. 27.—32. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Heilborn, Ernst, Kleefeld. Roman Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
Herzog, Rudolf, Der Abenteurer. Roman. Mit Porträt. 21.—25. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Der Adjutant. Roman. 2.—6. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Der Graf von Gleichen. Ein Gegenwartsroman. 7. u. 8. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Das Lebenslied. Roman. 17.—21. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Die vom Niederrhein. Roman. 15.—20. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Der alten Sehnsucht Lied. Erzählungen. 5.—7. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50

Herzog, Rudolf, Die Wiskottens. Roman. 36.—40. Auflage
Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Das goldene Zeitalter. Roman. 2.—6. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
Heyse, Paul, L'Arrabbiata. Novelle. 11. Auflage Leinenband M. 2.40
—„— L'Arrabbiata und andere Novellen. 9. Aufl. Geh. M. 3.60, Lnbd. M. 4.60
—„— Buch der Freundschaft. Novellen. 7. Aufl. Geh. M. 3.60, Lnbd. M. 4.60
—„— Crone Stäudlin. Roman. 4. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— In der Geisterstunde. 4. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Über allen Gipfeln. Roman. 10. Auflage Geh. M. 3.60, Lnbd. M. 4.60
—„— Das Haus „Zum ungläubigen Thomas“ und andere Novellen Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Kinder der Welt. Roman.
23.—25. Auflage. 2 Bände Geh. M. 4.80, in 2 Lnbdn. M. 6.80
—„— Himmlische und irdische Liebe und andere Novellen.
2. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Neue Märchen. 4. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Marthas Briefe an Maria. 2. Auflage Geh. M. 1.—, Lnbd. M. 2.—
—„— Melusine und andere Novellen. 5. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Menschen und Schicksale. Charakterbilder.
1.—4. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Merlin. Roman. 5. Auflage Geh. M. 3.60, Lnbd. M. 4.60
—„— Ninon und andere Novellen. 4. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Novellen. Auswahl fürs Haus. 3 Bände.
12. u. 13. Auflage Geh. M. 7.50, in 3 Lnbdn. M. 10.—
—„— Novellen vom Gardasee. 5. Auflage Geh. M. 2.40, Lnbd. M. 3.40
—„— Meraner Novellen. 11. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Neue Novellen. Min.-Ausg. 6. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Im Paradiese. Roman. 13. Aufl. 2 Bde. Geh. M. 7.20, in 2 Lnbdn. M. 9.20
—„— Das Rätsel des Lebens. 4. Auflage Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—
—„— Der Roman der Stiftsdame. 12. Auflage Geh. M. 2.40, Lnbd. M. 3.40
—„— Der Sohn seines Vaters u. a. Nov. 3. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Gegen den Strom. Eine weltliche Klostergeschichte.
2.—4. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Moralische Unmöglichkeiten u. a. Nov. 3. Aufl. Geh. M. 4.50, Lnbd. M. 5.50
—„— Victoria regia und andere Novellen. 2.—4. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Villa Falconieri und andere Novellen. 2. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Aus den Vorbergen. Vier Novellen. 3. Aufl. Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—
—„— Vroni und andere Novellen Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Weihnachtsgeschichten. 4. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Unvergeßbare Worte u. a. Novellen. 5. Aufl. Geh. M. 3.60, Lnbd. M. 4.60
—„— Xaveri und andere Novellen Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Hillern, Wilhelmine v., Der Gewaltigste.
4. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— 's Reis am Weg. 3. Auflage Geh. M. 1.50, Lnbd. M. 2.50
—„— Ein Sklave der Freiheit. Roman. 3. Auflage Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—
—„— Ein alter Streit. Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Hobrecht, Max, Von der Ostgrenze. Drei Nov. Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.20
Höcker, Paul Oskar, Väterchen. Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Hofe, Ernst v., Sehnsucht. Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Hoffmann, Hans, Bozener Märchen. 2. Auflage Leinenband M. 3.50
—„— Ostseemärchen. 2. Auflage Leinenband M. 4.—
Holm, Adolf, Holsteinische Gewächse Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Köst und Kinnerbeer. Und sowat mehr. Zwei Erzählungen aus dem holsteinischen Landleben Leinenband M. 2.40
Hopfen, Hans, Der letzte Hieb. 5. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50

Ruch, Ricarda, Erinnerungen von Ludolf Ursleu dem Jüngeren. Roman. 9. u. 10. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Jugenderinnerungen eines alten Mannes (Wilhelm v. Kügelgen). Original-Ausgabe. Herausg. von Philipp von Nathusius. 24. Aufl. Geh. M. 1.80, Lnbd. M. 2.40
Junghans, Sophie, Schwertlilie. Roman. 2. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Kaiser, Isabelle, Seine Majestät! Novellen Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Wenn die Sonne untergeht. Nov. 2. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
Keller, Gottfried, Der grüne Heinrich. Roman. 3 Bände. 45.—49. Aufl. Geh. M. 9.—, Lnbd. M. 11.40, Hlbfrzbd. M. 15.—
—„— Die Leute von Seldwyla. 2 Bände. 54.—58. Aufl. Geh. M. 6.—, Lnbd. M. 7.60, Hlbfrzbd. M. 10.—
—„— Martin Salander. Roman. 34.—38. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 3.80, Hlbfrzbd. M. 5.—
—„— Züricher Novellen. 48.—52. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 3.80, Hlbfrzbd. M. 5.—
—„— Das Sinngedicht. Novellen. Sieben Legenden. 40.—44. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 3.80, Hlbfrzbd. M. 5.—
—„— Sieben Legenden. Miniatur-Ausg. 7. Auflage Geh. M. 2.30, Lnbd. M. 3.—
—„— Romeo und Julia auf dem Dorfe. Erzählung. 6. Auflage. Miniatur-Ausgabe Geh. M. 2.30, Lnbd. M. 3.—
Kossak, Marg., Krone des Lebens. Nord. Novellen Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Kurz, Isolde, Unsere Carlotta. Erzählung Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.— Leinenband M. 5.50
—„— Italienische Erzählungen Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Frutti di Mare. Zwei Erzählungen Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Genesung. Sein Todfeind. Gedankenschuld. Drei Erzählungen Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Lebensfluten. Novellen. 2. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Florentiner Novellen. 3. Auflage Leinenband M. 3.—
—„— Phantasieen und Märchen Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.50
—„— Die Stadt des Lebens. Schilderungen aus der florentinischen Renaissance. 4. Auflage. Mit 16 Abbildungen Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Laistner, Ludwig, Novellen aus alter Zeit Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
Langmann, Philipp, Realistische Erzählungen Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Leben und Musik. Roman Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Ein junger Mann von 1895 u. and. Novellen Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Verflogene Rufe. Novellen
Lindau, Paul, Die blaue Laterne. Berliner Roman. 5. u. 6. Auflage. 2 Bände Geh. M. 6.—, in 1 Lnbd. M. 7.50
—„— Arme Mädchen. Roman. 9. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Spitzen. Roman. 9. u. 10. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Der Zug nach dem Westen. Roman. 11. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Mauthner, Fritz, Hypatia. Roman. 2. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Aus dem Märchenbuch der Wahrheit. Fabeln u. Gedichte in Prosa. 2. Aufl. von „Lügenohr" Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Meyer-Förster, Wilh., Eldena. Roman. 2 Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Meyerhof-Hildeck, Leonie, Das Ewig-Lebendige. Roman. 2. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Töchter der Zeit. Münchner Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Muellenbach, E. (Lenbach), Abseits. Erzählungen Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Aphrodite und andere Novellen Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Vom heißen Stein. Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Niessen-Deiters, Leonore, Leute mit und ohne Frack. Erzählungen und Skizzen. Buchschmuck von Hans Deiters Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Olfers, Marie v., Neue Novellen Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Die Vernunftheirat und andere Novellen Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Pantenius, Th. H., Kurländische Geschichten.
2. Tausend Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Petri, Julius, Pater peccavit Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Prel, Karl du, Das Kreuz am Ferner. 3. Aufl. Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—
Proelß, Joh., Bilderstürmer! Roman. 2. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Raberti, Rubert, Immaculata. Roman. 2 Bde. Geh. M. 8.—, in 2 Lnbdn. M. 10.—
Redwitz, O. v., Haus Wartenberg. Roman. 7. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— **Hymen.** Ein Roman. 5. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Riehl, W. H., Aus der Ecke. Novellen. 5. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— **Am Feierabend.** Sechs Novellen. 4. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— **Geschichten aus alter Zeit.** 1. Reihe. 3. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— **Geschichten aus alter Zeit.** 2. Reihe. 3. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— **Lebensrätsel.** Fünf Novellen. 4. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— **Ein ganzer Mann.** Roman. 4. Auflage Geh. M. 6.—, Lnbd. M. 7.—
—„— **Kulturgeschichtliche Novellen.** 6. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— **Neues Novellenbuch.** 3. Aufl. (6. Abdruck) Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Roquette, Otto, Das Buchstabierbuch der Leidenschaft. Roman. 2 Bände Geh. M. 4.—, in 1 Lnbd. M. 5.—
Saitschick, R., Aus der Tiefe. Ein Lebensbuch Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
Seidel, Heinrich, Leberecht Hühnchen.
Gesamtausgabe. 6. Aufl. (31.—35. Tausend) Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— **Vorstadtgeschichten.** Gesamtausgabe. 1. Reihe Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— **Vorstadtgeschichten.** Gesamtausgabe. 2. Reihe Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— **Heimatgeschichten.** Gesamtausgabe. 1. Reihe Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— **Heimatgeschichten.** Gesamtausgabe. 2. Reihe Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— **Phantasiestücke.** Gesamtausgabe Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— **Von Perlin nach Berlin.** Aus meinem Leben.
Gesamtausgabe Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— **Ludolf Marcipanis und Anderes.** Aus dem Nachlasse herausg. von H. W. Seidel. 2. Tausend Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— **Reinhard Flemmings Abenteuer zu Wasser und zu Lande.** 3 Bände. 8. Tausend Geh. je M. 3.—, Lnbd. je M. 4.—
—„— **Wintermärchen.** 2 Bände. 4. Tausend Geh. je M. 3.—, Lnbd. je M. 4.—
Skowronnek, R., Der Bruchhof. Roman. 3. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Stegemann, Hermann, Der Gebieter. Roman Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— **Stille Wasser.** Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Straß, Rudolph, Alt-Heidelberg, du Feine ...
Roman einer Studentin. 7. u. 8. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— **Buch der Liebe.** Sechs Novellen. 3. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— **Die ewige Burg.** Roman. 5. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— **Der du von dem Himmel bist.** Roman. 5. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— **Du bist die Ruh'.** Roman. 5. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— **Gib mir die Hand.** Roman. 6.—9. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— **Herzblut.** Roman. 1.—5. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— **Ich harr' des Glücks.** Novellen. 4. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— **Die törichte Jungfrau.** Roman. 5. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— **Der arme Konrad.** Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— **Montblanc.** Roman. 6. u. 7. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— **Der weiße Tod.** Roman aus der Gletscherwelt. 13.—15. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— **Es war ein Traum.** Berl. Novellen. 4. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— **Die letzte Wahl.** Roman. 4. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Sudermann, Hermann, Es war. Roman.
42.—46. Auflage Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—, Hlbfrzbd. M. 6.50
—„— **Frau Sorge.** Roman. 101.—107. Auflage.
Mit Jugendbildnis Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50, Hlbfrzbd. M. 5.—

Sudermann, Hermann, Frau Sorge. Roman. 100. (Jubil.-)Aufl. Mit Porträt. Buchschmuck von J. V. Cissarz. Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—, Hlbfrzbd. M. 6.50

—„— Geschwister. Zwei Novellen. 30.—34. Auflage. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50, Hlbfrzbd. M. 5.—

—„— Iolanthes Hochzeit. Erzählung. 28.—30. Auflage. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—, Hlbfrzbd. M. 3.50

—„— Der Katzensteg. Roman. 71.—75. Auflage. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50, Hlbfrzbd. M. 5.—

—„— Der Katzensteg. Roman. Jubil.-Auflage. Mit Porträt. Pergamentband M. 5.80

—„— Im Zwielicht. Zwanglose Geschichten. 33. u. 34. Auflage. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—, Hlbfrzbd. M. 3.50

Sydow, Klara v., Der Ausweg. Erzählung. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—

Telmann, Konrad, Trinacria. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

Trojan, Johannes, Das Wustrower Königsschießen u. a. Humoresken. 2. u. 3. verm. Aufl. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—

Voß, Richard, Römische Dorfgeschichten. 4. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—„— Richards Junge (Der Schönheitssucher). Roman. 1. u. 2. Auflage. Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—

Widmann, J. V., Touristennovellen. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

Wilbrandt, Adolf, Adams Söhne. Roman. 3. Aufl. Geh. M. 4.50, Lnbd. M. 5.50

—„— Das lebende Bild u. a. Geschichten. 3. Auflage. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—„— Dämonen u. a. Geschichten. 3. u. 4. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—„— Der Dornenweg. Roman. 4. Auflage. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—„— Erika. Das Kind. Erzählungen. 3. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—„— Familie Roland. Roman. 3. Auflage. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—„— Fesseln. Roman. 3. Auflage. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—„— Feuerblumen. Roman. 3. Auflage. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—„— Franz. Roman. 3. Auflage. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—„— Die glückliche Frau. Roman. 4. Auflage. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—„— Fridolins heimliche Ehe. 4. Auflage. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50

—„— Schleichendes Gift. Roman. 3. Auflage. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—„— Hermann Ifinger. Roman. 6. Auflage. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

—„— Hildegard Mahlmann. Roman. 3. Auflage. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—„— Irma. Roman. 3. Auflage. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—„— Ein Mecklenburger. Roman. 3. Auflage. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—„— Meister Amor. Roman. 3. Auflage. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—„— Novellen. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—„— Die Osterinsel. Roman. 5. Auflage. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

—„— Die Rothenburger. Roman. 7. Auflage. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—„— Der Sänger. Roman. 4. Auflage. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

—„— Die Schwestern. Roman. 2. u. 3. Auflage. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—„— Sommerfäden. Roman. 2. u. 3. Auflage. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—„— Am Strom der Zeit. Roman. 1.—3. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—„— Vater Robinson. Roman. 3. Auflage. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—„— Vater und Sohn u. andere Geschichten. 2. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—„— Villa Maria. Roman. 3. Auflage. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—„— Große Zeiten u. andere Geschichten. 3. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Wildenbruch, E. v., Schwester-Seele. Roman. 14. u. 15. Auflage. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

Worms, C., Aus roter Dämmerung. 2. Auflage. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50

—„— Du bist mein. Zeitroman. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

—„— Erdkinder. Roman. 3. Auflage. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—„— Die Stillen im Lande. Drei Erzähl. 2. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—„— Thoms friert. Roman. 2. Auflage. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

—„— Überschwemmung. Eine balt. Gesch. 2. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50

Zimmermann, M. G., Tante Eulalia's Romfahrt. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—